Gregorovius

Rom im Mittelalter

2

Albert Langen / Verlag / München

Zivilisation ist die Vermenschlichung der Völker in ihren äußeren Einrichtungen und der darauf Bezug habenden inneren Gesinnung.

Kultur fügt dieser Veredelung des gesellschaftlichen Zustandes Wissenschaft und Kunst hinzu.

Wenn wir aber in unserer Sprache Bildung sagen, so meinen wir damit etwas zugleich Höheres und mehr Innerliches, nämlich die Sinnesart, die sich aus der Erkenntnis und dem Gefühle des gesamten geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf die Empfindung und den Charakter ergießt.

Wilhelm von Humboldt





Bücher der Bildung / Band 7

Rom im Mittelalter

Zweiter Teil

Ein Verzeichnis der
Bücher der Bildung
und von
Langens Auswahlbänden
findet sich am Schluß
dieses Bandes

Ferdinand Gregorovius

Rom im Mittelalter

Zweiter Teil



Albert Langen, München

Erstes bis fünftes Tausend

Inhalt

Rom im Gegensatz von Kaiser und Papst

Der Beginn des 11. Jahrhunderts

Das 11. Jahrhundert war eine der bedeutendsten Epochen in der Geschichte des Papsttums. Ein so großer Gegensatz von tiefem Verfall und plötzlichem Aufschwunge einer Macht ist nirgendwo anders gesehen worden. Seit dem Ausgehen der Ottonen wiederholten sich in Rom Zustände gleich jenen nach dem Erlöschen des karolinischen Reichs. Die päpstliche Gewalt sank moralisch und politisch nieder, die Stadt aber strengte sich an, ihr für immer sich zu entziehn. Das gelang ihr nicht, weil das Papsttum als ein unzerstörliches, der städtischen Entwicklung feindliches Prinzip zurückblieb, welches nur vorübergehend niedergedrückt, nie entfernt werden konnte und durch die Hilfe fremder Mächte sich immer wieder aufrichtete. In Rom fand sich kein hinreichend starkes Bürgertum als feste Grundlage für eine weltliche Verfassung; es waren noch immer nur die mächtigen Adelsgeschlechter, die Kapitäne oder großen Lehnsvasallen der Kirche in Stadt und Land, welche den Päpsten die Gewalt entrissen und miteinander darum kämpften. Sie beherrschten Rom in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts als Patrizier, sie ernannten Päpste aus ihren Geschlechtern, machten den Heiligen Stuhl zu ihrem Familienbesitz, und das Papsttum versank in eine so schreckliche Barbarei, daß die Zeiten der verworfensten Kaiser des Altertums zurückgekehrt zu sein schienen. Sodann aber trat jene merkwürdige Reaktion ein, welche die römische Kirche, wunderbar schnell, zu einer Weltmacht erhob.

Die städtischen Verhältnisse wirkten dazu sehr wesentlich mit; denn die Stadt selbst gab die nächsten Motive für weitreichende Bewegungen her: ihr jedesmaliges Verhältnis zu den Kaisern und den Päpsten, selbst die Ereignisse in dem engen Kreis ihrer Mauern, ihr Widerspruch gegen die geistliche Herrschaft, die Bedrängnis, in welche die Päpste durch den Stadtadel gerieten, der fortdauernde Zustand von Hilfsbedürftigkeit, Notwehr und Wachsamkeit, in dem sie erhalten wurden: kurz alles dies brachte Wirkungen in die Ferne und weitreichende politische Beziehungen hervor. Man darf behaupten, daß ohne den steten Widerspruch der Stadt Rom gegen das geistliche Regiment die Geschichte des Papsttums nicht den Gang würde genommen haben, welchen sie vor und nach Gregor VII. nahm.

Der Begriff des römischen Patriziats wurde seit dem 11. Jahrhundert von weltgeschichtlicher Bedeutung. Den deutschen Königen, welche diesen Patriziat dem Adel Roms entrissen und an ihre Krone brachten, verlieh er mit der Gewalt über die Stadt auch das Recht der Besetzung des Heiligen Stuhls. Er wurde gerade deshalb der nächste Gegenstand des Kampfes der sich befreienden Kirche mit der Staatsgewalt. Jene hatte kaum den Weg der innern Reform betreten, als sie sich mit aller Kraft bemühte, das Joch der Patricies abzuwerfen. Weder Adelspäpste noch Königspäpste sollte es mehr geben, die Papstwahl sollte frei gemacht, dem Klerus allein übertragen werden. So gab der Stadt-Patriziat die Veranlassung zu dem berühmten Wahlgesetz Nikolaus' II. und zur Erschaffung des Kardinal-Kollegium, und endlich erweiterte sich der Streit der Päpste gegen den Patriziat zu jenem allgemeinen um das Recht der Investitur überhaupt.

Der große Investitur-Streit beherrscht auch die Geschichte der Stadt in der letzten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Rom blieb seine Quelle und der Schauplatz, auf welchem das Genie Hildebrands seine staunenswürdige Tätigkeit entfaltete, um nicht nur einen neuen Kirchenstaat mit Vasallenländern zu gründen, sondern das Papsttum, nach seiner Befreiung vom Patriziat, zur dominieren-

den Macht umzugestalten. Langdauernde Bürgerkriege, furchtbare Schicksale kamen infolge des großen Kampfs zwischen der Kirche und dem Reich über das unglückliche Rom, und wir werden diese Kämpfe noch in das 12. Jahrhundert sich hinüberziehen sehen, bis auch die Stadt selbst, in der Epoche der emporblühenden Städterepubliken Italiens, aus so großen Erschütterungen in neuer Gestalt als Republik hervorgeht.

Die Römer setzten dem Sohne des berühmten Crescentius das patrizische Diadem aufs Haupt, und Johannes herrschte seither zehn Jahre lang als Signor der Stadt. Sein Geschlecht war dem deutschen Königtum feind und den Römern teuer; denn es hatte sich für die Freiheit der Stadt aufgeopfert. Das Volk wandte sich daher von den Grafen Tusculums ab und den Crescentiern zu.

Der greise Sylvester beklagte indes seine Verlassenheit noch ein Jahr lang in dem öden Lateran, wo er bei seinen geliebten Pergamenten Trost suchen mochte, bis ihn ein vielleicht gewaltsamer Tod am 12. Mai 1003 erlöste. Sein dritter Nachfolger setzte ihm ein Denkmal im St. Johann, und noch heute kann man dort das Lob des berühmten Papstes lesen und der vielen Legenden gedenken, womit das Mittelalter das Leben dieses „Magiers" auf dem Stuhl Petri ausgeschmückt hat. Die Grabschrift klagt, daß nach seinem Tode der Friede aus der Welt verschwand, die Kirche in Verwirrung geriet.

Während seines mehr als fünfjährigen Pontifikats wagte Johann XVIII. kaum schüchterne Blicke nach dem entfernten Könige von Deutschland zu richten. Der Bayernherzog, dort als Heinrich II. auf den Thron gelangt, begehrte das Imperium in der deutschen Nation zu erneuern, aber zwischen ihm und der Kaiserkrone stand noch Arduin, König wenigstens in seinen Alpenbergen. Er hatte diesen Nebenbuhler geschlagen, wenn auch nicht beseitigt, in dem rebellischen Pavia am 14. Mai 1004 die Krone Italiens genommen, jedoch war er nach Deutschland zurückgekehrt. Immer aber wirkten die Niederlage Arduins, die Krönung Heinrichs und die Erwartung seines Romzuges so viel, daß die deutsche Partei in der Stadt mehr Kraft gewann. Sie wurde da-

mals von den Grafen Tusculums geführt, denn aus Haß gegen die Crescentier heuchelten dieselben Sympathien für das deutsche Königtum.

Fünfzehn Millien von Rom entfernt stehen noch heute hoch über Frascati die melancholischen Ruinen des antiken und des mittelalterlichen Tusculum. Diese Stadt war älter als Rom, denn ihr Ursprung verliert sich in die Mythen des Odysseus, von dessen und der Circe Sohn Telegonus sie gegründet sein sollte. Als lateinischer Ort kämpfte sie lange mit Rom; ihr Haupt Mamilius Oktavius gab dort dem letzten Tarquinius, seinem Schwiegervater, ein Asyl, und er fiel dann in der Schlacht am See Regillus. Berühmte Geschlechter gingen aus Tusculum hervor, die Mamilier, die Fulvier, Fontejer, die Juventier, und vor allen die Porcier, denn jene finstere Burg war die Wiege der Catonen. Manche Gestalt aus der Blütezeit der römischen Wissenschaft tritt dem Wanderer auf den Trümmern Tusculums entgegen; er wird die Stelle suchen, wo die Akademie Ciceros und seine Villa stand, in der er die tusculanischen Quästionen schrieb. M. Brutus, Hortensius, Lucullus und Crassus, Metellus, Cäsar, spätere Kaiser hatten dort ihre Villen; denn der blühende Berghang war zu Römerzeiten von prachtvollen Landhäusern bedeckt, wie noch heute die Großen Roms ihre schönsten Villen in Frascati besitzen, dem lieblichen Ort, welcher im Mittelalter schon lange bestand, ehe Tusculum unterging. Im 10. Jahrhundert war das tusculanische Municipium eine fast uneinnehmbare Stadt, voll Ruinen alter Herrlichkeit. Wer dies Kastell besaß, beherrschte das Lateinergebirge und einen Teil der Campagna; und diese Lage gab Tusculum eine größere Bedeutung, als sie jede andere Burg im Römischen haben konnte.

Das dortige Grafengeschlecht (de Tusculana) stammte von Marozia und Theodora, und der in ihm dauernde Familienname Theophylakt beweist, daß jener „Senator der Römer" ein Ahne dieses Hauses gewesen war. Die wilden Barone blickten vom steilen Tusculum wie Raubfalken auf Rom nieder, wo jetzt Johannes Crescentius als Patricius gebot, und wo Alberich vor 50 Jahren

königlich geherrscht hatte. Sie trachteten danach, sich Roms wie eines Familienbesitzes zu bemächtigen, und die passende Gelegenheit blieb nicht aus.

Aber Johann wurde von der Erinnerung an seinen unglücklichen Vater geängstigt; auch fürchtete er den Romzug Heinrichs II. Ihn wünschte der Papst herbei, ihn suchte der Patricius fern zu halten. Während er in Rom herrschte, den S. Peter beraubte, Kirchengüter einzog, schmeichelte er dem König Heinrich als seinem Herrn mit Briefen und Geschenken, doch auf jede Weise suchte er seine Krönung zu vereiteln. Sein Regiment, nur möglich, so lange es keinen Kaiser gab, füllte die Pause bis zur nächsten Kaiserkrönung aus. Er starb jedoch im Frühjahr 1012, ehe Heinrich kam, und sein Tod gab dem Papsttum einige Freiheit wieder, während er zugleich dem deutschen Könige den Weg nach Rom erleichterte. Sein Tod stürzte die Crescentier. Diese Familie, welche im barbarischen Mittelalter als ein Geschlecht verwildeter Gracchen oder Brutusse glänzt und immerhin mutige Kämpfer gegen Päpste und Kaiser erzeugt hat, erhielt sich noch lange im Sabinischen, aber in Rom, wo man noch über ein Jahrhundert dem Namen Crescentius oft begegnet, hat sie keine große Bedeutung mehr gehabt. Sie überließ das Feld den Grafen von Tusculum, die sofort wieder emporkamen, um Rom lange zu tyrannisieren und den Stuhl Petri in ihr Erbgut zu verwandeln.

Konrad II. und König Kanut als Romfahrer

Im Frühjahr 1026 nahm Konrad II. die eiserne Krone zu Mailand aus den Händen des Erzbischofs Heribert. Er rächte sich an der mutigen Stadt Pavia, welche die Pfalz Heinrichs II. zerstört hatte und ihm selbst die Tore schloß, durch die Verwüstung ihres Gebiets; hierauf ging er nach Ravenna, wo sich das Volk erhob, die Fremdlinge zu ermorden, bis dieser Ausbruch des Hasses in Blutströmen erstickt ward. In unserem Jahrhundert können wir das Schauspiel der

Romzüge unserer Vorfahren nicht durchaus mit Freude betrachten; wir müssen Italien beklagen, welches sie verschuldete, aber auch länger als 300 Jahre erlitt. Wenn die deutschen Könige mit ihren Heeren und glänzenden Gefolgschaften die Alpen herabkamen, waren die Städte verdammt, diese Massen zu nähren und zu beherbergen, den kaiserlichen Hof zu unterhalten, und selbst die ordentliche Gerichtsbarkeit hörte beim Erscheinen des Oberrichters auf. In die leeren Truhen des Kaisers flossen als Geschenke oder Erpressungen die Schätze der Städte oder der Schweiß der von geistlichen wie weltlichen Vasallen bedrückten Kolonen und die eingezogenen Güter der Hunderte von Rebellen. Das kaiserliche Heer, zusammengesetzt aus rohen Kriegsknechten nordischer, selbst slavischer Länder, schreckte die nüchternen, von der Natur des Südens mit feinem Takt begabten Italiener, die zu allen Epochen durch höfliche Sitte alle Völker übertroffen haben. Was Wunder, wenn beim Anblick der Völlerei jener Truppen, welche Italien nur als sklavische Provinz ihres Königs betrachteten, die Italiener mit Ingrimm sich fragten, warum ihr Land zu ewiger Fremdherrschaft verdammt sei, und wenn sie sich mit wildem Haß aller Augenblicke in den Städten erhoben, durch die sich der Romzug weiterwälzte. Aber die eiserne Majestät eines Kaisers des Mittelalters warf kaum einen Blick des Erbarmens auf rauchende Städte, zertretene Felder, mit Leichen bedeckte Straßen, von Majestätsverbrechern gefüllte Kerker. Er nahm als zum Romzug gehörige Szenen hin: die edelsten Bürger einer Gemeinde vor seinem Throne sich niederwerfen zu sehen, zitternd, mit nackten Füßen, ein bloßes Schwert am Halse hangend, während die Flamme der noch brennenden Stadt ihre blassen Gesichter beleuchtete.

Den Waffen des tapfern Konrad beugten sich zuletzt die feindlichen Städte, selbst Pavia; die Markgrafen von Este, von Susa und Toskana hatte er zum Gehorsam gebracht, und ungehindert zog er in Rom ein. Seine und seiner Gemahlin Gisela Krönung vollzog Johann XIX. im S. Peter am 26. März 1027 unter vielem Pomp und im Beisein zweier Könige, Rudolfs III. von Burgund

und Kanuts von England und Dänemark. Die Feierlichkeit wurde durch den kindischen Ehrgeiz der Erzbischöfe von Mailand und Ravenna gestört, von denen jeder den Vortritt beanspruchte; der Zwist dieser hochmütigen Prälaten teilte sich ihrem Gefolge mit; Rom wurde durch einen Straßenkampf zwischen Ravennaten und Mailändern in Schrecken versetzt, und noch war die gewöhnliche Schlußszene der Krönungsfeste nicht vor sich gegangen. Sie blieb nicht aus: ein zufälliger Zank um eine elende Rindshaut zwischen einem Römer und Deutschen reichte hin, das Volk in Wut zu bringen. Nach einem greuelvollen Gemetzel „unzähliger" Römer standen wieder vor dem Thron des Kaisers im Palast am S. Peter die edelsten Bürger der Stadt, zitternd, barfuß, ein bloßes Schwert am Halse hangend, und sie flehten zu seinen Füßen um Schonung.

Der Anblick dieser Greuel konnte das gläubige Herz des Königs Kanut erschrecken, nicht weil seine Bildung über die Zeit erhaben, sondern weil ihm ein schöner Traum zerstört worden war. Nach einer langen Sehnsucht und einem frommen Gelübde war er als Pilger mit Ranzen und Stab nach der heiligen Stadt gekommen und fand statt des Asyls der Liebe und des Friedens, was Rom dem Begriffe nach hätte sein sollen, nur einen wüsten Tummelplatz für alle Faktionen und Furien. Die Stadt Rom, man muß es sagen, war während des Mittelalters nur die schreckliche Karikatur einer erhabenen Idee. Von seiner Anwesenheit in ihr hinterließ Kanut selbst ein naives Denkmal in seinem an das englische Volk von dort datierten Brief. Er meldete ihm, daß er alle Heiligtümer Roms verehrt habe und darüber um so glücklicher sei, weil ihn die Weisen (d. h. die Priester) gelehrt hatten, daß Petrus vom Herrn die Macht empfangen habe, zu binden und zu lösen, weshalb es viel fruchte, in dem Schlüsselträger des Himmels einen Anwalt bei Gott zu besitzen. Er erzählte mit kindlicher Freude, daß er von der erlauchten Versammlung aller Fürsten, die vom Garganus bis zum Tuskischen Meer sich um Papst und Kaiser geschart, ehrenvoll bewillkommnet, und daß ihm die abgabenfreie Romfahrt für alle Angeln und Dänen,

für Pilger wie Kaufleute, zugestanden worden sei. Der verständige Fürst befreite auch die Erzbischöfe seiner Reiche von den großen Gebühren für das Pallium, aber er versprach die richtige Einlieferung des Peterspfennigs nach Rom. Selbst die Schreckensszenen, die er dort mit Augen gesehen hatte, minderten die Ehrfurcht eines Barbarenkönigs vor der heiligen Stadt nicht. In der frommen Aufwallung seines Gemüts erklärte er seinen Untertanen, daß er in Rom Gott gelobt habe, seine Völker gerecht zu regieren und die Fehltritte der Jugend durch die Vernunft seiner reifen Jahre zu sühnen. Ein trefflicher Brief und ein denkwürdiger Beweis von der unermeßlichen moralischen Gewalt des Glaubens an die Heiligkeit Roms in jener Zeit.

Die Krönung Heinrichs III. wurde unter so bedeutenden Verhältnissen und in so vollständiger Ruhe vollzogen, daß sie die passendste Gelegenheit darbietet, die Feierlichkeit der Kaiserkrönungen überhaupt mit einigen Strichen darzustellen. Seit Karl dem Großen bildeten diese wiederholten Akte das glänzendste Schauspiel in Rom, neben den häufigeren Krönungen oder lateranischen Umzügen der Päpste, von denen wir später ein Bild entwerfen wollen.

Wenn der erwählte Kaiser mit seiner Gemahlin und seinem Gefolge heranzog, beschwor er zuerst an einer kleinen Brücke auf dem neronischen Felde den Römern, daß er die Rechte und Gewohnheiten der Stadt aufrechthalten wolle. Dann hielt er am Tage der Krönung seinen Einzug durch die Porta Castelli nahe an der Engelsburg, und hier wiederholte er den Eidschwur. Der Klerus und die Körperschaften Roms begrüßten ihn bei der Kirche S. Maria Traspontina, auf einer legendären Stelle, die Terebinthus Neronis genannt wurde. Der feierliche Zug bewegte sich sodann nach der Treppe des Doms. Senatoren gingen dem König zur Seite, der Stadtpräfekt trug ihm das bloße Schwert vor, und seine Kämmerer streuten Geld aus. Er stieg an der Treppe vom Pferde und schritt mit seinem Gefolge die Plattform

empor, wo der Papst, vom hohen Klerus umgeben, seiner harrend dasaß; er ließ sich zum Fußkuß herab, leistete den Schwur, ein rechter Beschützer der Kirche sein zu wollen, empfing vom Papst den Friedenskuß und wurde von ihm zum Sohn der Kirche adoptiert. Unter feierlichem Gesang schritten beide in die Kirche S. Maria in Turri an der S. Peterstreppe, denn dort wurde der König förmlich zum Domherrn der Basilika gemacht. Sodann ging er, geführt vom lateranischen Pfalzgrafen und vom Primicerius der Richter, zur silbernen Türe des Doms, wo er betete und der Bischof von Albano über ihn die erste Oration sprach. Zahllose mystische Zeremonien erwarteten den König im S. Peter selbst. Hier befand sich unweit des Einganges die Rota Porphyretika, ein kreisrunder, dem Boden eingefügter Porphyrstein, woneben König und Papst sich niederließen. Der kaiserliche Kandidat legte daselbst sein Glaubensbekenntnis ab, worauf der Kardinalbischof von Portus sich mitten auf die Rota stellte und die zweite Oration sprach. Er wurde sodann in neue Gewänder gehüllt, in der Sakristei vom Papst zum Kleriker gemacht, mit der Tunika und Dalmatika, dem Pluviale, der Mitra und den Sandalen bekleidet und weiter an den Altar des Mauritius geführt, wohin ihn seine Gemahlin nach ähnlichen, aber weniger ermüdenden Zeremonien begleitete. Der Bischof von Ostia salbte hier dem König den rechten Arm und den Nacken und sprach die dritte Oration.

Wenn der zu Krönende von der Größe seines Berufs erfüllt war, mußten ihn die Feierlichkeiten des Akts, der mystische und schwerfällige Pomp, die großartige Monotonie der Gebete und Gesänge in dem uralten Dom, welchen so erhabne Erinnerungen heiligten, in der tiefsten Seele erschüttern. Der Gipfel alles menschlichen Ehrgeizes, die Krone Karls des Großen lag funkelnd vor seinem sehnsüchtigen Blick auf dem Altar des Apostelfürsten. Aber der Papst steckte erst den goldenen Ring an den Finger des Gesalbten, als Symbol des Glaubens, der Beständigkeit und Kraft seines katholischen Regiments; er umgürtete ihn unter ähnlichen Sprüchen mit dem Schwert und setzte ihm endlich die Krone aufs Haupt.

„Nimm," so sprach er, „das Zeichen des Ruhmes, das Diadem des Königtums, die Krone des Reichs, im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes; sage dich los von dem Erzfeind und aller Sünde, sei gerecht und erbarmend und lebe in so frommer Liebe, daß du einst von unserm Herrn Jesus Christus im Verein der Seligen die ewige Krone empfangen magst." Die Kirche erscholl von dem „Gloria" und den Laudes: „Leben und Sieg dem Kaiser, dem römischen und dem deutschen Heer!" und von dem endlosen Jubelgeschrei der wilden Krieger, die ihren König als Imperator in deutschen, slavischen und romanischen Zungen begrüßten.

Der Kaiser entkleidete sich wiederum der Zeichen des Reiches, er ministrierte dem Papst nun als Subdiaconus bei der Messe; dann zog ihm der Pfalzgraf die Sandalen aus und die roten Kaiserstiefeln mit den Sporen des S. Mauritius an, worauf der ganze Zug mit dem Papst die Kirche verließ, und auf der sogenannten Triumphalstraße, unter dem Geläute aller Glocken, durch das bekränzte Rom nach dem Lateran sich bewegte. An einzelnen Stationen waren lobsingende Kleriker und die Scholen oder Zünfte zur Begrüßung des vorüberziehenden Kaisers aufgestellt. Vor und hinter dem Zuge streuten Kämmerer Geld aus, wie auch alle Scholen und alle Beamten des Palastes das Presbyterium oder übliche Geldgeschenk erhielten. Ein Festmahl beschloß die Feierlichkeit im päpstlichen Palast. Wenn es die Umstände erlaubten, hielt der Kaiser am zweiten Tage eine Prozession zur Messe nach dem Lateran, am dritten Tag nach S. Paul, am vierten nach Santa Croce in Jerusalem.

Dies sind nur die dürftigsten Züge einer Kaiserkrönung jener Epoche; die Zeremonien, dem byzantinischen Pomp entlehnt, hatten sich seit Karl dem Großen festgestellt, und sie blieben sich im Wesen gleich, obwohl man mit der Zeit manches veränderte und neu hinzufügte. Diese großartigen Schauspiele werden von keinem Gepränge unserer Zeit mehr erreicht. Die Menge von Herzogen und Grafen, von Bischöfen und Äbten, Rittern und Herren mit ihrem Gefolge, der Reichtum ihrer Gewandung, die Fremdartigkeit der Physiognomien und Sprachen, die martialischen

Kriegerreihen, die mystische Pracht des Papsttums mit allen seinen Ordnungen in so malerischer Tracht, die Erscheinungen des weltlichen Rom, der Richter und Senatoren, der Konsuln und Duces, der Milizen mit ihren Bannern, in wunderlichster, bunter, phantastischer Kleidung, endlich als erhabenste Szene dieses Dramas das ernste, düstere und trümmervolle Rom, durch welches sich der Krönungszug feierlich bewegte: dies alles mußte ein so gewaltiges Gemälde in welthistorischem Stile darstellen, daß selbst ein verwöhnter Römer aus der Zeit des Trajan es mit Befremden würde betrachtet haben. Die Krönungszüge gaben Rom den Charakter der Weltstadt zurück. Die damaligen Römer konnten sich einbilden, daß die von ihnen erwählten Kaiser noch immer den Erdkreis beherrschten. Die herbeigeströmten Fremden ließen ihnen reichlich ihr Gold, und das hungrige Volk konnte sich einige Wochen lang von dem Gewinste der Krönung nähren. Wenn aber die Patrioten aus der Schule Alberichs sich besannen, daß diese so pomphaft einherziehenden Kaiser Deutsche seien, die nicht einmal ihre Sprache verstanden, die ihre Päpste willkürlich einsetzten, auf deren Romzügen die Städte Italiens in Asche sanken: so griffen sie plötzlich wutvoll nach den Schwertern, der rasende Pöbel stürzte sich nach dem Vatikan, den kaum gekrönten Kaiser zu ermorden, und das schönste Gemälde der Weltgeschichte wurde in wenig Augenblicken in das wirre Bild von Straßenkämpfen verwandelt und mit Strömen Blutes endlich ausgelöscht.

Doch Heinrich III. hatte diesen Ausbruch des Nationalhasses nicht zu fürchten; die Römer übertrugen ihm vielmehr gleich nach der Krönung auch die patrizische Gewalt, die sogar auf seine Nachfolger im Reich übergehen sollte. Adel, Bürger und Klerus bestätigten mit lautem Zuruf dies wichtige Dekret, wodurch die Stadt und der apostolische Stuhl der deutschen Krone unterworfen wurde. Sie empfanden dabei nur die nichtige Genugtuung, daß so große Rechte dem Kaiser aus der Vollmacht des römischen Volkes erteilt worden seien. Heinrich wurde im S. Peter feierlich zum Patricius gekrönt; eine grüne Chlamys, ein Fingerring, ein goldnes Diadem waren die

Insignien seiner städtischen Gewalt. Der mächtige Kaiser ließ sich herab, die Zeichen einer Magistratur anzulegen, die vor ihm römische Große getragen hatten, und setzte sich sogar dem Tadel aus, zum Range der Grafen von Tusculum herabgestiegen zu sein. Er konnte sich indes passend mit Augustus vergleichen, der die tribunizische und andere Gewalten sich hatte übertragen lassen; auch wußte er wohl, daß der Patricius in den Augen Roms die Hoheitsrechte des Senats und Volkes darstellte. So gewann diese Würde eine höhere Bedeutung, als sie zur Zeit Ottos III. gehabt hatte; und überhaupt ist es merkwürdig, daß ein altrömischer Titel im Mittelalter so große Kraft erhielt und endlich eine der Hauptursachen langer Kriege zwischen den weltlichen und geistlichen Mächten wurde. Heinrich verschmähte es nicht, den Patriciat rechtlich an das Reich zu bringen; wie sich einst Karl der Große Patricius der Römer genannt hatte, wurde auch er in Urkunden mit diesem Titel bezeichnet.

Sein einziges Recht hatte das römische Volk dem deutschen Könige hingegeben. War es nicht auch durch die Geistlichkeit dazu gedrängt worden? So hoch galt augenblicklich der Dienst, welchen Heinrich der Kirche durch die Vernichtung der Adelstyrannei und die Beilegung des Schisma geleistet hatte, daß er selbst um den äußersten Preis der Freiheit der Papstwahl nicht zu teuer erkauft schien. Die wenigen edeln Männer im Klerus sprachen es offen aus, daß der deutsche König wegen seiner Verdienste jene Gewalt erhalten habe, wie David zum Lohne seines Sieges über Goliath die Hand der Königstochter empfangen hatte.

In diesem Augenblicke der Erlösung schien die Kirche nur der Gegenwart froh zu sein und nicht die andere Tyrannei zu sehen, welche sie selbst sich heraufbeschworen hatte. Die imperatorische Gewalt war in Rom schrankenlos wiederhergestellt, wie zu Ottos I. Zeit, die Wahl und Investitur der Päpste für immer an das deutsche Reich gebracht: große Revolutionen und welterschütternde Kämpfe wurden die Folgen dieses der deutschen Krone übertragenen Patriziats. Ahnte sie der junge Hildebrand, der unscheinbare Kapellan des abgesetzten Gregor VI., als er die

Stirne Heinrichs III. mit dem Patrizier-Reifen krönen sah? Daß dieses gewaltigen Kaisers Sohn, 31 Jahre später, vor ihm selbst, dem siebenten Gregor, mit abgelegter Krone im Staube knien werde, hat er freilich nicht vorausgesehen.

Gregor VII

Hildebrands Thronbesteigung

Alexander II. starb am 21. April 1073: sein Nachfolger wurde Hildebrand. In diesem Herrscher-Genie lebte der ernste und großartige Geist der alten Römer wieder auf. Er steht auf der Grenze zweier Gesellschafts-Epochen, einer vergehenden und einer werdenden. Sein Grundwesen ist politischer, nicht geistlicher Natur, und kaum scheint ihm das priesterliche Gewand zu eignen. Seine Bedeutung ist diese, daß er das bisher bestehende Verhältnis der Kirche zur Welt und zur weltlichen Gewalt durch eine der gewaltsamsten Revolutionen umgeformt hat, welche die Geschichte kennt. Er war der Cäsar des päpstlichen Rom, die Alleingewalt des Papsttums sein politisches Ziel.

Hildebrand war jedoch nicht Römer, noch Lateiner von Geburt. Sein Vater Bonizo soll ein armer Tischler im tuskischen Soana gewesen sein, und der größte Papst Roms gehörte der langobardischen Rasse an, von welcher Toskana stark bevölkert war. Als Knabe kam er in die Obhut eines Oheims zu Rom, Abts von S. Maria auf dem Aventin. Dort mochte er die Kutte der Benediktiner genommen haben, denn er wurde Mönch und trat später in den Orden Clunys, dessen hierarchische Ideen in seinem Genie die herrschende Gestalt gewannen. Seine leidenschaftliche Natur begrub sich nicht in die asketische Mystik jener Zeit, aus welcher seine Seele mit fanatischer Kraft, doch gesund wieder kam. Er lernte die Welt verachten, aber sie zu beherrschen blieb ihm begehrenswert.

Das beschränkte Ideal eines Klosterheiligen lebte nicht

2*

in dem Geiste Hildebrands, welcher geboren war, ein tatkräftiges Verhältnis auf die Welt zu haben. Der Anblick einer tief verderbten Gesellschaft trieb den gefühlsseligen Damiani in die Einsiedelei, doch Hildebrand betrachtete mit noch größerem Schmerz den hierarchischen Verfall der Kirche Roms. Man muß sich vorstellen, daß er in aufstrebender Jugend ein moralisches Ungeheuer auf dem Stuhle Petri sitzen sah, daß die römische Kirche damals zu dem niedern Range eines Provinzialbistums herabgekommen war, welches ein wildes Grafengeschlecht als Investitur für seine jüngeren Söhne betrachtete. Ein nachsinnender Geist, der vom Bewußtsein der welthistorischen Aufgabe des Papsttums erfüllt war, mußte sich bald die Ursachen von dessen Ruin klar machen und nach den Mitteln seiner Erneuerung suchen. Jene waren das Übergewicht der weltlichen Gewalt über die feudal gewordene Geistlichkeit und die Auflösung der Kirchendisziplin; diese bot dar die Reform der Disziplin, die Vereinigung der gesamten Kirche in der Oberhoheit Roms, die Befreiung des Papsttums, erst vom Einflusse des städtischen Adels, dann vom königlichen Patriziat, die Befreiung des Klerus von der Laien-Investitur.

In Zeiten der Bedrängnis durch Schisma und städtische Faktionen waren die Päpste gewohnt, die deutschen Könige nach Rom zu rufen und zu Kaisern zu krönen; sie bezahlten deren vorübergehende Dienste jedesmal mit der erneuerten Vasallenschaft unter der Reichsgewalt. Der junge Hildebrand erlebte die Synode zu Sutri, in deren Folge Heinrich III. das Papsttum zu einem Bistum herabsetzte, mit dem er seine deutschen Günstlinge belieh, wie er es in Bamberg oder Mainz zu tun gewohnt war. Er führte Gregor VI. mit sich fort, und während Hildebrand seinen Papst ins Exil nach Köln begleitete, hatte er Muße, über die Knechtschaft nachzudenken, in welche das Papsttum durch seinen Befreier, den Kaiser, gestürzt worden war. Es galt nun, den Kampf aus dem städtischen Gebiet auf ein allgemeines Feld zu übertragen und das gesamte Reich zu seinem Schauplatz zu machen. Das Papsttum mußte von der kaiserlichen Oberhoheit befreit werden, und es konnte dies nur, wenn die Kirche

vom Gesetze des Staates getrennt ward. Der Feudalismus hatte beide Ordnungen seit Jahrhunderten auf das engste verzweigt; nun sollte das Verbot der Belehnung von Laienhand die Kirche aus dem feudalen Reichsverbande lösen; die Ehelosigkeit sollte den gesamten Klerus von der weltlichen Gesellschaft, ihren Pflichten und Interessen trennen; dem Papst allein sollte er pflichtig sein, und dann durfte dieser, über alle Metropoliten und Landeskirchen als ihr gebietendes Haupt erhoben, es wagen, auch die königliche Gewalt zu seiner Dienerin herabzusetzen.

Allmählich gestalteten sich diese großen Pläne im Geiste Hildebrands. Wir sehen dessen rastlose Tätigkeit seit der Erhebung Leos IX., und wie er als Kanzler seit dem Wahlgesetz Schritt vor Schritt dem Papsttum Freiheit und Kraft errang. Große Geister entspringen und bilden sich in gewaltsamen Umwälzungen, und Hildebrand ging durch die Reformbewegung von sechs Päpsten hindurch, ehe er selbst Papst wurde. Die Schule seiner Herrschaft war lang und schwierig, aber nie übernahm ein Monarch sein Amt mit gleich tiefer Kenntnis der Weltverhältnisse, der Menschen und Mittel und mit einem gleich klaren Bewußtsein seines Ziels.

Die Reformpartei hatte einen Wahlplan entworfen, dem Beatrix von Toskana nicht fremd sein konnte. Im Sturm, wie durch göttliche Eingebung des Volkes sollte der Archidiaconus erhoben werden. Noch war am 22. April der tote Alexander im Lateran nicht beerdigt, so riefen enthusiastische Stimmen Hildebrand zum Papst aus; er wurde von den Kardinälen jauchzend hinweggenommen, unter dem Jubelgeschrei des Volks nach S. Pietro in Vincoli geführt und dort zum Papst gewählt oder ernannt. Die Kardinäle lasen das schon vorher gefertigte Wahldekret, und das dicht gescharte Volk konnte dem Lobe beistimmen, welches die Tugenden des Gewählten, ohne ihm zu schmeicheln, pries.

Als der erste Gregor erwählt wurde, suchte er seinem Beruf durch die Flucht zu entgehn; dem siebenten Gregor, dem staatsgewandten Minister von fünf Päpsten, würde ein demutsvolles Sträuben nicht angestanden haben. Er

buhlte nicht um die Wahl, er war ihrer sicher; er konnte den Zuruf furchtlos vernehmen, wie ein Feldherr, den nach zwanzig gewonnenen Schlachten die Legionen als Imperator grüßen. Und doch gerade dieser Mann des großen Schicksals bebte einen Augenblick vor dem Gipfel der Macht zurück, welchen oftmals kleine Geister mit froher Hast bestiegen haben, weil sie unfähig waren, seine verhängnisvolle Höhe zu messen.

Die Gegner Hildebrands, denen viel darauf ankam, in der Wahl eines solchen Papstes den Flecken der Simonie aufweisen zu können, sprengten aus, daß List und Bestechung sie bewirkt habe. Dies war eine Unwahrheit. Die große Mehrzahl der Römer mußte für ihn, den Mann der Zeit, stimmen; sein untadelhaftes Leben gebot Achtung, sein Genie Bewunderung. Und würde der vorsichtige Hildebrand die Tiara genommen haben, wenn eine unkanonische Wahl seinen zahllosen Feinden ihn sofort bloßgestellt hätte?

Das neue Wahldekret hatte Heinrich das Bestätigungsrecht ausdrücklich bewahrt; dies konnte Gregor nicht umgehen. Er meldete daher seine Wahl auch dem Könige; er suchte nicht um die Zustimmung nach, aber er verschob klug seine Weihe, bis er ihrer versichert war oder sie umgehen konnte. Die rücksichtslose Strenge, mit der ein solcher Mann die Reformdekrete durchführen mußte, ängstigte die simonistischen Bischöfe Galliens und Deutschlands. Man riet Heinrich, die Wahl nicht zu bestätigen. Wenn nun statt eines jungen, von Leidenschaften beirrten Fürsten ein kraftvoller Mann auf dem deutschen Throne gesessen wäre, so würde er die Erhebung Gregors nicht geduldet, sondern einen unvermeidlichen Gegner niedergeworfen haben, ehe er Kraft gewann. Aber dieser Papst hatte, wie viele große Regenten, das Glück, in einer Zeit zur Gewalt zu kommen, wo starke Männer tot und lebende Feinde schwach waren. Seine großartigen Siege, noch heute ein Gegenstand des Staunens der Nachwelt, waren nur möglich, weil das deutsche Reich in Verwirrung lag und so lange den deutschen Thron ein haltloser Jüngling einnahm.

Der Aufruhr der Völker Sachsens lähmte die könig-

liche Macht eines unreifen Fürsten, und Heinrich wagte nicht, seine unsichere Lage durch den furchtbarsten aller Feinde zu verschlimmern. Er schickte den Grafen Eberhard nach Rom, das Recht der Krone wahrzunehmen, indem er den Wahlvorgang untersuchte. Dies war eine Form des Anstandes, nichts mehr. Gregor VII. wurde am 29. Juni, dem Tage der Apostelfürsten, zum Papst geweiht, im Beisein des kaiserlichen Kanzlers Italiens, in Gegenwart der Markgräfin Beatrix und der Kaiserin Agnes.

Gregors Pläne

Die Kirchengeschichte entwickelt die Kämpfe Gregors VII. um die Alleingewalt des Papsttums; unsre Geschichte muß sich beschränken. Obwohl sie sich eines Blicks auf die allgemeinen Richtungen der Zeit und die Verhältnisse im Großen nicht entschlagen kann, darf sich doch nur das Politische fest halten, und zeigen, welche Schicksale die Stadt Rom mitten im Kampf zwischen der Krone und der Tiara erfahren hat, und welches ihre Beteiligung in diesem welterschütternden Streite gewesen ist. Denn auch die Stadt trat darin handelnd auf; ihre jedesmalige Beziehung zu den Kaisern und Päpsten machte sie zu einer wirkenden Kraft in der Weltgeschichte selbst.

Ehe Gregor sein erstes Konzil hielt, ging er nach Apulien, die Normannen sich neu zu verpflichten und wie ein kluger Feldherr eine starke Grundlage sich zu sichern. Die Päpste, unvermögend, die Eindringlinge zu verjagen, suchten so gefährliche Nachbarn wenigstens der Lehnspflicht gegen das Reich zu entziehn, der Kirche dienstbar zu machen und zugleich mit der Politik des alten Rom durch Teilung und Eifersucht diese Vasallen zu schwächen. Im August 1073 empfing Gregor den Dienstmanneneid des Langobarden Landulf VI. von Benevent; im September die Huldigung des Fürsten von Capua. Der Normanne Richard von Aversa wurde zinsbar, versprach dem Reich den Lehnseid nicht zu leisten, außer mit des Papstes Genehmigung, und verpflichtete sich, den Kirchenstaat, endlich

das Wahlgesetz zu schützen. Dem Beispiel eines Nebenbuhlers wollte Guiscard nicht folgen: der Bezwinger Siziliens sträubte sich noch, seine Eroberungen vom Papst, dessen Absichten er begriff, zu Lehn zu nehmen; auch wollte er bessere Bedingungen und noch mehr Gewinn von Land. Er schwor den Lehnseid nicht, worauf Gregor ihn und Richard mit schlauer Kunst in Zwiespalt hielt. Sein Bestreben, Süditalien zu einem römischen Vasallenlande zu machen, konnte nicht mehr auffallen, aber wundersam war die vorschnelle Offenheit, womit er andere, höhere Ansprüche des Heiligen Stuhls sofort enthüllte.

Wenn heute ein Papst erklärte, daß ihm fremde Fürsten Vasallenpflicht schuldig seien, so würde er wie ein Irrsinniger angestaunt werden, und doch gab es eine Zeit, wo die Päpste alles Ernstes behaupteten, auch die politischen Oberherren der halben Welt zu sein, wo Völker ohne Nachdenken diese Ansprüche vernahmen und Könige sie fürchteten oder sich ihnen unterwarfen. Die Schenkung Konstantins war der Boden, auf dem so kühne Ideen ursprünglich erwuchsen; die normannischen Fahnenlehen wurden sodann weitere Schritte zu weiteren Forderungen. Kaum Papst geworden, schreckte Gregor die Könige durch seine Absicht, eine zweite römische Weltherrschaft aufzurichten. Die Länder des Westens sollten Vasallenstaaten des geistlichen Rom, ihre Herrscher Lehnsmannen S. Peters sein. Gregors Vorgänger hatten ihre Kräfte erschöpft, zerfallene Patrimonien wieder zu gewinnen, aber dieser gewaltige Mann blickte über die Fetzen des Kirchenstaats hinweg auf die Herrschaft der Welt. Mit Erstaunen lesen wir die zum Teil bald nach seiner Erhebung geschriebenen Briefe, worin er fremden Fürsten ruhig erklärt, daß ihre Reiche dem Heiligen Stuhl gehörten.

So hochgespannte Vorstellungen flossen auch aus der Idee, daß Christus Herr der Welt sei, der Papst als sein Vikar an diesem Vorrecht Anteil habe; aber die Päpste würden sie nicht gewagt haben, wenn nicht sowohl der mystische Begriff vom Wesen des Papsttums, als die tiefe Verwirrung der staatlichen Verhältnisse sie dazu ermunterte. Eroberer eilten, ihrem Raube Rechtskraft zu geben, indem sie um den Preis des Lehnseides vom Stellver-

treter Christi sich das Gottesgnadentum erbaten; Prätendenten boten ihre Reiche dem Papste zum Lehn, um sich ihrer Krone zu versichern. In den moralischen Schutz der Kirche flüchteten Fürsten aus Klugheit wie aus Pietät. Schuldbelastete oder fromme Könige boten von dem Eigentum ihrer unbefragten Völker jährlichen Zins dar, und der römische Lateran machte ein frommes Geschenk zu einem pflichtschuldigen Tribut. Gewohnt, daß bedrängte Eigentümer ihr freies Gut ihr hingaben, um es dann als ein Kirchenlehen zurückzuerhalten, suchte die Kirche solche Rechtsverhältnisse von Domänen zu Königreichen auszudehnen und sie alle sich zinsbar zu machen. Ihre Titel waren zahllos, oft seltsam: Gregor VII. beanspruchte die Lehnshoheit über Böhmen, weil Alexander II. dem Herzog Wratislaw den Gebrauch einer Mitra zugestanden hatte; über Rußland, weil der flüchtige Prinz von Nowgorod das Grab S. Peters besucht und ihm sein Land zum Lehn dargeboten habe; über Ungarn, weil Heinrich III. die eroberte Reichslanze und Krone jenes Landes als Weihgeschenk in den S. Peter gestiftet habe. Kaum war er zum Papst erwählt, als er den Kardinal Hugo nach Spanien sandte, dort die Oberherrlichkeit der Kirche zu wahren, denn jenes Reich stünde seit alters dem Papste zu Recht. Er stellte dieselben Forderungen an Korsika und Sardinien, an Dalmatien und Kroatien, an Polen, an Skandinavien und England, welche Länder alle er mit völligem Ernst als dem S. Petrus eigen betrachtete.

Die echt römische Kühnheit solcher Ansprüche würde uns heute völlig unglaublich erscheinen, wenn sie eben nicht auf dem Grunde einer religiösen Zeit- und Weltanschauung stand, die aus dem Geist des Mittelalters begriffen sein will. Die ruhige Überzeugung, mit der sie Gregor VII. aussprach, gibt seinen mystischen Gedanken von dem Verhältnis des auf der Erde Wandelnden und Vergehenden zu dem ewigen Prinzip der Religion sogar eine gewisse Großartigkeit. Die Welt sah er nur als die Form der christlichen Idee, in ihrer politischen Gestalt vorübergehend und unwesentlich, aber ewig in der Kirche, die ihm die Weltordnung oder das alle anderen Institute als dienstbar in sich tragende Reich Gottes war.

Indes das Reich der Wirklichkeit entsprach nicht dem seiner Ideen, die er in Süditalien zuerst auszuführen suchte. Ernstliche Pläne eines Normannenkrieges beschäftigten ihn; er fürchtete die werdende Größe Robert Guiscards, welcher kühn und klug auf das schöne Ziel losschritt, Süditalien zu einem Königreiche zu vereinigen. Einen Eroberer von solchem Genie konnte Gregor VII. nicht als Feind neben sich dulden; er mußte ihn vernichtet oder als Vasallen sich verbündet sehen. Erst hoffte er mit mehr Erfolg als Leo IX. einen abendländischen Bund zustande zu bringen, aber sein überfliegender, durch den Besitz der Tiara zu hochgespannter Geist sah sofort über die eigentlichen Zwecke der Unternehmung hinaus. Wenn er ein Nächstes ergriff, war es dies doch immer nur als Teil eines ganzen großartigen Systems. Er faßte den Plan, an der Spitze eines europäischen Heerbanns erst Normannen, Griechen und Sarazenen aus Italien zu jagen, dann Byzanz vor den Islamiten zu retten, der römischen Kirche zu unterwerfen, und endlich das Kreuz in Jerusalem aufzupflanzen. Er schrieb an die Fürsten Italiens, an Wilhelm von Burgund, noch im Dezember 1074 an Heinrich, welchem er sagte, er selbst wolle der Führer des Kreuzzuges sein, ihm aber den Schutz der römischen Kirche überlassen. Welch ein schwärmerischer Plan, und in welcher Zeit! Was der Schluß seines Pontifikats hätte sein können, stellte er als dessen genialen Anfang hin, als ob er, seine schrecklichen Kämpfe in Italien ahnend, ihnen zu entgehen dachte, indem er die begeisterte Welt hinter sich her nach dem Orient fortriß. Hoffte er mit einem gewaltigen Zuge, mitten in dem Enthusiasmus der Christenheit, seine hierarchischen Ideen in Europa unter minderen Kämpfen durchzusetzen? Oder hüllte er nur seine wahre Absicht, Süditalien zu unterwerfen, in jenen Plan? Denn erkennen mußte er doch, daß er sich nicht persönlich in den orientalischen Religionskrieg stürzen durfte, ehe die Unabhängigkeit der Kirche im Abendlande erreicht war. In diesem Falle aber würde sich Gregor VII. an die Spitze des Kreuzzuges gestellt und dem damals jugendlichen Gottfried von Bouillon vielleicht die Unsterblichkeit geraubt haben. Ein Blatt in

der Weltgeschichte ist leer geblieben, worauf der größte aller Päpste als ein enthusiastischer Alexander oder Trajan mit dem Krummstab und der Tiara an der Spitze fanatisierter Myriaden würde sichtbar gewesen sein.

Das kolossale Unternehmen sank indes zu einer Karikatur herab. Zwar sammelten sich 50000 Mann italienischer und selbst überalpischer Truppen, die der Papst, welcher Robert auf der Märzsynode des Jahres 1074 gebannt hatte, mit Gisulf von Salerno am ciminischen Bergwald bei Viterbo musterte; doch die Gräfinnen Toskanas blieben in ihrem Eifer bald allein. Robert Guiscard, zu dessen Verderben Gregor Richard von Capua und Gisulf herbeigezogen hatte, mochte dies Bündnis mit Kunst zersprengt haben, und selbst der Normannenzug unterblieb.

So war es Gregor noch nicht geglückt, sich der Vasallendienste Süditaliens ganz zu versichern, dafür fand er in Toskana eine Hingebung ohne Grenzen. Dies Land konnte er als eine feste Schanze betrachten, welche ihn nordwärts gegen die Angriffe Deutschlands deckte, und mit mehr praktischem Geist richtete er seine Blicke darauf. Die geträumte Weltherrschaft zerrann in Nebel, aber Gregor schuf aus dem mathildischen Erbe den Päpsten einen Kirchenstaat. Die Gräfin Mathilde, in der Schule ihrer frommen und mutigen Mutter erwachsen, wurde seine Freundin und der Schutzgeist der päpstlichen Hierarchie. Diese berühmte Fürstin verband die gleiche Nationalität mit Gregor, denn sie war von Vätern her langobardischen Stammes. Sie zählte damals 28 Jahre. Ihre Ehe trennte die beständige Entfernung des Gatten; der tapfere und kluge Gottfried mit dem Buckel teilte weder die religiöse Schwärmerei noch die römische Politik seiner Gemahlin; er hielt sich stets zur Fahne Heinrichs, während Gregor die Abneigung Mathildens von ihrem Gemahl benutzte, um sie ganz an seine Ideen zu ketten. Er gab ihr den Cluniacenser Anselm, Bischof von Lucca, zum geistlichen Rat, und selten hat ein Beichtvater die Gelübde einer so gottesfürchtigen und zugleich so kräftigen Seele gehört. Die persönliche Freundschaft zwischen Gregor und Mathilde, ein Verhältnis von welthistorischer Wirkung,

steht in der Geschichte einzig da, und nur einmal hat sich ein Papst neben einem jungen, energischen Weibe in so bedeutender Verbindung dargestellt. Haß und Argwohn haben dies Verhältnis vergebens zu besudeln versucht; das ruhige Urteil wird sich stets dagegen sträuben, einen Gregor VII. aus der hohen Sphäre seines weltumfassenden Willens in die Freuden einer Liebschaft herunterzuziehen; doch ein Weib mag leicht in die Gefühle bewundernder Freundschaft auch das Herz mit hinübernehmen. Mathilde, stark, hochgemutet, durch Bildung ihre Zeit überragend, eine vollendet königliche Frau, doch im Banne des Genies Gregors, widmete seinen Plänen einen männlichen Geist, ein weibliches Herz und den aufrichtigen Glauben an ein Ideal. Sie war kinderlos, und dies erklärt viel. Wenn sie nichts mehr gewesen wäre als eine nonnenhafte Gefühlsschwärmerin, die Marcella oder Scholastica ihres Jahrhunderts, so würde sie höchstens durch die Freundschaft eines Gregor bemerkbar geworden sein; jedoch diese kriegerische Deborah des Papsttums hätte zu jeder Zeit durch praktische Regententugenden den wenigen großen Königinnen sich beigesellt.

Mathilde weihte ihre Wirksamkeit für die Ideen Gregors durch ihre Anwesenheit auf seinem ersten Konzil ein, wozu der Papst (in der Fastenwoche 1074) viele Bischöfe und Fürsten versammelte. Er erneuerte hier die Reformdekrete seiner Vorgänger, und schonungslos setzte er beweibte oder simonistische Geistliche ab. Seine Briefe befahlen den Bischöfen im ganzen Abendlande die unbedingte Ausführung dieser Beschlüsse, und schon war der Episkopat an die diktatorischen Eingriffe des römischen Priesters gewöhnt. Wie Leo der Isaurier mit einem Edikt die Kirchen von den Götzenbildern, so wollte Gregor sie endlich von den unkanonischen Geistlichen reinigen, und wie damals, so wurde auch jetzt die Christenheit bis in ihre Tiefen aufgeregt. Im 8. Jahrhundert erhob ein byzantinischer Despot die Fahne der Vernunft, und ein Papst mit Namen Gregor stellte sich zwischen ihn und die Götzenbilder des Christentums; im 11. Jahrhundert erhob sich ein Papst im Namen der Moral und Kirchendisziplin, und ein deutscher Kaiser stellte sich zwischen ihn

und die menschliche Leidenschaft, aber leider flüchteten sich hinter seinen königlichen Schild Mißbräuche und Laster genug. In den Kampf der Kirche mit dem Reich mischten sich jedesmal wesentliche Zwecke weltlicher Politik; doch im XI. Säkulum war es nicht mehr der schwache Überrest des römischen Absolutismus, gegen welchen die aufstrebende Kirche ihre dogmatische Selbstbestimmung und ein Dominium Temporale errang, sondern es waren zwei groß und alt gewordene Systeme, die in falschen Richtungen um die Suprematie, in vernünftigen um ihre naturgemäßen Grenzen miteinander kämpften. Der Feudalismus hatte die Schranken der geistlichen und weltlichen Gewalt fast unlösbar vermischt; dieser Zustand wurde unerträglich; die geistliche Ordnung suchte sich von der politischen durch einen gewaltsamen Prozeß loszureißen, diese aber konnte und wollte jene aus der Lehnspflicht nicht entlassen. Ein Kampf, länger und schrecklicher als der Dreißigjährige Krieg, ein fünfzigjähriger Krieg war die Folge dieser Revolution, und das unglückliche Rom, der Sitz der Päpste, wurde vielfach das Theater jenes wechselvollen Streites, blieb immer die Quelle, wo er entsprang, und das Heiligtum, welches die beiden Symbole des Kampfes, die Kaiserkrone und die Tiara, umschloß.

In Rom selbst fand Gregor heftigen Widerstand. Hunderte von Geistlichen lebten hier, den Synodalbeschlüssen zum Trotz, im Konkubinat; ihre Kinder oder Nepoten waren gewohnt, vom Kirchengute reich zu werden und die Pfründe des Vaters oder Oheims zu erben. Ein Chronist hat uns die Zustände römischer Kirchen geschildert, indem er einen Blick in den S. Peter warf. Es gab dort sechzig Mansionarii, beweibte Laien, Tempelwächter; diese Männer pflegten täglich die Fremden zu täuschen, indem sie als Kardinäle verkleidet Messe lasen und Opfergaben empfingen. Sie feierten nachts Orgien im Dom, und die Stufen der Altäre wurden durch Wollust, Raub und Meuchelmord befleckt. Gregor hatte Mühe diesen Schwarm zu vertreiben.

Alle die abgesetzten Priester und ihre Klienten und

Sippen haßten ihn bis auf den Tod; sie verbanden sich mit dem widerstrebenden Adel in der Stadt. Auch der Erzbischof Ravennas verstand sich heimlich mit den Mißvergnügten. Dies war damals Wibert, einst Kanzler und Statthalter Italiens, der geschworene Widersacher Hildebrands, ein junger Mann voll Ehrgeiz, Klugheit und Mut. Er hatte gegen das Ende des Pontifikats Alexanders II. den Patriarchenstuhl in Ravenna mit seiner Kunst erlangt; der Synode von 1074 wohnte er persönlich bei und nahm, scheinbar unterwürfig, den ihm gebührenden Sitz zur Rechten des neuen Papstes ein, welchen er haßte. Aber er weigerte sich, seine Vasallen zum beabsichtigten Normannenkriege zu stellen, noch wollte er sie aufbieten, den rebellischen Grafen von Bagnorea zu züchtigen. Er hielt mit Cencius in der Stille Zusammenkünfte, und wahrscheinlich hatte ihm der deutsche Hof aufgetragen, zu erkunden, auf welche und eine wie große Partei man in Rom zählen könne.

Der Bruch mit dem Papste war vorauszusehen. Als der junge Heinrich den empörten Sachsen weichen mußte, hatte er zwar Gregor das demütige Versprechen der Unterwerfung unter die Reformbeschlüsse gemacht; doch sein erbärmlicher Brief war nur durch die augenblickliche Not diktiert. Er betrieb den Verkauf geistlicher Stellen rücksichtslos; die Kirche Deutschlands war wie die in allen Ländern simonistisch, und die meisten Priester lebten beweibt. Das Unternehmen, so fürstengleiche Prälaten, so viele tausend Geistliche im Reich zum Gehorsam gegen die Beschlüsse Roms zu zwingen, mußte daher wahrhaft vermessen erscheinen. Als nun Gregor nach seinem ersten Konzil seine Legaten in Begleitung der Kaiserinmutter nach Deutschland schickte, erregten seine Dekrete dort einen unsagbaren Sturm. Die öffentliche Meinung mußte den Kauf geistlicher Ämter verdammen. Die Bischöfe fanden keine Gründe für die Entschuldigung der Simonie, doch deren genug, das mönchische Verbot der Ehe als unchristlich zu bekämpfen. In diesem tragischen Kampf, welcher das Institut der Ehe zu einem Gegenstande für die Bewegung der Weltgeschichte machte, unterlag die Natur und blieb der finstre Mönchsgeist Sieger. Die mystische

Ansicht der Zeit kämpfte für ihn, auch war das Dekret der Ehelosigkeit geschickt mit dem heilsamen Verbot der Simonie verkettet.

Die päpstlichen Gesandten — es ist der Bemerkung wert, daß der Gebrauch der Legaten seit Hildebrands Zeit einen ganz neuen Charakter annahm, daß diese Nuntien jetzt wie Prokonsuln des alten Rom in die Provinzen der allgemeinen Kirche gingen — die päpstlichen Gesandten forderten von Heinrich die Entlassung schon von Alexander II. exkommunizierter Räte, denen man hauptsächlich den Verkauf geistlicher Ämter schuld gab, und die Durchführung der Synodalbeschlüsse in Deutschland. Doch der mutige Erzbischof Liemar von Bremen rettete die Würde der deutschen Kirche, indem er sich mit andern Bischöfen weigerte, eine in Deutschland vor römischen Legaten abzuhaltende Synode anzuerkennen.

Ganz Deutschland, Frankreich und Italien standen in Flammen für und wider den Papst. Der unermeßliche Kampf, dem er entgegensah, erfüllte diesen selbst mit Bangigkeit. Seine Feinde in Rom, die Bischöfe Lombardiens, die Normannen machten ihn besorgt; er suchte Verbündete; er richtete verzweifelte Wünsche selbst nach Dänemark. Wie die byzantinischen Kaiser Waräger des Nordens, Sarmaten und Hunnen für ihre italienischen Kriege in Dienst nahmen, so würde Gregor die Kämpen Jütlands und Seelands gegen die ihnen stammverwandten Normannen und andere Feinde geführt und sie dann ohne Rücksicht auf sein Vaterland Italien mit den von ihnen besetzten Küsten beliehen haben.

Auf seinem zweiten Konzil (am Ende des Februar 1075) verbot er die Laien-Investitur der Geistlichkeit; kein Bischof oder Abt sollte fortan von Königen oder Kaisern, von Herzogen oder Grafen mit Ring und Stab beliehen werden, und so warf er den Fehdehandschuh kühn der gesamten weltlichen Macht hin. Wenn die Reformpäpste den Kauf geistlicher Stellen durch Laien untersagten, so trafen sie damit einen verdammlichen Mißbrauch, aber Gregor griff ein uraltes Recht der Könige an, welche Bischöfe wegen der Güter, die sie vom Staat zu Lehen trugen, mit Ring und Stab vor ihrer Weihe investierten.

Der staatsrechtlich gewordene Lehnsverband zwischen Laien und Geistlichen sollte plötzlich zerrissen, der Klerus aus dem Feudalsystem herausgenommen werden. Es war dies berühmte Dekret, welches einen fünfzigjährigen Kampf entzündete, und so rächte sich an der Christenheit jene fromme Schwäche, den Kirchen Güter und Städte zu schenken, und die Torheit der Könige, Priester mit fürstengleicher Macht zu begaben. Der Besitz von Krongütern erzeugte freilich schreckliche Übel in der Kirche; geistliche Stellen wurden von der weltlichen Gewalt ohne Rücksicht auf Befähigung, selbst ohne vorgängige Wahl an die elendesten Geschöpfe der Hofgunst verkauft oder verschenkt. Der König ernannte oft Bischöfe und Äbte augenblicklich, indem er ihnen einen Stab übergab; sie wurden dann Vasallen der Krone, in Person dienend wie Generale in Krieg und Schlacht, und kaum unterschied sie noch das geistliche Gewand von dem Herzog oder Grafen, mit dem sie Rechte und Pflichten im Staat, Bedürfnisse und alle Laster gemein hatten. Das Priestertum von so unapostolischer Verweltlichung zu reinigen, war eine Forderung der Religion und Humanität. Nun aber wollte Gregor VII. die Kirche von jeder Abhängigkeit vom Staat befreien und sie doch in ihrem unermeßlichen Besitz erhalten; er würde es nicht begriffen haben, wenn ihm ein wohlmeinender Idealist gesagt hätte, daß der kürzeste Weg zur Befreiung der Priesterschaft von der politischen Macht der sei, sie wieder güterlos und geistlich zu machen, wie die Apostel es gewesen waren. Sein kühner Plan war, den Kirchen in allen Ländern ihr reiches Dominium Temporale zu sichern, sie der Lehnspflicht gegen die Krone überall zu entziehn, dem Papst allein zu unterwerfen und so halb Europa in einen römischen Kirchenstaat zu verwandeln.

Die Zeit, dem Könige das Investitur-Recht zu entreißen, schien günstig, denn Heinrich war von den Sachsen hart bedrängt. Aber sein Sieg an der Unstrut im Juni 1075 machte ihm die Hand frei, und nun begann er sich als König zu fühlen. Mailand, Ravenna, Rom, die Normannen boten sich als natürliche Verbündete dar, und eine geschicktere Leitung als die des Cencius, des Wibert

und des wieder von der Kirche abgefallenen Kardinals Hugo hätte einen furchtbaren Bund gegen Gregor zustande gebracht. Die königliche Macht war in Mailand hergestellt. Nachdem diese Stadt jahrelang durch den Krieg der Patariner zerfleischt worden war, erhoben sich Adel und Volk gegen die unerträgliche Tyrannei Herlembalds. Der berühmte Kapitän fiel, das Banner S. Peters in der Hand, im Straßenkampf; die Mailänder forderten und empfingen von Heinrich einen Erzbischof, und Gregor, an dessen Hof der vertriebene Erzbischof Atto lebte, konnte die Investitur Tedalds nicht hindern. Er enthob ihn des Amts, doch mit dem Falle Herlembalds war sein Einfluß in Mailand zerstört.

Gregors tätigster Feind war Cencius, das Haupt aller Mißvergnügten in Rom. Der Stadtpräfekt faßte den Mut, diesem gewalttätigen Manne den Prozeß zu machen; aber man wagte nicht, das über ihn verhängte Todesurteil zu vollziehen; selbst Mathilde verwendete sich für ihn. Cencius stellte Geiseln, sein Turm wurde zerstört, und eine Weile blieb es ruhig. Er sann auf Rache. Als der Bruch mit Heinrich unheilbar geworden war, entwarf er einen Plan zum Sturze Gregors. Er forderte jenen im Namen der Römer auf, die Gewalt in der Stadt zu ergreifen, und versprach, ihm den Papst gefangen auszuliefern. Ein Attentat auf das Leben oder die Freiheit des Papstes, wie zur Zeit des ersten Bilderstreits, sollte, so hoffte man, allem Kampf ein Ende machen. Ob Heinrich daran beteiligt war, ist ungewiß. Indes die Verschwörung, weder von den Lombarden noch von den Normannen noch vom Könige tatsächlich unterstützt, sank zu dem vereinzelten Frevel eines Banditen herunter, dessen Gehässigkeit Ort und Zeit noch erhöhten.

Die Weihnachtsszene des Jahres 1075 ist eine der grellsten Episoden aus der Geschichte Roms im Mittelalter. Der Papst las am heiligen Abend die übliche Messe am Altar der Krippe in S. Maria Maggiore; Geschrei und Waffenlärm erhebt sich; in die Kirche stürzt Cencius, das Schwert in der Faust, mit dem verschworenen Adel. Er greift den Papst am Altar bei den Haaren, schleppt den blutig Mißhandelten hinweg, wirft

ihn auf sein Pferd und sprengt durch das nächtliche Rom nach seinem Palast oder Turm in der Region Parione. Die Stadt bewegt sich, die Sturmglocken läuten, das Volk greift zu den Waffen; die Priester verhüllen jammernd die Altäre; die Milizen sperren alle Tore; man durchzieht mit Fackeln alle Straßen: niemand hat den Papst gesehen. Am Morgen versammelte sich das Volk zur Beratung auf dem alten Kapitol; die Tage der catilinarischen Verschwörung schienen wiedergekehrt zu sein. Es kam Meldung, der Papst sei gefangen im Turm des Cencius. Gregor befand sich dort verwundet und allein. Man mißhandelte ihn; der Räuber, welcher ihn aus der Stadt nicht hatte entführen können, forderte Belehnung mit den besten Kirchengütern; seine Vasallen verhöhnten den Papst, seine verwilderten Schwestern überschütteten ihn furiengleich mit einer Flut von Reden, in denen der Name Mathilde wahrscheinlich oftmals gehört wurde, doch Gregor verlor seine Würde nicht. Wenn die Faktion des Cencius Rom zur Freiheit aufzurufen versuchte, so fand sie kein Gehör; ihr kurzer Widerstand wurde schnell niedergeschlagen, und das wütende Volk stürmte den Palast, Gregor zu befreien. Als Cencius sich verloren sah, bat er um Gnade oder forderte sie mit gezücktem Schwert; der Papst verzieh und versprach ihm die Absolution, wenn er nach einer Wallfahrt nach Jerusalem zu seinen Füßen reuevoll würde zurückgekehrt sein. Gregor hat seinen Mut vielleicht nie glänzender und seinen Charakter nicht edler gezeigt als in jener Nacht und nach seiner Rettung. Er hielt sein Wort selbst dem Mörder, den er vor der Volkswut schützte. Man führte ihn im Triumph nach S. Maria zurück, wo dieser wunderbare Mann, glücklicher als Leo III., die unterbrochene Messe beendigte. Das Volk zerstörte unterdes die Häuser des Cencius und seiner Partei, während der wilde Kapitän mit seiner Sippschaft das Weite suchte. Die Wallfahrt nach Jerusalem gab er schon am ersten Meilensteine auf, er warf sich vielmehr hohnlachend in eins seiner Kastelle auf der Campagna, versammelte Vasallen und Mißvergnügte und verwüstete die Domänen der Kirche ungestraft.

Dies widerspruchsvolle Schicksal erfuhr der größte aller Päpste; die Welt zitterte vor ihm, Könige knieten zu seinen Füßen, aber die rebellischen Römer schleppten ihn bei den Haaren mit sich fort. Er demütigte seine gekrönten Feinde, doch er konnte die verächtlichsten seiner Gegner nicht züchtigen; in der Stille seines Herzens mußte er über die Nichtigkeit aller irdischen Majestät salomonische Betrachtungen anstellen.

Gregor ging aus jener Nacht mit dem Glanz eines unerschütterlichen Mannes und eines Martyrers hervor. Auch das Volk von Rom hatte ihm Anhänglichkeit und Ehrfurcht vor seinem Genie glänzend dargetan. Dies war ihm wichtig und erhebend zugleich. Seine Freunde mochten Heinrich des Anteils an dem Frevel beschuldigen, und die einzige Frucht des wahnsinnigen Attentats war die Vereitlung auch der letzten Hoffnung eines Vergleichs. Jetzt warf der aufgeregte Gregor die letzte Fessel der Menschenfurcht von sich, wenn ihn noch eine band; dem größten seiner Feinde unter den Fürsten wollte er rasch entgegentreten. Im Römischen Reich galt es jetzt, die weltliche Gewalt unter die Dekrete der Kirche zu beugen. Der Kampf zwischen Heinrich IV. und Gregor VII., den beiden Repräsentanten von Kirche und Staat, ist vielleicht das kunstvollste Drama, welches die politische Geschichte jemals aufgestellt hat.

Der Bruch zwischen Gregor und Heinrich IV.

Als der jugendliche Heinrich, durch seinen Sieg über die Sachsen mit Selbstgefühl erfüllt, keine seiner Versprechungen mehr hielt, nach wie vor geistliche Stellen verkaufte und die gebannten Räte an seinen Hof zog, nahm sich Gregor hiervon Anlaß, ihn zum Äußersten zu treiben. Sein letzter Brief an den König war die Herausforderung eines feinen und klugen, in der Stille gerüsteten Gegners: er verlangte ein reuevolles Sündenbekenntnis, sogar den Schein irgendeines Bischofs, welcher die Bußfertigkeit des Königs beglaubige; er gab Heinrich dreist zu verstehen, daß er

3*

das Ende Sauls finden könne. Römische Legaten waren schon vorher nach Goslar abgegangen; sie forderten den König auf, wegen seiner Sünden und Laster Buße zu tun, und sie verkündigten ihm im Falle der Weigerung den Kirchenfluch.

Der Sohn Heinrichs III., der erste Fürst der Christenheit, vernahm diese Ladung mit gerechtem Zorn; statt aber dem Papst mit maßvoller Ironie zu begegnen, brauste der Jüngling sofort auf und schlug ungestüm und plump auf seinen Gegner los. Die Legaten ließ er schimpflich fortweisen, berief wutentbrannt ein Konzil nach Worms, und die übereilten deutschen Bischöfe erklärten am 24. Januar den Papst für abgesetzt. Jeder wahre Staatsmann hätte den jungen König verdammen müssen, der durch diesen unüberlegten Schritt so völligen Mangel an politischem Verstand offenbarte. Er glaubte den Papst, welcher durch seine Dekrete alle weltlichen und bischöflichen Gewalten im Reich gegen sich aufgebracht hatte, wehrlos. Er selbst täuschte sich über seine eigene Stärke, und die Feinde Gregors täuschten ihn über dessen unsichere Lage in Rom, denn der gebannte, ruhelose Kardinal Hugo war der eifrigste Ankläger vor der Synode von Worms, welcher er als Abgesandter der Römer beizuwohnen sich den Anschein gab. Das lange und kindische Register von Verbrechen, die man Gregor zur Schuld legte, werden selbst seine erbittertsten Gegner bezweifelt haben, aber das Freiheitsgefühl regte sich in der deutschen Landeskirche gegenüber einem herrschsüchtigen Papst, welcher dem Episkopat die letzte Selbständigkeit raubte, Bischöfe ohne Synodalprozeß absetzte, selbst die Gemeinden aufrief, ihnen den geistlichen Gehorsam zu versagen, und der außer sich in der Welt nur Untertanen zu kennen schien. Heinrich rief also zunächst die bedrohte Landeskirche ins Feld gegen den Papst.

Wenn wir heute die Akten jener Zeit lesen, so atmen wir ruhige Betrachter der Vergangenheit noch etwas von ihrer leidenschaftlichen Glut. Der König schrieb an den Papst:

„Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes heiligen Willen König, an Hildebrand, nicht Papst, sondern falschen Mönch."

„Diesen Gruß hast Du Unruhestifter verdient, der Du jeden Stand in der Kirche, statt zu segnen, verfluchst. Laß mich kurz sein: die Erzbischöfe, Bischöfe und Priester hast Du als willenlose Sklaven unter Deine Füße getreten. Sie alle stellst Du als unwissend, Dich allein als den Wissenden dar. Wir duldeten alles, aus Ehrfurcht vor dem Apostelsitz; Du hieltest Ehrfurcht für Furcht; Du erhobst Dich gegen die königliche Gewalt selbst, die uns Gott verlieh, und drohtest sie uns zu entziehn, als ob Herrschaft und Reich nicht in Gottes, sondern in Deiner Hand ständen. Christus hat uns zum Reich, nicht Dich zum Papsttum berufen. Du gewannst es durch List und Betrug; zum Hohn Deiner Mönchskutte erlangtest Du mit Geld Gunst, mit Gunst Waffen, mit Waffen den Friedensstuhl, von dem herab Du den Frieden zerstört hast, denn die Untergebenen waffnest Du gegen die Obrigkeit und predigst Verachtung gegen die von Gott berufenen Bischöfe, welche abzusetzen und zu verdammen Du sogar den Laien die Befugnis erteilst. Willst Du mich, einen schuldlosen König, den nur Gott richtet, absetzen, da die Bischöfe das Urteil selbst über einen Julian Apostata einzig Gott überließen? Sagt nicht Petrus, der wahre Papst: fürchtet Gott, ehret den König? Weil Du Gott nicht fürchtest, mißehrest Du mich, seinen Eingesetzten. Das Anathem S. Pauls trifft Dich, das Urteil aller unserer Bischöfe verdammt Dich und sagt Dir: steige herab vom apostolischen Stuhl, den du usurpiert hast, daß ein anderer ihn einnehme, der nicht der Religion Gewalt antue, sondern die unverfälschte Lehre Petri lehre. Ich, Heinrich, von Gottes Gnaden König, rufe Dir mit allen unseren Bischöfen zu: steige herab, steige herab!"

Dies sagte der Brief Heinrichs an Gregor, ein kostbares Aktenstück jener Zeit. Die unrechtmäßige, weil einseitige Absetzung des Papstes durch eine deutsche Synode war ein in den Annalen der Kirche unerhörter Akt; das ganze Abendland wurde davon aufgeregt. Aber die königlichen Boten eilten über die Alpen; die lombardischen Großen und Bischöfe empfingen sie mit Jubel, versammelten sich in Piacenza, stimmten den Wormser Beschlüssen bei und setzten den Papst auch ihrerseits ab.

Roland, ein niederer Kleriker aus Parma, wurde beauftragt, die Dekrete von Worms und Piacenza nach Rom zu bringen; auch an die Römer hatte Heinrich eine Proklamation gerichtet, worin er als ihr Patricius sie zum Abfall von Gregor und zur Wahl eines neuen Papstes ermunterte. Es ist der Beachtung wert, daß die Würde des römischen Patriziats Heinrichs, der nicht Kaiser war, für sein Verfahren gegen den Papst scheinbare Rechtsgründe darbot, denn auch bei der Absetzung, die er über Gregor aussprechen ließ, berief er sich auf seine patrizische Gewalt. Der Bote traf einen Tag vor dem Konzil ein, welches sich am 22. Februar im Lateran versammelte. Kaum war die erste Sitzung mit dem üblichen Gesang einer Hymne eröffnet worden, als Roland hervortrat und furchtlos zum Papste sprach: „Mein Herr, der König und alle Bischöfe von jenseits der Berge befehlen dir augenblicks von dem angemaßten Stuhl herabzusteigen, denn ohne ihren und des Kaisers Willen darf niemand zu solcher Würde gelangen. Euch aber, Brüder (und der Sprecher wandte sich an den Klerus), lade ich auf kommende Pfingsten vor des Königs Angesicht, wo ihr aus seinen Händen einen Papst empfangen werdet; denn dieser hier ist nicht Papst, sondern ein reißender Wolf." Ein Schrei der Entrüstung folgte diesen Worten; die Versammelten fuhren von ihren Sitzen auf; der Kardinal von Portus rief, daß man den Frevler greifen solle, und der Stadtpräfekt stürzte mit dem Degen auf Roland zu. Das kühne Gebäude Gregors hätte vielleicht ein fanatischer Schwertschlag zertrümmert; aber der Papst verhinderte schnell einen Gesandtenmord.

Die wieder beruhigte Synode drang auf energisches Handeln. Die lombardischen und deutschen Bischöfe, welche jene Dekrete unterzeichnet hatten, wurden exkommuniziert, und Gregor hatte schon die Genugtuung, beim Beginne des Konzils einige jener deutschen Prälaten zu empfangen, die voll Furcht über die Alpen geeilt waren, sich ihm zu Füßen zu werfen. Gegen den König forderte die Synode die äußerste Strafe des Kirchenbanns, während die Kaiserin Agnes in der Basilika als Teilnehmerin eines Konziles dasaß, von dem jedes Wort auf

ihr eigenes Herz zu zielen schien. Die Witwe des kraftvollen Heinrich hatte sich von dessen Sohne hinweg und den römischen Priestern zugewandt, aber die Gefühle der Mutter konnte der Weihrauch nicht völlig abgestumpft haben, den sie in Rom atmete.

Der Bannstrahl Gregors flammte wie ein wirklicher Blitz durch die Welt und traf wie ein solcher das Haupt des ersten Monarchen der Christenheit. Nie hat der Donnerkeil eines Fluchs eine ähnliche Wirkung gehabt. Alle Bannstrahlen der Päpste werden matt gegen diesen einen weltgeschichtlichen Gregors, von dem das Abendland in Brand geriet. Es ist ein furchtbares und schönes Schauspiel aus dem dunkeln Mittelalter, und es wird immer staunenswürdiger, je weiter die fortschreitende Menschheit sich von jener Epoche entfernt.

Der allgemeine Glaube gab dem Haupte der Kirche die Gewalt des Segens und Fluchs, und keine weltliche Macht bestritt das Recht der Kirchenstrafen. Könige unterlagen wie alle anderen Laien der Kirchendisziplin, und der stolze Gregor konnte sagen: „Als Christus zu Petrus sprach, weide meine Schafe, nahm er da etwa die Könige aus?" Anatheme waren die anerkannten Waffen der Päpste; sollte es nun ein Gregor verschmähen, sie gegen einen König zu wenden, der die Kirche durch Mißbräuche entstellte und den Papst für abgesetzt erklärt hatte? Aber die unerhörte Kühnheit dieses Anathems erschütterte die Welt. Eine schauerliche Größe liegt in jenem mittelalterlichen Priestertum, welches sich so kühn über die Grenzen der Endlichkeit erhob.

Die Kunde von der Absetzung des römischen Königs machte ein unglaublich großes Aufsehen im Abendlande. Das ganze Römische Reich, so sagt ein Chronist jener Zeit, erbebte davon; das Urteil der Menschen wurde durch eine unerhörte Handlung verwirrt, indes die Priester die Annalen des Papsttums durchsuchten, zur Rechtfertigung Gregors ähnliche Vorgänge aufzufinden, und das unwillige Staunen durch einige auf diesen Fall nicht passende Beispiele bischöflicher Gewalt zu beschwichtigen hofften.

Heinrich und Gregor, jetzt Gegner auf Leben und Tod,

hatten sich auf gleichen Standpunkt des Angriffs gestellt, beide einer den andern für abgesetzt erklärt, beide den Boden des Rechts verlassen und sich eine Befugnis angemaßt, die sie nicht besaßen. Aber ihre Waffen waren nicht gleich. Ein König jener Zeit, auch mit einem Heldenschwert in der Hand, war machtlos gegen einen Papst mit dem Bannstrahl in der Hand. Der Kampf eines Königs mit einem Papst war wie der eines gewöhnlichen Menschen mit einem Magier. Heinrich hatte sich mit blindem Ungestüm in diesen Kampf gestürzt, aber Gregor mit weiser Kunst seinen Operationsplan ausgerechnet, und der Papst, welcher anscheinend ohne Bundesgenossen war, konnte endlich deren stärkere ins Feld stellen als sein königlicher Feind.

Beide waren despotische Naturen; aber die Willkür des Königs wurde durch das verfassungsmäßige Gegengewicht der Reichsstände gebrochen, während die hierarchische Gewalt des Papstes an den Bischöfen und Konzilien keine Schranken mehr fand. Obwohl die Fassung der 27 Artikel, die man in die Regesten Gregors eingeschoben hat, zweifelhaft ist, wollen wir die maßlosesten doch bemerken, denn sie sprechen ganz und gar dasjenige aus, was Gregor VII. bezweckte, und was er selbst in seinen Briefen offen erklärt hat.

„Die römische Kirche ist von Gott allein gestiftet. Der Papst allein hat das Recht, neue Gesetze zu erlassen, neue Gemeinden zu gründen, ohne Synodalspruch Bischöfe abzusetzen. Er allein hat das Recht, sich der kaiserlichen Insignien zu bedienen. Er allein reicht allen Fürsten den Fuß zum Kusse dar. Sein Name allein wird in allen Kirchen angerufen. Sein Name, Papst, ist einzig in der Welt. Er hat das Recht, Kaiser abzusetzen. Er kann die Untertanen ihrer Treue gegen ungerechte Obere entbinden. Ohne seine Autorität ist kein Kapitel, kein Buch kanonisch. Sein Ausspruch ist unantastbar. Er darf von niemand gerichtet werden. Die römische Kirche hat nie geirrt und wird in Ewigkeit nicht irren, wie es die Heilige Schrift bezeugt. Wenn der römische Papst kanonisch geweiht ist, so wird er durch die Verdienste St. Peters heilig. Nur der ist katholisch, der mit der römischen Kirche übereinstimmt."

Canossa

Heinrich gab dem Banne den Bann zurück, aber er erkannte bald, wie mächtig der römische Gegner sei, welcher die Empörung in seinem eigenen Lande gegen ihn ins Feld führte, den Großen lockende Aussicht auf den Thron bot, Fanatismus und Aberglauben, furchtbare Bundesgenossen der priesterlichen Gewalt, bewaffnete, Klerus, Adel und Volk Deutschlands reizte, von einem gebannten Despoten sich abzuwenden und einen andern König zu wählen, dem er, sobald er ihn für würdig befunden, die apostolische Weihe geben wolle. Wenn Heinrich ein wirklicher Monarch gewesen wäre, so hätte er den Bann ertragen, aber seine Reichsgewalt ruhte nur auf dem unsichern Grunde des Lehnwesens, und dieser Verfassung allein verdankten die herrschsüchtigen Päpste ihre Erfolge.

Die Geschichte des deutschen Reichs schildert den Abfall von Fürsten, Bischöfen, vielem, doch nicht allem Volk von einem Könige, den sie fürchteten oder haßten; wir begnügen uns zu bemerken, daß dieser hochbegabte, in den Waffen männliche, aber von ungeregelter Leidenschaft verzehrte König durch die deutsche Gegenpartei selbst in die Demütigung zu Canossa getrieben wurde. Das aus politischen Gründen empörte Deutschland stand zu zwei Dritteln gegen ihn und zu Rom; seine mächtigen Feinde, an ihrer Spitze Welf von Bayern, Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnten, verachteten seine Ladung nach Worms, während sie selbst im Oktober zu Tribur mit den päpstlichen Legaten tagten. Die Furcht der Fürsten vor seinen monarchischen Absichten und ihre unselige Parteiwut machte sie zu Bundesgenossen Roms. Umsonst die Bitte des Königs, in seiner Person nicht die Würde des Vaterlandes und Reichs zu schänden. Die Versammlung in Tribur verriet das Vaterland, indem sie das dreiste Wagnis des Papstes, den König zu bannen, als ein Recht und demnach seine schiedsrichterliche Gewalt über das Reich erkannte. Sie erklärte Heinrich für abgesetzt, wenn er nicht bis zum 2. Februar 1077 ent-

bannt sei; an diesem Tage solle ein Parlament in Augsburg über ihn urteilen, unter dem Vorsitze des Papstes; bis dahin solle er als Privatmann in Speier leben. Der mutlose Fürst unterwarf sich einem Schimpf, welchen kaum Karl der Kahle würde ertragen haben; er widerrief die Beschlüsse gegen den Papst und begab sich nach Speier.

Gregor, den die Deutschen nach Augsburg luden, kündigte sein Erscheinen an. Aber während er die Lande seiner Freundin durchzog, klomm Heinrich, die Lossprechung suchend, auf den Pfaden der Geächteten, mit dürftigem Geleit, über die furchtbaren winterlichen Eisfelder des Mont Cenis. Dieser charakterlose König warf sich von einem Extrem in das andere; sich verlassen findend, schleuderte er seine Waffen von sich und stürzte sich von der Höhe königlichen Stolzes wie ein Selbstmörder in die tiefste Schmach, an die Knie des Feindes, der ihm staunend seinen Fuß auf den Nacken stellte. Als er hörte, daß Gregor nach Deutschland kommen wolle, gab ihm sein Verstand ein, dies zu hindern. Ein rechter Mann würde ein Heer zusammengerafft und sich rasch zwischen den Papst und Deutschland geworfen haben; jedoch Heinrich besaß nur Schlauheit, nicht Genie. Der erste italienische Zug des Sohnes jenes Heinrichs III., unter dessen eisernen Kriegsscharen Italien erbebt hatte, ist das klägliche Schauspiel der Bußfahrt eines verdammten Flüchtlings und bettelnden Sünders, aber auch ein großer Sieg der moralischen, von der Kirche dargestellten Gewalt über rohe Despoten. Nur dies ist schön, daß die Schmach der Fahrt Heinrichs durch die rührende Treue seines Weibes gemildert wird, welches er zuvor verstoßen hatte, und das nun liebevoll die Gefahren mit ihm teilte.

Als Heinrich in Italien erschien, begrüßte ihn der laute Jubel der Lombardei. Die Norditaliener hatten nur deutsche Könige die Alpen herabsteigen gesehn, um mit Gewalt nach Rom zu ziehn, Päpste ein- und abzusetzen und das Imperium zu nehmen; sie glaubten, daß er gekommen sei, Gregor als einen „Feind der Menschheit" von seinem Stuhle zu werfen. Zahlreiche Vasallen strömten

aus vielen Städten diesseits und jenseits des Po zusammen; und Gregor, in Mantua haltmachend, flüchtete nach Canossa, einer Burg Mathildes, wo er sich verschloß. Der König hörte indes die Zureden der Grafen und Bischöfe, und sein gequältes Herz war die Beute des Stolzes und der Furcht, die es zugleich zerrissen. Der nahe Tag von Augsburg schreckte ihn; Scham hemmte seinen Fuß, Angst trieb ihn gegen Canossa fort, dessen verhängnisvolle Burg sich endlich seinen Blicken zeigte. Dort saß hinter dreifachen Mauern ein Priester, der ihn verflucht hatte, und ein Weib, welches diesen Priester mit ihrem Schilde deckte, während von Gewissensangst gepeinigte Bischöfe Deutschlands täglich im Schlosse anlangten, die Absolution zu erflehen. Heinrich unterhandelte wegen der Lossprechung; Frauen vermittelten als barmherzige Schwestern, die Gräfin Mathilde und die Gräfin Adelheid, seine Schwiegermutter.

In der Geschichte des Papsttums werden ewig zwei Szenen glänzen und die geistige Größe der Päpste dartun: Leo, vor welchem der furchtbare Würger Attila zurückweicht, und Gregor, vor dem Heinrich IV. im Büßerhemde kniet. Aber das Gefühl des Betrachters dieser weltberühmten Szenen wird ungleich von ihnen bewegt, denn die erste wird ihn mit Ehrfurcht vor einer reinen moralischen Höhe erfüllen, die andere ihn nur zur Bewunderung eines fast übermenschlichen Charakters zwingen. Indes der waffenlose Sieg des Mönchs hat mehr Anrecht auf die Bewunderung der Welt als alle Siege eines Alexander, Cäsar oder Napoleon. Die Schlachten, welche die Päpste des Mittelalters schlugen, wurden nicht durch Eisen und Blei, sondern durch moralische Macht erkämpft, und die Anwendung oder die Wirkung so feiner geistiger Mittel ist es, welche das Mittelalter bisweilen über unsere Zeit erhebt. Ein Napoleon erscheint einem Gregor gegenüber nur als Barbar.

Drei Tage lang verweilte der unglückliche König in der Nähe der Burg, das Büßerhemd über seinen Kleidern, um Einlaß flehend. Der zögernde Gregor traute den Zusagen eines wankelmütigen Fürsten nicht, und dies war natürlich; jedoch die Demütigung des Königs machte

diesen zum Gegenstande des Mitleids, die Hartherzigkeit jenes mußte selbst Mathilde grausam erscheinen. Als der Papst den Gedemütigten (am 28. Januar) lossprach, vernichtete er zugleich sein Königtum: die Krone solle er in seine Hände niederlegen, so lange Privatmann bleiben, bis ein Konzil ihn gerichtet habe; im Falle seiner Wiedereinsetzung solle er schwören, dem Willen des Papstes stets folgsam zu sein. Gregor empfand, daß das Papsttum durch ihn einen weltgeschichtlichen Augenblick feiere. Otto I. vergoß einst Tränen beim Anblick eines unbedeutenden Papstes, der flehend seine Arme zu ihm erhob; auch Gregor weinte aus Erschütterung, als er den König der Deutschen, das Oberhaupt des Abendlandes, in Tränen vergehend zu seinen Füßen sich auf den Boden werfen sah; aber der eherne Geist dieses römischen Mönchs wurde nur einen Augenblick lang erweicht. Die majestätische Ruhe, mit welcher er über Heinrich das Gericht vollzog, verleiht ihm eine schreckliche Erhabenheit.

„Wenn ich," so sprach er, indem er die Hostie brach, „der mir gemachten Anklagen schuldig bin, so werde mir der Genuß dieser Oblate zum augenblicklichen Tod." Er verzehrte sie unter dem Jubelgeschrei des fanatisierten Volks und bot ihre Hälfte kalt und ruhig dem Könige zu gleichem Gottesurteil dar. Heinrich sank in ein klägliches Nichts bei dieser schrecklichen Versuchung, die er würdelos bestand. Gut, daß er nicht meineidig wurde wie Lothar; und vielleicht weckte doch dieser Augenblick der Scham und Verzweiflung in der Tiefe seines Herzens den Geist der Mannheit wieder auf und stellte ihn selbst moralisch wieder her.

Die menschlichen Dinge gipfeln in der Höhe und Tiefe und steigen dann herab und empor. Derselbe Augenblick sah Gregor auf der Sonnenhöhe seines Glücks, Heinrich in der Tiefe seines Falls; jener stieg nun langsam zum Gewöhnlichen herab, dieser richtete sich langsam wieder auf. Als er aus dem Schloß, wo er die Würde des Reichs und die Größe der Väter gelassen hatte, wie ein Mann herauskam, der aus einem schrecklichen Traum erwacht, empfing ihn tiefe Grabesstille in der Lombardei. Die tapferen Lombarden, noch in den Waffen, wandten

sich verächtlich von ihm ab; die Grafen, die Bischöfe kehrten ihm den Rücken oder empfingen ihn kalt; die Städte, in denen der republikanische Geist schon kräftig emporwuchs, weigerten ihm die Herberge oder verpflegten ihn mit saumseliger Verachtung nur vor ihren Mauern. Ein Gefühl des Unwillens ging durch Norditalien: Heinrich habe der Krone unauslöschlichen Schimpf angetan; sie seien bereit gewesen, mit ihm vereint den öffentlichen Feind zu bekämpfen, nun habe er verräterisch seinen schimpflichen Frieden mit ihm gemacht; den kleinen Konrad müsse man an des unmännlichen Vaters Statt erheben, mit ihm nach Rom ziehen, ihn zum Kaiser krönen, Gregor verjagen, einen andern Papst wählen.

Heinrich hatte Canossa nur verlassen, um die Beute eines neuen Widerspruchs zu werden. Wenn er, wie er den Lombarden erklärte, die Lossprechung nur nachsuchte, um frei zu sein und sich am Papst zu rächen, so muß jedes Urteil seine Falschheit verdammen, die Strenge des Papstes aber entschuldigen. Nur durfte ein Menschenkenner wie Gregor sich voraussagen, daß er einem leidenschaftlichen Fürsten wohl die äußerste Schmach, aber nicht den Zwang auflegen konnte, sie ewig zu dulden. Das Unmaß des Sieges rächte sich naturgemäß an Gregor. Er verweigerte dem Könige mit Grund die Bitte, in Monza die Krone Italiens zu nehmen, und Heinrich hielt eine Weile die Lombarden von sich fern, dann suchte er sich mit ihnen auszusöhnen. Er empfing in Piacenza seine Anhänger, welche die ihnen vom Papst aus Canossa dargebotene Absolution männlich verworfen hatten. Wibert von Ravenna näherte sich ihm, und auch Cencius. Dieser Römer mußte über einen König erstaunen, der sich vor demselben Papst in den Staub geworfen, welchen er nur kurz zuvor bei den Haaren aus einer Kirche geschleppt hatte; nun kam er nach Pavia, gegen Gregor sein Glück zu versuchen, doch es scheint, daß Heinrich Anstand nahm, ihn zu empfangen. Der rachsüchtige Römer lauerte vor den Toren Canossas; er war unermüdlich, Pläne zu schmieden, Verschwörungen anzuzetteln, bis er plötzlich in Pavia starb. Die Gregorianer jubelten, daß Catilina in die Hölle hinabge=

fahren sei, doch die vom Papst Geächteten, an ihrer Spitze der Erzbischof Wibert, geleiteten ihren Freund mit geräuschvollem Pomp in die Gruft.

Wenn den gottlosen Cencius die Hölle verschlang, nahm den frommen Cinthius das Paradies auf. Der Stadtpräfekt, welchem Gregor während seiner Abwesenheit Rom anvertraut hatte, starb im Spätsommer desselben Jahres 1077, ermordet im Hinterhalt, welchen ihm Stephan, des Cencius Bruder, in der Campagna gelegt hatte. Die Römer seiner Partei bejammerten und rächten den Tod ihres Präfekten; sie stürmten die Burg Stephans, zerrissen den Mörder, pflanzten dessen Kopf vor dem S. Peter auf und bestraften die Mordgenossen mit Tod oder Exil. Zu seiner Gruft strömten die Gläubigen; der Präfekt, welcher sie im Leben bisweilen mit Predigten erbaut hatte, tat nun im Tod als Martyrer Wunder.

Es folgte ihm am 14. Dezember in die Gruft die unglückliche Mutter Heinrichs. Sie starb, zerbrochen durch den tiefen Fall ihres Sohnes, im Lateran. Ihre Leiche wurde beim S. Peter in der Kapelle der Petronilla bestattet. Sie und Otto II. waren die einzigen gekrönten Häupter deutscher Nation, die in Rom begraben wurden.

* * *

[Wir vermerken hier die Ereignisse der nächsten vier Jahre. Die deutschen Fürsten ziehen Heinrich des Wortbruchs und stellten Herzog Rudolf von Schwaben als Gegenkönig auf. Gregor war nicht gewillt, Heinrich, den er losgesprochen, den Rebellen zu opfern. Er hoffte auf den Triumph, daß die Parteien ihm das Schiedsgericht übertrügen. Als dies nicht geschah, gab er Heinrich die Schuld, daß die Einigung nicht zustande kam, erklärte ihn des Reiches und Italiens verlustig und bannte ihn zum zweitenmal. Darauf stellte Heinrich 1080 Vibort von Ravenna als Gegenpapst auf. Zur nämlichen Zeit stärkte Gregor seine Macht, indem er die erschütterte Freundschaft mit den Normannen erneuerte und von Robert Guiscard, der jetzt das südliche Italien beherrschte, den Lehenseid entgegennahm. Heinrich verlor zwar 1081 die Schlacht an der Elster, aber er sah hier auch seinen

Gegner Rudolf fallen. Er war frei für den neuen Kampf mit Rom.]

Hier ist der Wendepunkt in der Geschichte Heinrichs und Gregors. Denn auf die Flut, welche den kühnen Papst bisher emporgetragen hatte, folgte die Ebbe des Geschicks, seine lange Bedrängnis in Rom, sein Fall und sein Tod im Exil. Aber das wunderbare Genie dieses Mannes glänzt, nicht am mächtigsten, doch vielleicht am klarsten in der Periode des Niederganges, bis sein Stern vom Horizont der Geschichte einsam und groß in das Meer der Zeit versinkt.

Der Fortgang des Kampfes

Die Stadt Rom wurde der Schauplatz des jahrelangen Kampfes beider erbitterter Gegner, des Kaisers und des Papstes, worüber sie selbst fast zugrunde ging und in solchen Ruin versank, daß derselbe in ihrer Geschichte eine Epoche macht. Dieser merkwürdige Krieg um Rom glänzte nicht, wie frühere der Art, durch heldenhafte Taten, denn die Mittel und die Massen, die man in Bewegung setzte, waren sehr klein; aber die Bedeutung des Kampfes, die Schicksale des Belagernden und die moralische Größe des Belagerten verliehen ihm einen ungewöhnlichen Reiz. Heinrich IV., Gregor VII., Robert Guiscard, die große Gräfin sind die Helden dieses Trauerspiels.

Seit dem Sommer 1080 befand sich Wibert in Ravenna, wo er Truppen zusammenzog, während Gregor sich anstrengte, einen Kreuzzug gegen ihn zu vereinigen. Allein die Normannen verließen ihn. Obwohl Guiscard ein Bündnis mit Heinrich ablehnte, folgte er doch nicht den Mahnungen des Papstes, er rüstete sich zum Zuge nach Griechenland, wohin er einen byzantinischen Betrüger in der Maske des entthronten Michael Ducas führen wollte. Der Papst billigte aus Not sein Vorhaben, obwohl es ihn der normannischen Hilfe gerade jetzt beraubte. Da sich Jordan von Capua auf Heinrichs Seite

wandte, blieb Gregor auf den Schutz Mathildes beschränkt.

Dem Heranzuge seines Feindes sah er jedoch mit dem Mut eines Belisar entgegen; hinter den alten Mauern der Stadt wollte er dessen Beispiel nachahmen. Nach dem Falle des Gegenkönigs drang man in ihn, sich mit Heinrich zu vergleichen; man sagte ihm, daß er von Deutschland nichts hoffen könne, daß die Vasallen der Gräfin deren Widerstand für Wahnsinn hielten; er gab nicht nach. Er forderte die Deutschen auf, einen neuen König zu wählen, aber er erinnerte sie, daß dies ein gehorsamer Lehnsmann der Kirche sein müsse.

Heinrich kam im Frühjahr 1081; das Vaterland hinter ihm war noch nicht bezwungen, doch sein Anhang dort stark genug, der römischen Partei standzuhalten. Drei schreckliche Jahre des Kampfes mit den Waffen des Krieges wie des Politikers hatten diesen reichbegabten Fürsten zum Manne gemacht; er kam nun, den Schimpf von Canossa zu rächen, die Kaiserkrone zu holen, das Papsttum dem Reiche wieder dienstbar zu machen. Er brauchte drei andere heiße Jahre, seine Absichten zu erreichen, nur die letzte führte er nicht aus, denn das Papsttum, welches das Genie Gregors von der Kaisergewalt befreit hatte, sank nie mehr unter diese herab.

❁ ❁
❁

Es ist ermüdend, den Hin- und Hermärschen Heinrichs zu folgen, der am Ende des Jahres 1082 zum drittenmal vor Rom stand, so hartnäckig in seinem Angriff wie sein bedrängter Feind im Widerstande.

Das Schicksal verdammte ihn, zeitlebens mit einem Priester und einer Amazone zu streiten. Denn in Oberitalien war es immer wieder Mathilde, die ihn zu einem schwierigen kleinen Krieg in den Apenninen und am Po zwang, wo sie viele Festungen besaß. Und auch dort kam es zu keiner Entscheidung. Die Städte wurden verheert, die Kirchen verbrannt; der Fanatismus artete in die Wut eines Religionskrieges aus. Ein Chronist jener Zeit konnte den Palast der großen Gräfin mit einem Hafen für die katholische Welt vergleichen; denn in ihn

flohen vor dem Schwert des Königs Priester, Mönche, Vertriebene jedes Ranges, und ihr von halb Italien beanspruchtes Vermögen war immer groß genug, auch Gregor VII. aus seiner Not zu reißen.

Heinrich fand die Lage der Dinge unverändert; denn Clemens III., sein Papst und auch sein General, hatte den Sommer über Rom zwar durch Ausfälle von Tivoli her geängstigt, die Landschaft verwüstet, doch nichts erreicht. Der König lagerte wieder auf dem Felde des Nero, und seine Geduld wurde noch durch sieben lange Monate auf die Probe gestellt. Vielleicht beweist die Macht Gregors über die Menschen nichts so glänzend, als die dreijährige Hingebung, welche die belagerten Römer ihm widmeten, obwohl er ihr Papst und ihr Landesherr war.

Der ungeduldige Feind berannte jetzt den Vatikan und die Feste bei S. Paul, doch die Stürme schlugen fehl. Indes die Not wurde so unerträglich, daß Gregor den Abfall Roms nur durch Gold hinderte, welches ihm Guiscard statt des Entsatzes sandte. Ermüdung der Wachen überlieferte dem König endlich die Leostadt; mailändische Vasallen Tedalds und Sachsen unter Wigbert von Thüringen erstiegen die Mauern, hieben die Wächter nieder und bewältigten einen Turm. Jubelnd stürzten die Scharen Heinrichs durch die eingerissene Mauer in die Leostadt; man sagt, daß Gottfried von Bouillon sie zuerst betrat (am 2. Juni 1083). Nun wurde mit Wut um den S. Peter gekämpft; dorthin flüchteten die Gregorianer, dorthin drangen die Deutschen, und der heilige Tempel wurde zum Schauplatz blutigsten Gemetzels. Die Römer setzten sich noch im Portikus fest, die Sieger stürmten auch diesen am folgenden Tag. Sie suchten rachevoll nach Gregor; denn ihn zu fangen war der Triumph des Tages, das Ende des ganzen Krieges; doch der Papst war unter dem Schutze Pierleones in die Engelsburg entflohn.

So betrat Heinrich nach langer Anstrengung den S. Peter, während er seinen furchtbaren Feind in nächster Nähe im Kastell eingeschlossen wußte, aus dessen Schießscharten er vielleicht herabsah, als der Büßer von Canossa,

umringt von Rittern, Bischöfen und römischen Edeln, den Gegenpapst neben sich, über die rauchenden Trümmer triumphierend nach dem Dom sich bewegte. Die Klänge des Tedeum erhoben die Seele Heinrichs; diese Rache war süß, aber sie befriedigte ihn nur halb. Noch war sein Papst (eine Puppe, die er jeden Augenblick konnte fallen lassen) nicht geweiht, noch die Kaiserkrone nicht auf sein Haupt gesetzt. Er hätte sie im S. Peter nehmen können, doch Klugheit verbot ihm dies; denn er bedurfte dazu der Stimme der noch uneroberten Stadt Rom, mit welcher er unterhandelte; außerdem hoffte er, Gregor selbst zur Krönung und zum vorteilhaftesten Frieden zu nötigen.

Der König besaß mit der Leonina den Schlüssel zur Stadt, wo sein Sieg tiefen Eindruck machte. Die endlose Belagerung, die beginnende Hungersnot, der drohende Grimm Heinrichs schreckten das Volk; alle Zugänge waren besetzt, niemand wagte sich hinein noch hinaus. Der Vergleich, welchen Heinrich bot, schien annehmbar; indem er voll List die Römer vom Papste abwendig zu machen gedachte, sagte er ihnen, daß er die Krone aus Gregors Händen nehmen, mit ihm sich versöhnen wolle; sie sollten dazu behilflich sein; den schwebenden Streit möge eine Synode entscheiden. Den stürmischen Vorstellungen der Römer, selbst seiner treuesten Anhänger im Klerus, die ihn auf Knien beschworen, in hoffnungsloser Lage sich mit dem Könige zu vertragen und das Vaterland zu befreien, setzte Gregor unerschütterte Ruhe entgegen. Nicht Menschenfurcht noch die Laune des Glücks bewegte seine Seele. Dieser bewundernswürdige Mann trotzte dem Schicksal, so im Grabmale Hadrians wie im Turme des Cencius. Er wollte Heinrich nicht als König noch Kaiser anerkennen, sich nichts abzwingen lassen; er bestand auf der Unterwerfung unter sein Gebot, dem Vertrag zu Canossa gemäß; eine allgemeine Synode wollte er zum November berufen.

Die Römer in der Stadt, Heinrich in der Leonina, Gregor in der Engelsburg bildeten drei abgesonderte Lager, während die Waffen ruhten, aber eifrig unterhandelt wurde. Man beschwor einen Vertrag, wonach der Papst

im November eine des Königs Sache entscheidende Synode berufen sollte, von der keinen Bischof abzuhalten dieser eidlich versprach. In einem geheimen Artikel verpflichteten sich jedoch die Römer, ihm innerhalb bestimmter Zeit zur Krönung zu verhelfen, es sei denn, Gregor wäre entflohen oder tot. Trat dieser Fall ein, so sollte ein neu zu wählender Papst ihn krönen, das römische Volk ihm den Eid der Treue schwören.

Heinrich war froh, die Römer in einer Fessel zu halten, und zog mit ihren Geiseln nach Toskana; er hatte einen Teil der leonischen Mauern einreißen lassen und nur 400 Ritter unter Ulrich von Godesheim in eine Schanze gelegt, die man auf dem Hügel Palatiolus in der Leonina errichtete. In Toskana stand die Markgräfin noch immer für die Sache Gregors in Waffen. Die Bitten ihrer eigenen Bischöfe, die Vorstellungen der Gräfin Adelheid und das Geschrei ihrer verwüsteten Städte bestürmten sie, nachzugeben, da der Fall des Papstes unvermeidlich sei. Sie wankte einen Augenblick, dann verwarf sie jeden Vergleich. Dieses mutige Weib wollte nicht vor ihrem großen Freunde erröten, der von Feinden und Verrätern umringt in der Engelsburg seinem Verhängnis entgegensah. Mathilde empfand einen tiefen Schmerz, daß sie Gregor nicht befreien konnte; sie selbst hatte Mühe, sich der Angriffe Heinrichs zu erwehren, und war froh, als der König, nach einem verwüstenden Streifzuge durch ihr Land, sich wieder ins Römische wandte, denn die Zeit der Synode stand bevor.

Zu ihr hatte Gregor alle nicht in den Bann verflochtenen Bischöfe geladen, in seinem Rundschreiben erklärend, daß er die wahren Urheber des unheilvollen Streites entlarven, die ihm gemachten Anklagen vernichten wolle und Frieden mit dem Reiche zu stiften hoffe. Er hatte Gott zum Zeugen aufgerufen, daß der König Rudolf wider seinen Willen erwählt gewesen sei, Heinrich aber die Schuld alles Unheils beigemessen, weil er die Verträge von Canossa gebrochen habe. Der Papst konnte zum Konzil keine anderen Bischöfe laden als die nicht gebannten, der König solchen, also gregorianisch gesinnten, als Richtern sich nicht unterwerfen, ohne seine Sache von

4*

vornherein verloren zu geben. Da brach er, die Absicht des Papstes erkennend, den Vertrag; er hinderte die Bischöfe nach Rom zu reisen, namentlich die eifrigsten Anhänger Gregors. Auch die Gesandten des deutschen Gegenkönigs ließ er aufheben und den Kardinal Otto von Ostia, welcher als Bote Gregors an diesen abgeschickt war, festnehmen.

Das spärlich besuchte Novemberkonzil erreichte daher seinen Zweck nicht. So groß war die Erbitterung Gregors, daß er sich kaum davon zurückhielt, Heinrich nochmals zu bannen; doch exkommunizierte er alle diejenigen, welche das Reisen nach Rom hinderten.

Als sich Heinrich gegen Weihnachten 1083 der Stadt wieder näherte, schien seine Sache dort schlecht zu stehen. Die Fieber hatten die Besatzung im Palatiolus hingerafft, die Römer die Schanze selbst zerstört. Der Zeitpunkt, bis zu welchem sie dem Könige, der ihre Geiseln besaß, die Krönung versprochen hatten, war nahe, und sie sahen sich deshalb gezwungen, dem Papst dies geheime Abkommen zu offenbaren. Sie entschuldigten sich mit der Lüge, dem Könige versprochen zu haben, nicht daß Gregor ihn feierlich salbe, nur, daß er ihm die Krone reiche. Ging ein so ernster Mann wirklich auf das Possenspiel ein, welches sie ausdachten? Heinrich wies ihr Ansinnen von sich, die Krone entweder feierlich als unterwürfiger Diener des Papstes zu nehmen oder sich dieselbe von den Zinnen der Engelsburg an einem Rohre reichen zu lassen. So waren die Verträge gebrochen, und der König konnte den Römern erklären, daß nicht er, der zum Frieden geneigt gewesen, sondern der halsstarrige Papst und der verräterische Adel an der Fortdauer des Krieges schuld seien.

Die Zerstörung Roms

Wenn Heinrich mehr Geld hätte ausstreuen können, so würde er die Stadt schnell gewonnen haben; denn es kam nur darauf an, das Volk wieder auf seine Seite zu ziehn. Er verwüstete

im Frühjahr 1084 das Landgebiet und brach dann zu einem Zuge nach Apulien auf. Aber kaum war er fort, als römische Boten ihn einluden, die Stadt in Besitz zu nehmen, welche von Gregor abfalle, seine Krönung und die Erhebung Clemens' III. sehnlich wünsche. Dieser plötzliche Umschlag ging weniger vom Adel als vom Volke aus, das sich nach dem Ende seiner Qualen sehnte und bereits selbständiger dem Stande der Kapitäne entgegenzutreten begann. Die Römer hatten sich lange Zeit mutig für den Papst geschlagen; nun wurden sie müde, sich für seine Zwecke zu opfern, die nicht ihre Vorteile waren. Ihr Abfall war ein schwerer Schlag für Gregor, denn er machte seinen Sturz unvermeidlich, aber die starke Seele dieses Papstes blieb auch jetzt unerschüttert. Ein normannischer Mönch dieser Zeit, der die Greuel nicht bemerken wollte, welche Guiscard bald darauf in Rom verübte, nahm sich heraus, diese wankelmütigen, goldgierigen Römer, die Opfer des Papstes und des Kaisers, mit Schmähungen zu überschütten, aber ein Verleumder war er deshalb so wenig als Jugurtha in alter Zeit. „Rom," so rief Gaufried aus, „du verdirbst in deiner verächtlichen Hinterlist; niemand fürchtet dich, jeder Geißel bietest du den Nacken dar. Deine Waffen sind abgestumpft, deine Gesetze verfälscht. Du bist voll Lug, voll Völlerei und Geiz. Nicht Treue, nicht Zucht, nichts als simonistische Pest ist in dir. Alles ist bei dir käuflich. Statt eines Papstes mußt du zweie haben; gibt der eine, so jagst du den andern fort, hört jener zu geben auf, so rufst du diesen zurück. Mit dem einen bedrohst du den andern, so füllst du deine Säckel an. Einst die Quelle aller Tugend, nun die Grube aller Schmach. Keine edle Sitte ist mehr in dir; sondern mit schamloser Stirn gehst du niederträchtigen Künsten des Gewinnes nach."

Heinrich kehrte im Eilmarsch nach Rom zurück, rückte am 21. März 1084, wie ehemals Totila, durch das Tor S. Johann ein und bezog mit dem Gegenpapst die Residenz im Lateran. Mit ihm waren seine Gemahlin, mehrere deutsche wie italienische Bischöfe und Herren. Wie wenig er auf diesen Erfolg gehofft hatte, zeigt, was

er nach seiner Krönung dem Bischof Dietrich von Verdun schrieb: „Am Tage S. Benediktus sind wir in Rom eingezogen; diese Wahrheit scheint mir ein Traum; ich möchte sagen, Gott hat mit zehn Mann in uns gewirkt, was unsere Ahnen nicht mit 10000 vermochten. Verzweifelnd Rom zu nehmen, wollte ich schon nach Deutschland heimkehren, da riefen uns die römischen Boten in die Stadt, die uns jubelnd empfing."

Gregor, welcher eher sterben als sich vor dem Könige erniedrigen wollte, saß in der Engelsburg, gedeckt von den Schilden und Speeren eines Häufleins entschlossener Männer; und noch war nicht alles für ihn verloren. Ein großer Teil des Adels hing ihm noch an; die festesten Punkte in Rom blieben noch in seiner Gewalt. Sein Neffe Rusticus hielt den Cölius und Palatin; das Geschlecht der Corsi das Kapitol; die Pierleoni lagerten an der Tiberinsel. Nun aber eilte Heinrich, durch einen politischen Akt in Rom selbst den Feind zu vernichten: ein Parlament der Römer, der Großen und Bischöfe seines Lagers lud Gregor vor, erklärte ihn, da er nicht erschien, für abgesetzt und anerkannte Wibert in aller Form als Papst. Clemens III. wurde am Palmsonntag im Lateran eingesetzt und von lombardischen Bischöfen geweiht, worauf er am Ostertage, den 31. März, nach einem schwachen Widerstande der Gregorianer, Heinrich und seine Gemahlin Berta im S. Peter krönte. Zugleich übertrugen die Römer ihrem neuen Kaiser auch die patrizische Gewalt. Kaiser und Papst ordneten sofort die kirchliche und weltliche Verwaltung: ein lateranisches Ministerium, ein Richterkollegium, der Präfekt wurden eingesetzt; Clemens III. umgab sich mit einem Gegensenat von Kardinälen und ernannte neu die sieben Bischöfe des Lateran. Rom und das Landgebiet gehorchten fast durchgängig seinem Befehl, und gerichtliche Akten wurden fortan mit seinem Pontifikat datiert.

Nun stürmte Heinrich schnell die Festungen in Rom; sie mußten fallen und die Engelsburg die kostbarste Beute herausgeben; denn hatte dies Kastell nicht auch Otto III. erobert? Der Neffe Gregors wehrte sich verzweifelt im Septiconium auf dem Palatin, welches die Mönche von

S. Gregor auf dem Clivus Scauri in die festeste Burg verwandelt hatten. Heinrich belagerte es wie ein Kastell, denn so großartig war alles, was die alten Römer schufen, daß selbst die Bauwerke schöner Kunst durch Stärke die Burgen des modernen Geschlechts beschämten. Die prachtvollen übereinanderstehenden Säulenreihen wurden von Maschinen zermalmt und eins der schönsten Monumente Roms halb zerstört, bis Rusticus sich ergab. Auch das Kapitol ward erstürmt; hier lagen die Corsi in Türmen, ein Geschlecht, welches aus der Corsenkolonie Leos IV. stammen mochte, Anhänger Gregors. Ihre Paläste wurden zerbrochen und verbrannt, und Heinrich konnte mit Selbstgefühl auf dem altersgrauen Kapitol vorübergehend Wohnung nehmen.

Nun die Engelsburg, die den Papst verbarg! Die Römer selbst belagerten und ummauerten sie, ihn auszuhungern, indes die atemlosen Boten Gregors Campanien durchjagten, Robert Guiscard sich zu Füßen zu werfen und ihn zum schleunigen Entsatze aufzurufen. In demselben Kastell, wo 90 Jahre früher ein Römer die Freiheit der Stadt gegen einen Kaiser verteidigt hatte, belagerte jetzt ein Kaiser einen Papst, welcher die Freiheit der Kirche von der weltlichen Gewalt erkämpfte. Die tragische Geschichte dieses Grabmals Hadrians, die Zeiten Belisars und Totilas, Alberichs und der Marozia, des Crescentius, die Päpste, die darin erwürgt worden waren, mochten vor dem bekümmerten Geiste Gregors vorüberziehen, als er in den finstern Gewölben der Burg saß, welche die Wut der Römer und Deutschen umlärmte. Was konnte sein Los sein, wenn er in die Hände Heinrichs fiel? Der Rächer des Schimpfes von Canossa würde ihm, wie einst sein Vater mit Gregor VI. getan hatte, hinter sich her über die Alpen geschleppt haben, und der größte aller Päpste endete dann als Gefangener in irgendeiner Burg im Schwarzwald oder am Rhein. Gregor übersah von den Zinnen dieses Grabes die Trümmer der Leostadt und Rom; er ließ seine Blicke über die tuskische Ebene schweifen, wo sich die Scharen seiner Freundin nicht zeigten; er richtete sie mit peinlicher Erwartung auf die lateinische Campagna, ob er die

Reitergeschwader des Normannenherzogs endlich gewahren möchte; bis er eines Tages ihre Lanzen unterhalb Palestrina blitzen sah. Als Guiscard von der Not des Papstes hörte, beschloß er zum Entsatz herbeizueilen; denn der Fall Gregors würde die Waffen Heinrichs gegen ihn selbst gewendet und eine furchtbare Verbindung aller seiner Feinde bewirkt haben. Er brach auf anfangs Mai mit 6000 Reitern und 30000 Mann Fußvolk, worunter sich beutehungrige Völker Calabriens und noch wildere Sarazenen Siziliens befanden. Seinen Anmarsch meldete Desiderius dem Papst, aber auch dem Kaiser: ein zweideutiges Benehmen, welches ihn hartem Tadel aussetzte; denn der Abt war verurteilt, mit Klugheit zweien Herren, Feinden, zu dienen. Das Glück hatte für Heinrich nur ein ironisches Lächeln; dieser Tantalus des Mittelalters genoß nie einen reinen Erfolg. Er konnte sich weder den schrecklichsten Kriegern der Zeit entgegenwerfen, denn seine Truppenmacht war gering, noch in Rom standhalten, denn die Römer waren wankelmütig und die Gregorianer besaßen noch Festungen in der Stadt. Da er sie aufgeben mußte, ehe er selbst darin belagert wurde, ließ er die Türme auf dem Kapitol und die Mauern der Leonina einreißen; er versammelte, wie einst Vitiges beim Herannahen Belisars, ein Parlament der Römer, erklärte ihnen, daß die Geschäfte des Reichs ihn nach der Lombardei riefen, ermunterte die Bestürzten zum Widerstande, gab Hoffnung baldiger Rückkehr nnd überließ sie ihrem Schicksal. Am 21. Mai zog er mit Clemens III. auf der flaminischen Straße ab nach Civita Castellana, um von dort weiter nordwärts zu gehen.

Während Heinrich abzog, streiften schon die Reiter Guiscards am lateranischen Tor. In Eilmärschen war er auf der lateinischen Straße durch das Tal des Sacco herangekommen; am 24. Mai traf er vor Rom ein, drei Tage nach dem Abmarsche des Kaisers. Er schlug erst sein Lager bei der Aqua Martia auf, wo er vorsichtig drei Tage lang stehen blieb, ungewiß, ob Heinrich ihn durch seinen Abzug nur getäuscht habe, um ihm plötzlich in den Rücken zu fallen. Die Römer hielten die Stadt gesperrt. Ihr männlicher Widerstand gegen Ro=

bert Guiscard füllt rühmlich ein kurzes Kapitel ihrer mittelalterlichen Geschichte aus. Ihre Not war einer aufrichtigen Klage wert; ihr Kaiser, dem sie die Stadt überliefert, hatte sie preisgegeben, und das unglückliche Rom sah sich nach den Qualen dreijähriger Belagerung der Beutegier von Normannen und Sarazenen ausgesetzt, welche der Papst gerufen hatte. Robert unterhandelte mit Verrätern und Gregorianern drinnen, deren Führer der Konsul Cencius Frangipane war. In der Dämmerung des 28. Mai erstiegen seine Ritter das Tor S. Lorenzo, und die einziehende Schar eilte nach der Porta Flaminia, welche sie aufbrach. So rückte das dort bereitstehende Heer in die Stadt ein. Die Römer warfen sich zwar den Normannen entgegen, aber der Herzog drang endlich durch die Flammen des Marsfeldes über die Tiberbrücke, befreite den Papst aus der Engelsburg und führte ihn nach dem Lateran.

Die Einnahme Roms, ein Ruhm, mit dem sich nur wenige Helden geschmückt haben, glänzt in der Geschichte des großen Kriegsfürsten, dem das Glück treuer war als dem Pompejus und Cäsar. Die Heere des Kaisers des Ostens hatte er in Albanien vernichtet, den Kaiser des Westens eben in die Flucht gejagt, den größten der Päpste wieder auf den Thron der Christenheit gesetzt. Gregor VII. neben seinem Retter Guiscard bietet ein so merkwürdiges Schauspiel dar, wie deren die Geschichte nicht viele kennt. Als der Papst den Helden von Palermo und Durazzo dankend in seine Arme schloß, konnte er Leos IX. gedenken und Guiscard selbst mit Verwunderung die Umwandlung der Dinge betrachten, indem er sich an das Schlachtfeld bei Civita erinnerte, wo er vor einem Papst gekniet hatte, der sein Gefangener war, während er jetzt einen andern Papst aus der Hand seiner grimmigen Feinde gerettet hatte.

Aber das unglückliche Rom, seinen Kriegern zur Plünderung hingegeben, wurde der Schauplatz mehr als vandalischer Greuel. Die Römer erhoben sich am dritten Tage und stürzten sich mit rasender Wut auf die barbarischen Sieger; die wiedergesammelte kaiserliche Partei hoffte Befreiung durch einen verzweifelten Überfall, doch

der junge Roger eilte mit tausend Reitern aus dem Lager seinem hart bedrängten Vater zu. Die Stadt kämpfte mannhaft und erlag; die Verzweiflung der Römer wurde in Blut und Feuer erstickt, denn Robert ließ zu seiner Rettung einen Teil der Stadt anzünden. Als sich Flamme und Kampfgewühl gestillt hatten, lag Rom vor den Augen Gregors als qualmender Schutthaufen da; verbrannte Kirchen, Trümmer von Straßen, die Leichen der Römer waren tausend Ankläger gegen ihn; der Papst mußte sich abwenden, wenn er die Römer scharenweise, mit Stricken gebunden, von Sarazenen ins Lager fortschleppen sah. Edle Frauen, Männer, die sich Senatoren nannten, Kinder und Jünglinge wurden öffentlich wie das Vieh in die Sklaverei verkauft, andere, unter ihnen der kaiserliche Präfekt, als Staatsgefangene nach Calabrien abgeführt.

Goten und Vandalen waren indes glücklicher gewesen als die Normannen, denn sie hatten in Rom noch unermeßliche Schätze vorgefunden, während die Beute der Moslems im Dienste des Herzogs nicht einmal mehr jener gleichkommen konnte, die ihre Vorfahren vor 230 Jahren aus dem S. Peter entführt hatten. Die Stadt war jetzt tief verarmt, und selbst die Kirchen waren leer an Schmuck. Verstümmelte Statuen standen auf trümmervollen Straßen oder lagen im Schutt unter Ruinen von Thermen und Tempeln. Hier und da saßen in Basiliken, welche auch schon in Trümmer gingen, häßliche Heiligenbilder und boten dem Räuber das Gold dar, welches etwa noch als Weihgeschenk an ihnen haftete.

Die bestialische Wut der Eroberer sättigte sich tagelang an Plünderung und Mord, bis die Römer, den Strick und das bloße Schwert am Halse, sich dem Herzog zu Füßen warfen. Der grimme Sieger fühlte Mitleid, aber er konnte ihre Verluste nicht mehr ersetzen. Die Verwüstung Roms bleibt ein dunklerer Flecken in der Geschichte Gregors als in der Guiscards; es war die Nemesis, welche diesen Papst zwang, ob schaudernd und widerwillig, dennoch in die Flammen Roms zu starren. War Gregor VII. im brennenden Rom (und es brannte um seinetwillen) nicht ein so schrecklicher Mann des Fa-

tum wie Napoleon, wenn er ruhig über blutige Schlachtfelder dahin ritt? Sein schönes Gegenbild ist Leo der Große, der die heilige Stadt vor Attila bewahrt und ihr Los vor dem Grimme Genserichs mildert. Nicht einer unter den Zeitgenossen hat bemerkt, daß Gregor den Versuch gemacht, Rom vor der Plünderung zu retten, oder über den Fall der Stadt eine mitleidige Träne geweint habe. Was war diesem Menschen des Schicksals das halb zerstörte Rom im Verhältnis zu der Idee, welcher er den Frieden der Welt zum Opfer brachte?

Gregors Ende

Die Greuel seiner Befreier verdammten Gregor VII. seither zum ewigen Exil, welches im höchsten Sinne irdischer Geschicke seine gerechte Strafe war. Seine Laufbahn endete in den Trümmern Roms. Obwohl ihm die Römer Unterwerfung gelobt hatten, mußte er sich doch vorstellen, daß er das Opfer ihrer Rache sein werde, sobald die Normannen abgezogen waren. Robert nahm Geiseln, legte Besatzung in die Engelsburg und zog im Juni mit dem Papst nach der Campagna, wo er Tivoli vergebens bestürmte, aber andere Burgen brach. Gregor mußte sich endlich mit peinvollen Gefühlen von irgendeiner Höhe zum letztenmal gegen Rom wenden, um von dem Theater seiner Kämpfe, der ewigen Stadt, Abschied zu nehmen, die er in Trümmern ließ. Er durfte sich sagen, daß er nicht unterlegen sei, aber auch nicht gesiegt habe. Seine trüben Gedanken konnten Heinrich am Po gewahren, wie er triumphierend in seine Heimat zog, nachdem er die Stadt erobert, die Kaiserkrone sich aufgesetzt, den Gegenpapst erhoben und ihn selbst gezwungen hatte, sich mit dem Fluche Roms zu beladen und als Flüchtling ins Exil zu gehen. Während der eine dieser Gegner nordwärts hinzog, mußte der andere mit den Scharen gefangener Römer südwärts ziehen, zur Dankbarkeit gegen einen Vasallen verdammt, der ihn mit sich in die Fremde nahm. Der Abzug dieses großen Papstes aus dem zerstörten

Rom, im Schwarm von Normannen und Sarazenen, gegen deren Glaubensgenossen er einst das Kreuz gepredigt hatte, seine traurige Fahrt nach Monte Casino und Salerno, wo er das Brot des Exils von der Hand seines Freundes Desiderius zu essen ging, gibt dem Drama seines Lebens einen tragischen Schluß, in welchem die ewige Gerechtigkeit so herrlich triumphiert wie in Napoleons einsamem Tode auf S. Helena.

In Salerno mit dem Plane beschäftigt, an der Spitze eines Heeres nach Rom zurückzukehren, starb Gregor am 25. Mai 1085. Der Sterbende seufzte: „Weil ich die Gerechtigkeit liebte und das Unrecht haßte, ende ich im Exil.“ Dies Wort offenbarte den tiefsten Grund seiner Natur, welche groß und männlich war. Aber dieser Geist vom mächtigsten Stil, ein Charakter fast ohnegleichen, steht nicht in der schönen Reihe der Weisen und Reformatoren, zu denen alle Völker ohne Unterschied als zu Wohltätern der Menschheit emporsehen. Ihm gebührt ein Platz unter den Herrschern der Erde, welche die Welt gewalttätig, doch heilsam erschüttert haben. Nur hebt ihn das religiöse Element in eine weit höhere Sphäre, als es die der weltlichen Monarchen ist. Napoleon sinkt neben ihm in tiefe Ideenarmut herab.

Auch Gregor VII. war schon Erbe alter Ziele des Papsttums. Aber das unvergleichliche Genie des Herrschers und Staatsmannes ist sein eigen, und seine revolutionäre Kühnheit hat weder im alten Rom noch in neuerer Zeit ein Mann erreicht. Dieser Mönch bebte nicht vor dem Gedanken, die bisherige Ordnung Europas umzustürzen, um auf ihren Trümmern den Thron des Papstes zu erheben. Seine wahre Größe liegt jedoch hinter seinem Papsttum. Als Papst griff er zu hoch, weil er in die flüchtige Minute seiner Macht die Wirkung von Jahrhunderten zusammenfassen wollte. Wer das Unmögliche will, wird als Schwärmer erscheinen, und dahin gehört sein Versuch, die Herrschaft der politischen Welt zu ergreifen.

Die Kraft, womit Gregor VII. die Freiheit der Kirche eroberte und die Herrschaft der Hierarchie gründete, ist staunenswert. Das Reich von Priestern, die keine andere

Waffen in der Hand führten als ein Kreuz, ein Evangelium, einen Segen und einen Fluch, ist bewunderns-würdiger als sämtliche Reiche römischer oder asiatischer Eroberer. Dies geistliche Imperium wird, so lange die Erde steht, ein einziges unwiederholtes Phänomen moralischer Macht sein. Gregor VII. war ein Heros nur dieses Priesterreichs. Sein Gedanke umfaßte zwar die Menschheit als Kirche, aber diese doch nur in der Gestalt der päpstlichen Monarchie. Die Idee, einen Sterblichen als unfehlbares und gottähnliches Wesen hinzustellen, die Schlüssel des Himmels und der Hölle in der Hand, und diesem Apostel der Demut, aber Vikar Gottes als Alleinherrn die Welt zu unterwerfen, ist so befremdend, daß sie das Staunen noch der spätesten Geschlechter erregen wird. Sie war das Erzeugnis eines Zeitalters der Sklaverei, der Roheit und Not, wo die leidende Menschheit das Prinzip des Guten in einer Persönlichkeit vor Augen haben wollte, die tröstlich sichtbar und erreichbar bleibe. Die Übertragung der Macht, im Sittlichen zu binden und zu lösen, auf einen Menschen ist vielleicht die erstaunlichste Tatsache, welche die Weltgeschichte kennt; aber sie erklärt sich daraus, daß die Kirche im Mittelalter die allgemeinen Bedürfnisse, die stärksten Leidenschaften und zugleich die höchsten Ideen der Menschheit darstellte. Es war erst nach den Kämpfen, die mit Gregor VII. den Anfang nahmen, daß auch die Weltlichkeit, bisher roh, geistlos und häßlich, vom Geist zu blühen begann.

Kein Wunder also, daß die Größe der Kirche in Gregor diesen kühnen Charakter fand. Allein die Geschichte hat sein unchristliches Ideal nicht bestätigt, denn es blieb hinter dem höheren Begriff der Menschheit zurück. Die Lehren der Apostel dauern; die hierarchischen Grundsätze Gregors hat die Zeit längst verzehrt, oder die allgemein gewordene Bildung spottet ihrer als verspäteter Träume von Finsterlingen und Fanatikern. Man darf Gregor vorwerfen, daß er die Kirche in zwei Hälften zerrissen hat: in die unheilige, nicht einmal mehr wahlberechtigte der Laien; in die heilige, sich selbst erwählende Priesterkaste. Der Begriff der christlichen Republik wurde durch

die gregorianischen Grundsätze in der Tat verfälscht, denn die Hierarchie setzte sich an die Stelle der Kirche. Gregor flößte ihr einen cäsarischen Geist ein. Wenn dieses seiner Verfassung nach vollkommene System alle politischen Formen, Demokratie, Aristokratie, Monarchie in sich vereinigte, so erzeugte doch seine von einem Einzelwillen gelenkte Maschinerie und die Vereinigung aller dogmatischen Macht in einer Kaste alle Übel geistlicher Willkür und Tyrannei, und man wird begreifen, daß das Werk Gregors VII. die deutsche Reformation nach sich ziehen mußte.

Das Beste, was Gregor tat, war die von ihm nicht geahnte Auferweckung des Geistes in der Welt durch einen Kampf, der zum erstenmal alle sittlichen Tiefen des Lebens ergriff. Eine unermeßliche Bewegung ging von diesem einen Menschen durch alle Kreise in Kirche und Staat aus. Der riesige Kampf dieser beiden Formen, die das soziale Ganze darstellen, ihre erst barbarisch feudale Vermengung, ihre mähliche Scheidung, ihre dauernde Spannung macht das historische Leben des Mittelalters aus.

Die Stadt Rom sieht nach dem Falle Gregors einer öden Schaubühne gleich, welche sich nur zögernd mit kleineren Gestalten wieder füllt. Die Tat und auch der Sturz eines großen Menschen wird nachweislich in tausend immer schwächeren Wellenkreisen der Zeit gespürt, bis sie sich endlich in der Weite verlieren muß. Den Sarg Gregors umstanden die Männer der Hierarchie, welche in ihren Kämpfen alt und grau geworden waren, so etwa wie einst die Leiche Alexanders des Großen dessen Generale umringt hatten. Wer sollte das geistliche Reich erben? Die kleinen Leidenschaften des Neides und der Herrschbegier, sollten sie es jetzt zertrümmern? In einem weltlichen Staat wäre das geschehen; aber in dem Reich von Priestern, welche keine Familiendynastien zu gründen hatten, war der jedesmalige Erbe der eine hierarchische Geist, der als unzerstörliches Prinzip fortbestand.

Sterbend hatte Gregor vier Kandidaten der Papstwahl bezeichnet. Die nächsten zwei Jahre nach seinem Tode bieten das Schauspiel eines Kampfs um die Papstkrone

dar, nicht sie zu gewinnen, sondern ihr zu entfliehen. Dies anziehende Schauspiel ist, man darf es sagen, die beste Leichenrede auf die Größe Gregors.

Rom und die Kreuzzüge

Die langen Kriege zwischen der Krone und der Tiara hatten das ganze Reich in unbeschreibliches Elend gestürzt; die Wut der Parteien hatte alle Kreise der Gesellschaft mit unnatürlichem Haß, mit Zwist und Schuld erfüllt. Konrads Abfall von seinem Vater war nur das grelle Symbol, in welchem das damalige Menschengeschlecht seinen eigenen Zustand erkannte. Denn es standen in der Welt Vater gegen Sohn, Bruder gegen Bruder, Fürst gegen Fürst, Bischof wider den Bischof, Papst wider den Papst. Eine Spaltung des Lebens so tiefgehender Natur, wie sie nie zuvor in der Geschichte war gesehen worden, schien das Christentum selbst zu zerreißen und die ehrwürdige Macht seiner Mysterien zu vernichten. In die Finsternis des tötenden Fluchs war die Welt gehüllt.

Am Ende jenes Jahrhunderts glich die europäische Welt einem Schlachtfelde, worauf sich dichte Nacht niedergesenkt hat, und wo die Heere ermüdet, doch voll Haß, nach Frieden schmachtend, doch von ungelöster Schuld zu weiterem Bruderkriege verurteilt, den Morgen erwarten, um sich von neuem wütend ineinander zu stürzen. Aber bei anbrechendem Tage glauben sie einen Cherub am Himmel zu sehen, der ihnen ostwärts zu folgen winkt, der ihnen befiehlt, den Gottesfrieden zu schließen und in Waffen nach dem heiligen Jerusalem zu ziehen, wo sie ihre und der Welt Sünden am Grabe des Erlösers zu sühnen hätten.

Man sieht, wie das wunderbare Phänomen der Kreuzzüge sich aus dieser Zeit erklärt. Der Investiturstreit war einer der Hebel dieser ungeheuren Bewegung, wenn auch viele andere Motive hinzutraten. Die Geschichte entwickelt alle ihre Resultate aus der geheimen Arbeit

der Triebe und Bedürfnisse, und Schuld, Wahn oder Irrtum sind in ihr bewegende Ursachen wie die Tugend, die Vernunft und das Genie. Nach der tiefen Verderbnis des 15. Jahrhunderts, welche Huß, Hieronymus und Savonarola zu Martyrern machte, sehnte sich die Menschheit nach der Entsühnnng, und die Reformation suchte den verlorenen Christus in der Schrift wieder auf. Im XI. Säkulum war das Menschengeschlecht um vier volle Jahrhunderte kindlicher und roher: es suchte den Heiland in seinem wirklichen Grabe. Die Kreuzzüge stellten demnach die Rückkehr der Menschen zu den Quellen des Heils in einem wirklichen Auszug nach der Wiege der christlichen Religion im Osten dar.

War nicht Christus von der Welt fast vergessen? Hatte ihn nicht der Kultus der Jungfrau, der Apostel und einer Legion von Heiligen verdrängt? Hatte nicht Rom das Bild eines mit dem weltlichen Patriziat bekleideten Apostelfürsten aufgerichtet, von dem ein Papst schon im 8. Jahrhundert sagen durfte, daß ihn das ganze Abendland wie einen Gott auf Erden verehre? Petrus war das Sinnbild der römischen Hierarchie, der Einheit der allgemeinen Kirche, doch nicht des Heils überhaupt, welches jeder Christ erflehte. War es nicht besser, statt sich an den Pförtner des Himmels zu wenden, den Sohn Gottes selbst zu suchen? Durch die Tore Roms, so hatte man die Welt glauben gelehrt, sollte der sicherste Weg zum Himmel führen, aber aus diesen Toren war der Fluch Gregors VII. in die Welt gedrungen und hatte sie mit Plagen heimgesucht. Die Ehrfurcht vor Rom minderten seit lange die Laster des Klerus, viele verwerfliche Päpste, die Greuel ewiger Parteikriege, und in der Zeit Heinrichs IV. gelangten die Pilger kaum noch zur Stadt, kaum noch in den entweihten S. Peter, der sich in eine Festung der Wibertisten verwandelt hatte. Indem schon seit längerer Zeit immer mindere Pilgerscharen nach dem Grabe des Apostelfürsten, immer häufigere nach dem Grabe Christi zogen, erhielt Rom eine Nebenbuhlerin der Heiligkeit an einer jüdischen Stadt im fernen Asien.

Nachdenkende Römer hätten die Kreuzzüge verwünschen

mögen, weil sie die frommen Pilger- und Geldströme ihnen vorbei in eine andere Richtung entführten; die Stadt sollte auch das Versiegen jener Quelle bitter empfinden, aber die römische Kirche schöpfte aus dem neuen Enthusiasmus neue Kraft. In einer Zeit, wo ihr Schicksal in dem noch unbeendigten Streit mit Heinrich IV. zweifelhaft war, stellten sich die Päpste schnell an die Spitze einer unermeßlichen Bewegung, gingen mit dem Element des Zeitgeistes vor, erhoben sich aus den kleinen zersplitterten Zwisten und Dingen, in welche der Reformkampf hinuntergestiegen war, zu einer allgemeinen christlichen Idee, zu einem erhabenen Gegenstand für die religiöse Phantasie, leiteten ferne und nahe Feinde und die Stoffe für Häresie und Schisma nach Syrien ab, einigten die Kirche in einer großen europäischen Leidenschaft wieder und errangen auch sich eine neue weltgeschichtliche Hoheit.

Unser Menschengeschlecht blickt mit Verwunderung auf ein Jahrhundert zurück, wo ein Eremit, in schmutzigem Aufzuge die Welt auf einem Esel durchreitend, wie ein Abgesandter Gottes empfangen ward, wo die Schilderung der Bedrängnis der Christen im fernen Jerusalem halbe Völkerschaften zu einer frommen Furie entflammte und von ihrer Heimat in das offene Grab Asiens trieb. Es ist töricht, nach acht Jahrhunderten darzutun, daß die Kreuzzüge eine Tat des religiösen Wahnsinns gewesen seien; sie sind eine Offenbarung des Weltgeistes, ein Produkt der vollen Natur des Mittelalters, eine große Epoche im Leben der Menschheit selbst. Das Schauspiel der elektrischen Wirkung eines Triebes und der dadurch vereinten Tatkraft von Völkern so verschiedener Art, die nie mehr ein allgemeines Ziel verband, ist für die zersplitterte und engherzige Ohnmacht des Zeitalters der Politik von einer beschämenden Größe.

Urban II. schmückte seinen Pontifikat mit dem ersten Kreuzzuge, den er selber predigte. Von der Gräfin Mathilde nach Toskana geladen, schrieb er ein Konzil in Piacenza aus. Der Jubel, welcher ihn in der Lombardei empfing, die Menge der Kleriker und Laien, die sich (Anfang März 1095) dort versammelten, zeigte ihm,

daß die Sache Heinrichs verloren, die seine gewonnen sei. Kein Dom faßte die Flut dieses Parlaments; es mußte im Freien tagen. Eine tiefe Aufregung hatte die durch Gregor VII. erschütterte Welt ergriffen; ein neuer Geist durchwehte sie. Die erste um Hilfe flehende Gesandtschaft des byzantinischen Kaisers stellte sich dem Konzile dar und wurde mit dem Versprechen des Beistandes getröstet. Aber eine zweite allgemeine Versammlung wurde für den November nach Clermont ausgeschrieben, wo die ritterlicheren Franken von einem Papst, der selbst Franzose war, zum Schutz der orientalischen Kirche sollten aufgerufen werden. Ehe Urban dorthin abging, empfing er in Cremona die Huldigung des jungen Konrad und bot ihm unter der Bedingung des Verzichts auf das Investiturrecht die Aussicht auf die Erlangung des Kaisertums. Der verblendete Rebell eilte nach Pisa, seine reiche Braut, die Tochter Rogers von Sizilien in Empfang zu nehmen, der Papst nach Frankreich zum Konzil.

Auf dem Felde zu Clermont begrüßte ihn der Eifer von 13 Erzbischöfen und 205 Bischöfen, die Huldigung vieler Großen französischer Lande und das fieberhafte Geschrei der zusammengeströmten Tausende, die einer elektrischen Wolke gleich um die Stadt lagerten, nur der Berührung durch das Wort harrend, um in Feuerflammen zu stehen. Alle Redner Griechenlands und Roms würden Urban um die großartigste Stellung, aber auch um die Empfänglichkeit der Zuhörer beneidet haben, die ihm auf diesem welthistorischen Parlament entgegenkam; und kaum anderswo hat sich das Wort als eine gleich hinreißende Macht bewiesen. Die Sprache Ciceros lieh noch in so später Zeit einem Redner Roms ihre volltönende Majestät, eine Menge zu entflammen, in deren Munde das alte Latein schon längst verdorben war. Wenn sonst Redner ihre Hörer für eine große Idee begeistern wollten, wendeten sie sich voll Schmeichelei an ihre edelsten Tugenden, die sie wenigstens voraussetzten, doch der priesterliche Redner sah in jenen Tausenden meist nur Räuber und Mörder, und diese Prädikate, weit gefehlt den Enthusiasmus zu dämpfen, gaben ihm nur einen stärkeren Schwung. Ein sonderbarer Gegen-

satz: das erhabenste Ziel wird vor dem Weltgefühl aufgestellt, und Räuber und Mörder werden, eben weil sie dies sind, aufgerufen, dies Höchste zu erringen. Urban II. hielt nicht eine Rede, sondern eine Predigt, und die stärkste aller Triebfedern für jene Menge war die Sündenbuße, der Kreuzzug selbst ein Akt der Disziplin zur Erlangung der Absolution. Der Papst schilderte kurz die Gefangenschaft der heiligen Stadt des Königs der Könige, wo er wandelte, litt und starb, er rief Tränen, Seufzer und die Sprüche der Propheten zu Hilfe, seiner Ermahnung Nachdruck zu geben; er forderte die Christenheit auf, sich einmütig mit dem Schwert zu gürten und Christus aus den Türkenketten zu befreien. „Erhebet euch, kehrt eure Waffen, die von Brudermord triefen, gegen die Feinde des christlichen Glaubens. Ihr Unterdrücker der Waisen und Witwen, ihr Meuchelmörder und Tempelschänder, ihr Räuber fremden Gutes, ihr, die ihr Sold nehmt, um Christenblut zu vergießen, die ihr gleich Geiern vom Geruche der Schlachtfelder angezogen werdet: eilt, so ihr eure Seele liebt, unter dem Feldhauptmann Christus zum Schutze Jerusalems auszuziehen. Ihr alle, die ihr solche Verbrechen verschuldetet, die euch vom Reiche Gottes trennen, kauft euch um diesen Preis los, denn dies ist Gottes Wille . . .“

Oftmals hat die glühendste Beredsamkeit nicht vermocht, eine Menge für ihre eigenen nächsten Vorteile zu erwärmen, doch Urban riß das Parlament in Clermont zur Begeisterung für ferne Glaubensbrüder und eine ferne Stadt hin, welche von Europa durch Länder, Meere und ein Jahrtausend getrennt war. Die dichtgedrängten Zuhörer (wenig Reine mochte man unter ihnen zählen) unterbrachen den Papst wiederholt mit dem fanatischen Ruf Deus lo volt, Deus lo volt. Fürsten, Ritter, Bischöfe, Knechte hefteten mit zitternder Hast ein rotes Kreuz auf ihr Gewand; Ehrgeiz, Abenteuerlust und jedes Verbrechen konnten sich unter dies Zeichen flüchten, alle Unfreie, Geknechtete, Verschuldete und Gebannte sich unter dem Banner des Zuges sammeln und gewiß sein, dafür im Leben Sündenerlaß, im Tode das Paradies und zuvor goldene Berge in Syrien zu finden. Der Erfolg war

vollständiger, als Urban erwartet hatte. Obwohl einige Bischöfe in ihn drangen, sich selbst an die Spitze des Zuges zu stellen, lehnte er dies dennoch ab, aber er ernannte in dem Bischof Ademar von Puy seinen Stellvertreter.

Der Geschichtschreiber der Stadt Rom sieht sich nach den Römern um, welche zu den Fahnen des Erlösers strömten, damit er auch ein römisches Heer in das Feld der Geschichte der Kreuzzüge stellen und dann die Gesta Dei per Romanos nach Pflicht beschreiben könne; indes er entdeckt deren keine. Wahrscheinlich würden Senat und Volk spöttisch gelacht haben, wenn Urban sie aufgefordert hätte, sich mit heiliger Begeisterung zu erfüllen, den Schutthaufen Rom zu verlassen und zur Befreiung der Stadt Jerusalem auszuziehen, die einst römische Kaiser zerstört hatten, an deren Fall noch der Bogen des Titus erinnerte, deren Bundeslade der Lateran zu bewahren sich rühmte, und deren späteste Enkel seit Pompejus als eine verachtete Fremdenschole an den Tiberbrücken wohnten. Enthusiasmus für große Ideen hat die Römer selten entflammt, und der romantische Sinn des Rittertums blieb ihnen fremd. Überall, wo der germanische uud normannische Geist lebendig waren, entwickelte sich das Rittertum in seiner heldenhaften Kraft, in seiner die Welt genießenden oder mißhandelnden Willkür und in der land- und meerbefahrenden Tatenlust; doch der größte Teil Italiens stellte solchem Wesen in jener Periode nichts Gleiches an die Seite. Den aufstrebenden Städten, namentlich den Seerepubliken Pisa, Genua und Venedig, welche die Eroberung Syriens mit ihren Flotten erleichterten, wurden die Kreuzzüge eine Quelle des Gewinns durch den Levante-Handel und die Anlage von Kolonien, aber für Rom waren sie die Ursache größeren Verfalls. In dieser Stadt selbst konnte das Rittertum nicht Gestalt gewinnen; die Kirche, welche die Entfaltung aller weltlichen Blüte hinderte (und die Frauen tragen viel zu ihr bei), ließ es dort nicht aufkommen, und zugleich machte die Überlieferung des Altertums aus den edeln Römern Senatoren und Konsuln, aber keine Ritter. Für ein römisches Turnier auf der grasbedeckten Arena des alten Zirkus

würden sowohl die Kirchen und Klöster als die Trümmer des antiken Rom eine widerspruchsvolle Umgebung gewesen sein, und auf die Stufen des Kolosseum hätte man fast ebensoviel weinende Nonnen als lachende Frauen, ebensoviel Priester als Edle und Bürger zum Zuschauen versammeln müssen. Der Feudalismus war zwar in das römische Land eingedrungen, aber das zusammengesetzte System der Vasallenschaft, auf dessen Grunde das Ritterwesen stand, konnte sich nur an einem weltlichen, nicht an einem geistlichen Hofe ausbilden. Die römischen Nobili jener Zeit waren ein rohes, in alten Monumenten hausendes Geschlecht, zertrennt in Parteien, miteinander, mit den Päpsten und Kaisern in beständigem Kampf, alle goldgierig und arm. In der Campagna wiederum hausten Grafen als große und kleine Räuber, in Felsennestern, deren Aussehen so schrecklich war wie am heutigen Tag; denn jene alten Grafensitze, Segni, Ceccano, Monterotondo, Palestrina, Civita Castellana, Galeria hat die Kultur zu keiner Zeit berührt. Die Schlösser dieser wilden Herren besuchte kein wandernder Troubadour, und nie versammelte sich dort oder in Rom ein Hof schöner Frauen, um einen triumphierenden Ritter mit Blumen zu kränzen. Die reizende Poesie des Mittelalters ließ sich nie auf den düstern Trümmern Roms nieder, wo auf den umgestürzten Granitsäulen die ernsten Schatten alter Senatoren zu sitzen und den Fall ihrer Stadt zu beklagen schienen.

Anders war es am Hofe der Normannenfürsten Süditaliens. Diese gebornen Ritter hatten sich ihre schönen Länder als fahrende Abenteurer kühn erkämpft; mit ihren Lanzen hatten sie die Moslem aus Sizilien gejagt und den griechischen Kaiser geschreckt: der Klang der heiligen Trompete machte sie daher jubelnd aufspringen, neue Taten zu bestehen, neue Länder zu erbeuten, und das normannische Italien verherrlichte den ersten Kreuzzug durch die unsterblichen Helden Tancred und Boemund. Tancred, die Blume des Rittertums, folgte den Fahnen seines Verwandten Boemund, als dieser älteste doch seinem jüngeren Bruder Roger nachgesetzte Sohn Guiscards seine Zelte vor dem belagerten Amalfi abbrach, um nach

Jerusalem zu ziehen (im Jahre 1096). Unter diesen beiden Führern sammelten sich italienische Scharen, vielleicht auch aus dem römischen Gebiet, doch der Chronist, welcher als poetischer Vorgänger Tassos über sie Heerschau hielt, nannte Römer nicht darunter.

Die Teilnahme der Normannen wurde durch den Marsch eines Kreuzheeres veranlaßt. Die Westfranzosen, die französischen und englischen Normannen führten Hugo von Vermandois, der Bruder des Königs von Frankreich, Robert von Flandern, Robert von der Normandie, Sohn Wilhelms des Eroberers, und Stephan von Chartres und Blois über Toskana, Rom und Apulien, wo sie sich in Bari einschiffen sollten. Diese Fürsten trafen den nach Rom heimreisenden Papst im Oktober zu Lucca, wo er ihnen seinen Segen und dem Prinzen Hugo das Banner S. Peters gab. Er konnte sich dieser Kreuzfahrer bedienen, indem er Rom durch sie unterwerfen und die Wibertisten aus dem S. Peter vertreiben ließ. In der noch frischen Erinnerung an die Plünderung unter Robert Guiscard mußten die Römer die Normannen Frankreichs und Englands voll Angst heranziehen sehen; sie konnten sich glücklich schätzen, daß dieser prachtvoll gerüstete Zug aus geregelten Truppen bestand, welche die glänzendsten Fürsten des Abendlandes befehligten. Wenn uns die Chronisten mehr von dem Aufenthalt jener Kreuzesscharen in Rom gesagt hätten, so würden wir sie vielleicht einige Monumente bestürmen sehen, worin die Wibertisten lagen. Die Ritter Frankreichs und Englands erstaunten, daß sie auf dem Marsch nach Jerusalem mitten im heiligen Rom ihre Schwerter gegen die wütenden Feinde des Papstes ziehen und mit dem Blute der Schismatiker beflecken mußten, die sie nicht einmal überwältigen konnten. Sie mußten erschrecken, daß sie die Türken schon in Rom fanden, daß sie, die geweihten Pilger, im Heiligtum S. Peters von meuchelmörderischen Christen bedroht wurden, wenn sie an der Konfession des Apostels ihr Gebet verrichteten. „Als wir, so berichtet ein Augenzeuge unter jenen Kreuzfahrern, in die Basilika traten, fanden wir dort die Leute des einfältigen Papstes Wibert mit Schwertern in der Faust; sie rissen die Opfergaben

an sich, die wir auf die Altäre legten; sie kletterten auf das Gebälk der Kirche und warfen von dort Steine auf uns herab, wenn wir kniend im Gebete lagen, denn sie wollten jeden morden, der ihnen als ein Anhänger Urbans erschien." Fulcher gestand, daß die Kreuzfahrer diesen entsetzlichen Zustand der christlichen Hauptstadt mit Abscheu betrachteten, aber die Rache Gott überließen; denn viele von ihnen kehrten aus Feigheit schon in Rom nach Hause zurück, und die andern setzten ihren Zug über Monte Casino nach Bari fort.

Dies war das Verhältnis der Stadt Rom zu den Kreuzzügen, und das lebendige Gemälde Fulchers erspart dem Geschichtschreiber jedes weitere Wort. Übrigens war der Durchmarsch der Kreuzfahrer für Urban von Gewinn. Sie zwangen Wibert, die Stadt zu verlassen; sie eroberten wahrscheinlich einige Türme und Festen; der nach ihnen in Rom eintreffende Papst konnte wenigstens die Weihnachten ruhig begehen. Nun war er Herr fast der ganzen Stadt, denn nur die Engelsburg, mit deren Belagerung die Kreuzfahrer sich nicht hatten aufhalten wollen, blieb noch in der Gewalt der Wibertisten.

Der erste Kreuzzug machte die Schwäche des Kaisertums kund, welches unter seinem Begriff geblieben war. War es nicht die Aufgabe des Kaisers, sich als das weltliche Haupt der Christenheit an die Spitze dieser großen Bewegung zu stellen, ihre Fahne zu entfalten und Fürsten und Völker in den heiligen Kampf zu führen? Das Kaisertum ließ durch die Schuld der Verhältnisse und Heinrichs IV. einen Augenblick von solcher Bedeutung an sich vorübergehen, wie er nicht mehr wiederkehrte. In der gesamten Geschichte des Mittelalters gibt es keine Stelle, auf der man das Phänomen der geistigen Strömungen in der Menschheit mit so hohem Staunen betrachten darf, als jene des Beginnes der Kreuzzüge ist, und nirgendwo anders wird der Beobachter mit gleicher Verwunderung sowohl über die Gewalt religiöser Triebe als über das Glück und Genie der Päpste erfüllt. Indem das Papsttum die Aufgabe an sich riß, welche dem Kaisertum gehörte, setzte es dieses von der welthistorischen Höhe herab, auf die es sich selber stellte. Gregor VII. hatte

die Bedeutung des Kampfes Europas mit Asien klar erkannt und danach gestrebt, sein Führer zu werden; diesen Gedanken ließ er seinen Nachfolgern, und der feine Urban erbte ihn von ihm. Es kam nicht darauf an, ob er selbst als Papst der Führer des Zuges war oder nicht, denn die Welt gehört der Idee, und die Päpste führten diese. Indem die Kreuzzüge von der Kirche ausgingen, bewies diese der Welt, daß sie es sei, welche die Einheit der Völker zusammenhalte. Heinrich IV., finster brütend in einem Schlosse Oberitaliens, während eine neue Epoche der Weltgeschichte durch die Parlamente in Piacenza und und Clermont ohne ihn eingeleitet wird, Heinrich IV. als ihr anteilloser Zuschauer, erscheint uns fast in einem tieferen Fall, als da er in Canossa als Büßer stand; der Fluch des Papstes hatte ihn gleichsam aus der Geschichte verbannt.

Das Kapitol

Rom machte im Jahre 1143 den Versuch einer Vergemeinsamung der Stände, welche Mailand, Pisa, Genua und andere Städte schon verwirklicht hatten. Der kleinere Adel verband sich aus Eifersucht gegen die „Konsuln" mit den Bürgern, die neue Gemeinde bemächtigte sich des Kapitols, erklärte sich als der wahre Senat und bekämpfte oder vertrieb alle diejenigen Großen, welche in die Kommune nicht eintreten wollten. Sofort erhoben die Kapitane, auch die von der kaiserlichen Partei, das Banner des Papstes, und Rom spaltete sich in zwei einander bekämpfende Staatskörper, den alten konsularischen der Aristokratie und den neuen senatorischen der Volksgemeinde auf dem Kapitol.

Die Gründung einer freien Bürgerschaft verdiente eine neue Ära Roms zu bezeichnen, und der ruhige Betrachter der Geschichte blickt verwundert auf die Ruinen des sagenhaft gewordenen Kapitols, wo sich ein wildes und unwissendes Volk im Sturme niederließ, seine Vorstände Senatoren nannte, Menschen, die von den Reden des

Cicero und Hortensius, des Cato oder Cäsar nichts mehr wußten, die aber wie die alten Plebejer wiederum ein hochmütiges Geschlecht von Patriziern barbarischer Abkunft oder Mischung bekämpften, dem Oberpriester von Rom die weltliche Krone entrissen, vom Kaiser germanischer Nation verlangten, sich als investiert von der Majestät des römischen Volkes zu bekennen, und die auf dem Schutt alter Römertempel noch immer behaupteten, daß die goldene Roma die Herrin des Erdkreises sei.

Es ist verlockend genug, einen Blick in die tragische Trümmerwelt des Kapitols zu werfen und die Geschichte dieses ehrwürdigen Sitzes des alten Römerreichs während der dunkeln Jahrhunderte zu übersehn. Doch Nacht umhüllt die erhabenste Stelle der geschichtlichen Erde während mehr eines halben Jahrtausends. Seit Cassiodor hat kein Geschichtschreiber des Kapitols erwähnt. Nur der Unbekannte von Einsiedeln bemerkte es flüchtig, nur Sagen und Legenden reden verworren von diesem Weltwunder, und im 10. Jahrhundert taucht unter den Trümmern namenloser Tempel das Kloster der Jungfrau Maria in Capitolio auf. Die Ruinen so vieler Bauwerke dort wurden nicht einmal zu einer städtischen Burg benutzt; die alte Arx mit ihren tarpeischen Felswänden ward neben Septiconium und Engelsburg niemals als eine Hauptfestung genannt. Das Kapitol beherrschte keine der großen Verkehrsstraßen mehr, denn jener Bezirk, zumal das alte Forum, verödete, und die Bevölkerung zog sich immer tiefer ins Marsfeld zu dem auch strategisch wichtigen Tiber hinab. Es war nur die unverlöschte Sage von dem, was einst dies Kapitol bedeutet hatte, welche es seiner Geschichtlosigkeit wieder entriß und nochmals zum politischen Haupt der Stadt machte, sobald der Geist bürgerlicher Freiheit erwacht war. Schon im 11. Jahrhundert erscheint als Mittelpunkt aller rein städtischen Geschäfte das Kapitol. Zur Zeit Ottos III. und der Adelspatrizier tauchte die Erinnerung an die heilige Malstatt des Römischen Reiches wieder auf; die Trümmer des Kapitols belebten sich durch Versammlungen des Adels und Volks und nahmen nun die Stelle der Tria Fata ein. Zur Zeit Benzos, Gregors VII. und

Gelasius' II., bei den Unruhen der Präfektenwahl, bei der Zustimmung zur Wahl Calixts II., war es immer wieder das Kapitol, wo man die Römer zum Parlament oder zu den Waffen rief. Wahrscheinlich wohnte auch der Stadtpräfekt auf dem Kapitol, denn der Präfekt Heinrichs IV., welcher Viktor III. aus Rom vertrieb, saß daselbst, und ein dortiger Palast diente zum Ort für Gerichte, deren Akten mit der Formel: actum civitate Romana apud Capitolium gezeichnet wurden.

Die kühnste Phantasie ist machtlos, die düstre Größe jener Trümmer zu malen. Auf den umgestürzten Säulen des Jupitertempels oder in den Gewölben des Staatsarchivs konnte zwischen zerbrochenen Statuen und Inschrifttafeln der kapitolische Mönch, oder der raubgierige Konsul, oder der unwissende Senator sitzen, die Ruinen anstaunen und über die Wandelbarkeit des Schicksals nachdenken. Der Anblick dieser Trümmerstätte konnte ihm den Vers des Virgil zurückrufen, wo er vom Kapitol sagt:

> Goldenes jetzt, einst wildernd von Dornen und struppigem Waldicht;

und er hätte nun, da das Kapitol in seine Ursprünge zurückgesunken war, diesen Vers umkehren und ausrufen müssen:

> Goldenes einst, jetzt starrt es von Schutt und von struppigem Dornstrauch.

Aber die meisten damaligen Römer kannten Virgil nur noch als einen Zauberer, der aus Rom nach Neapel geflohen war und beide Städte mit magischen Kunstwerken beschenkt hatte. Die Senatoren, welche mit hohen Mitren und goldbrokatenen Mänteln in den Trümmern umhergingen, besaßen nur noch eine dunkle Vorstellung, daß hier einst die Gesetze der Staatsmänner, die Deklamationen der Redner, die Triumphe über die Völker und die Schicksale der Welt ihren Ausdruck gefunden hatten. Es gibt keinen furchtbareren Hohn über alles Erhabene, als dies, daß Rom eine Zeit sah, wo sein Kapitol Mönchen zum Eigentum geschenkt wurde, die über seinen Trümmern Kohl pflanzten, beteten, Psalmen sangen und ihren Rücken mit Ruten geißelten. Anaklet II. bestätigte den

Besitz des kapitolischen Hügels dem Abte von S. Maria in Aracöli; und seine Bulle wirft ein flüchtiges Licht in dies Labyrinth von Grotten, Zellen, Höfen und Gärten, Häusern oder Hütten, von Trümmerwänden, Steinen und Säulen, die ihn bedeckten.

Der alte Clivus führte damals noch zu ihm hinauf, aber auch von der Seite des Marsfeldes gingen Wege nach Aracöli und zu dem kapitolischen Platz. Die Ruinen des Kapitols, durch die Stürme Heinrichs IV., Guiscards und Paschalis II. vermehrt, lagen in wildester Verlassenheit. Wie auf dem Palatin wuchsen auch dort Gärten, und Ziegenherden kletterten schon über Marmortrümmern, woher ein Teil des Kapitols den entwürdigenden Namen der „Ziegenberg" (Monte Caprino) erhalten hat, wie sich das Forum in ein „Kuhfeld" verwandelte. Verkaufsbuden standen indes noch auf dem Kapitolplatz, und das römische Volk hielt hier schon lange seinen Markt. Außer den Mönchen in S. Maria und den Priestern von S. Sergius und Bacchus, oder den Bewohnern der Korsentürme, war nur eine spärliche Bevölkerung dort angesiedelt; dagegen zogen sich noch alte Straßen um den Berg, so der Clivus Argentarius (salita di Marforio), wohl auch der Vicus Jugarius, weiterhin die Cannapara und das Forum Olitorium, der heutige Platz Montanara, während Kirchen und Kapellen, auf Ruinen erbaut, den ganzen Marmorscherbenberg umkränzten.

Die Trümmer jener Tempel und Portiken, welche die Gipfel des Kapitols bedeckten, sind heute verschwunden; auf dem Clivus stehen nur noch die letzten Reste der Tempel des Saturn und des Vespasian, die Fundamente der Concordia, die nicht zerstörten Gewölbe des Archivs, die Kammern der Schola Xantha, der Rest der Rednerbühne und des Meilenzeigers, endlich der Bogen des Septimius Severus, welcher in ruhiger Kraft dem Wandel der Zeiten getrotzt hat. Im 12. Jahrhundert boten alle diese und andere Denkmäler noch das Schauspiel einer umwilderten Akropolis dar, aus deren Schutt ein splitternder Säulenwald über Rom majestätisch emporragte. Die flüchtige Schilderung der Mirabilien streift nur wie ein rosiges Abendlicht diese Trümmer, und an-

dere Berichte jener Zeit haben wir nicht. Es ist von Wert zu lesen, was sie sagen:

„Vom Kapitol in Rom.“

„Kapitolium heißt es deshalb, weil es das Haupt (caput) der ganzen Welt war, weil die Konsuln und Senatoren dort wohnten, die Stadt und die Welt zu regieren. Sein Antlitz war mit hohen und festen Mauern bedeckt, die überall mit Glas und Gold und wundervoll getäfelten Werken bekleidet waren. Innerhalb der Burg war ein Palast, größtenteils aus Gold und mit Edelsteinen geschmückt, welcher den dritten Teil der Welt wert gewesen sein soll; da waren so viel Statuen als Provinzen der Welt, und jede hatte ein Glöckchen am Halse. Sie waren durch magische Kunst so eingerichtet, daß, wenn irgendeine Region im Römischen Reich rebellierte, sofort ihr Bildnis sich dorthin wendete; dann klang das Glöckchen am Halse, und dann sagten's die Seher des Kapitols, welche dort Wächter waren, dem Senat . . . Es waren dort auch mehrere Tempel, denn auf der Höhe der Burg über dem Porticus Crinorum war der Tempel des Jupiter und der Moneta; auf der Seite des Forum der Tempel der Vesta und des Cäsar; dort stand der Stuhl der heidnischen Pontifices, wo die Senatoren Julius Cäsar am sechsten Tage im Monat März ausstellten. Auf der andern Seite des Kapitols über der Cannapara der Tempel der Juno neben dem öffentlichen Forum der Herkules. Im Tarpejum der Tempel des Asyls, wo Julius Cäsar von den Senatoren ermordet wurde. Wo jetzt S. Maria ist, waren zwei Tempel zugleich mit dem Palast verbunden, des Phöbus und der Carmentis, wo der Kaiser Oktavian die Vision im Himmel sah. Neben der Camelaria ist der Tempel des Janus, welcher der Wächter des Kapitols war. Deshalb hieß es goldnes Kapitol, weil es vor allen Reichen der Welt von Weisheit und Schönheit funkelte.“

Die Bulle Anaclets reizt, als ein vereinzeltes Dokument, unsere Einbildungskraft mehr, als daß sie unsere Wißbegierde befriedigte. Denn die Forschung der Antiquare wird noch heute durch die dunkelste aller topographischen Fragen Roms gequält: wo der Tempel des

kapitolischen Jupiter gelegen war. Seitdem die Vandalen dies Heiligtum geplündert und seines Daches beraubt hatten, sank es in Vergessenheit. Erst die Mirabilien gedenken des Tempels wieder, nachdem die Legende das Kapitol bereits mit einer der tiefsinnigsten Dichtungen geheiligt hatte. Daß man den Haupttempel Roms, den Sitz des heidnischen Götterkultus nicht schon früher und vor dem Pantheon in eine große Basilika des Christengottes verwandelt hat, wird immer auffallend bleiben, auch wenn man diese Tatsache durch den Abscheu der Christen und das Eigentumsrecht der byzantinischen Kaiser erklären will.

Wir sind indes, obwohl erst seit gestern, imstande, dem untergegangenen Tempel seine Stelle anzuweisen. Wenn die „Graphia" sagt: „Auf der Höhe der Burg stand über dem Porticus Crinorum der Tempel des Jupiter und der Moneta, wo die goldene Statue Jupiters auf goldnem Throne saß," so läßt sich die Säulenhalle jenes Namens als zu dem alten Forum Olitorium gehörig noch heute nachweisen. Andere Namen des Mittelalters haben die Ansicht unterstützt, daß der Jupitertempel auf der westlichen Höhe (Caffarelli) gelegen war; die westliche Lage des tarpeischen Felsens und die Örtlichkeit des Tempels selbst hat man schon im 15. Jahrhundert durch ein paar Kirchen wahrscheinlich gemacht. Wie sich die Erinnerung an das Saxum Tarpeium im Namen der Kirche S. Catarina sub Tarpeio erhalten hatte, so suchte man über S. Salvatore in Maximis den Tempel des Jupiter Maximus. Endlich haben Ausgrabungen im Garten Caffarelli seit 1865 es zur Gewißheit gemacht, daß der Jupitertempel dort wirklich gestanden hat.

Es fällt damit die Ansicht, daß die Kirche S. Maria in Ara Coeli seinen Platz einnehme. Diese aber ist die einzige, welche die Römer auf dem Hügel des Kapitols errichteten, und dort ragte sie in herrschender Lage auf der alten Arx empor. In dem genauen Katalog der Kirchen und Klöster aus der Zeit Leos III. (um 850) wird sie nicht erwähnt. Hieraus folgt, daß sie während der Regierung dieses Papstes entweder noch nicht vorhanden oder nur ein unbeträchtliches Oratorium war.

Ihr Zuname „im Himmelsaltar", wird nicht vor dem 14. Jahrhundert gehört, steht aber mit einer alten, ursprünglich griechischen Legende im Zusammenhang, welche in die Mirabilien Roms aufgenommen wurde. Als die Senatoren die unbeschreibliche Schönheit Oktavians und seine glückliche Weltherrschaft sahen, so sagten sie zu ihm: wir wollen dich anbeten, weil eine Gottheit in dir ist. Bestürzt, forderte er eine Frist, rief die Sibylle von Tibur und teilte ihr den Senatsbeschluß mit. Sie verlangte Aufschub von drei Tagen, dann weissagte sie nach so langem Fasten dem Kaiser:

„Zeichen des Gerichts, vom Schweiß bald trieft die Erde,
Vom Himmel kommt der König der Jahrhunderte."

Als Oktavian der Sibylle achtsam zuhörte, öffnete sich plötzlich der Himmel, ein unerträglicher Lichtglanz quoll auf ihn herab, er sah die strahlende Jungfrau über einem Altar im Himmel stehen, das Christuskind in ihren Armen haltend. Eine himmlische Stimme rief: „Das ist die Jungfrau, die den Weltheiland empfangen wird!" Eine andere: „Das ist der Altar des Sohnes Gottes!" Da warf sich Oktavian anbetend zur Erde nieder. Den Senatoren machte er seine Vision bekannt; als aber am andern Tage das Volk beschlossen hatte, ihn „Herr" zu nennen, verbot er das sogleich mit Hand und Mund. Denn nicht einmal von seinen Kindern wollte er so genannt sein, indem er sagte:

„Ich bin sterblich; es ziemt drum nimmer der Name des Herrn mir."

Die schöne Legende erzählt weiter, Oktavian habe auf dem Kapitol dem „Erstgebornen Sohne Gottes" einen Altar errichtet. Im 12. Jahrhundert wurde danach die Kirche S. Maria schon mit dem Zusatz „ubi est ara filii Dei" bezeichnet, welcher später in Aracöli verwandelt zu sein scheint. Es ist aber sehr auffallend, daß diese alte Sage den Altar in keiner Weise mit dem Jupitertempel in Verbindung bringt, sondern, daß sie nur erzählt, Oktavian habe ihn auf dem Kapitol oder an einem erhabenen Ort desselben aufgerichtet. Wenn nun die Kirche in Aracöli wirklich die Stelle des alten Tem-

pels eingenommen hätte, so würde desselben in der Sage oder Tradition irgend einmal gedacht worden sein.

So durchbricht das tiefe Grabesschweigen des Kapitols im Mittelalter nur die Stimme der Glocke eines Klosters und die einer Legende. Über die leere Schaubühne der Taten und Triumphe der Scipionen, der Gracchen, des Marius und Sulla, des Pompejus und Cäsar, schwebten die phantastischen Gestalten der Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde, des anbetenden Oktavian, und jener greisen Sibylla, deren geheimnisvolle Bücher einst dies Kapitol bewahrte!

Unter den Trümmern alter Monumente, die auf dem Kapitol ins Auge fielen, waren keine gewaltiger als jene noch heute so staunenswürdigen Reste des alten Staatsarchivs oder sogenannten Tabularium aus republikanischer Zeit, mit riesigen Wänden von Peperin, herrlichen Hallen und gewölbten Kammern. Der Stadtbeschreiber im 12. Jahrhundert, welcher, bei der flüchtigen Aufzählung der Berge, auf dem Kapitol nur das Palatium der Senatoren nannte, konnte daher nur jenen mächtigen Bau darunter verstehen. Die Phantasie des Volkes stellte sich beim Anblick dieses Wunderwerkes vor, daß hier die alten Konsuln oder Senatoren gewohnt hatten, und der Adel des 12. Jahrhunderts fand außer der Kirche in Aracöli selbst kein passenderes Lokal für seine Versammlungen als jenes, noch fand eins das Volk passender, als es den Senat wieder einsetzte. Wir denken uns demnach schon damals das Tabularium, das spätere wirkliche Senatshaus, notdürftig zu solchem Zwecke eingerichtet. Hier war es, wo das Schattenbild der römischen Republik im Jahre 1143 wieder erschien, phantastisch über den Trümmern schwebend, selber eine Legende oder Vision des Altertums, welche den machtlosen Enkel entzückte.

Der Kampf um die römische Demokratie unter den ersten Hohenstaufen

Das Auftreten Arnolds von Brescia

Die Wiederherstellung des Senats war nicht durchaus ein Truggebilde, sondern auch eine wirkliche Tat, und für die Römer des Mittelalters so rühmlich, als es für die Vorfahren der Auszug auf den heiligen Berg gewesen war. Ein damaliger berühmter Reformator, Arnold von Brescia, wird mit Unrecht als der Hauptheld einer Umwälzung betrachtet, die aus den Trieben der Zeit und den besonderen Verhältnissen Roms hervorgehen mußte. Dem Adel die Gewalt, dem Klerus den Grundbesitz, dem Papst das Fürstentum zu nehmen, seine Hoheitsrechte aber auf die Volksgemeinde zu übertragen, dies waren klare historische Ziele, für welche es keiner Doktrin bedurfte. Seit dem Investiturstreit kämpfte der dritte Stand gegen das weltliche und geistliche Lehnsystem; die Freiheitsglut der italienischen Republiken verzehrte den Feudalismus des altfränkischen Reiches, und das tote Mönchswissen durchwehte schon der Hauch der ketzerischen Kritik. Doch nichts ist törichter, als dem 12. Jahrhundert die prinzipielle Absicht auf Vernichtung der Feudalität beizulegen oder irgendwelchen Demagogen jener Zeit von einer europäischen Föderativrepublik träumen zu lassen.

Solche Ideen hat man, aus Unkenntnis des Mittelalters, Arnold von Brescia zugeschrieben, welcher freilich einen großen Einfluß auf einige Kreise des bürgerlichen Lebens ausgeübt hat. Arnold, Abälard, S. Bernhard sind merkwürdige Zeitgenossen und Helden eines großen Drama der Kultur. Sobald die jungen Demokratien, noch zweifelhaft und unsicher, noch im Schatten der Kirche und des Reiches, emporwuchsen, mußte ein solcher Mann wie Arnold, voll Enthusiasmus für die praktische Freiheit des Bürgertums, gerade in der Lombardei erstehen,

ein Volkstribun im Priestergewande, dessen ernster Geist das Ideal der von entstellender Weltlichkeit gereinigten Kirche und des erneuerten Urchristentums in sich trug. Abälard, der philosophische, und Arnold, der politische Ketzer, standen auf dem gleichen Boden des sich befreienden Bürgertums. Nach den finsteren Heroen der dogmatischen Alleingewalt, nach Päpsten wie Gregor, nach Kaisern wie Heinrich, ist es erfreulich, Martyrer der Freiheit kommen zu sehen, die in ihren Händen die Fahne einer edleren Menschlichkeit und die unblutige, aber furchtbare Waffe des forschenden Gedankens und des freien Willens tragen.

Die Lebensgeschichte Arnolds ist sehr dunkel; er war am Anfange des 12. Jahrhunderts in Brescia geboren, wanderte nach Frankreich, studierte unter Abälard Dialektik und Theologie und war wohl jahrelang sein Gefährte. Nach Brescia heimgekehrt, wo er regulärer Kanoniker wurde, stürzte er sich in den Kampf der Bürger gegen ihren Bischof Manfred. Die Konsuln Rebald und Persikus führten das Volk, und Arnold entflammte es durch Reden, in denen er die unapostolische Weltlichkeit der Priester geißelte. Sein Grundsatz war: daß jeder Güterbesitz des Klerus unchristlich sei, daß alle Zivilgewalt den Fürsten und Republiken gehöre, die Geistlichkeit nur auf die Zehnten anzuweisen sei. Brescia war einer der Sitze der Pataria; Szenen wie in Mailand erneuerten sich dort; der gewaltige Volksredner konnte an Ariald erinnern, ohne dessen Richtung zu teilen. Denn auch damals war der Klerus so verderbt, daß Gregor VII. umsonst gelebt zu haben schien. Der lange Investiturstreit, Schisma und Faktionswesen, da einander bekämpfende Bischöfe bald für Rom, bald für Deutschland Partei nahmen, hatte die Prälaten so verwildert, daß Worte fehlen, es zu sagen. Ein Satiriker wird bei den Verwünschungen der Heiligen jener Zeit lächelnd fragen, worin denn die Reformen eines ganzen Jahrhunderts bestanden hatten, wenn S. Bernhard oder Anselm noch im Jahre 1140 die Laster der Geistlichen mit den düstern Farben Damianis malen mußten. „Könnte ich doch," so seufzte der Abt von Clairvaux, „vor meinem Tode die

Kirche Gottes sehen, wie sie in alten Tagen war, als die Apostel ihre Netze auswarfen, nicht um Gold oder Silber, sondern um Seelen zu fangen."

Die aufgeklärte Meinung hatte die Wurzel dieser Übel längst erkannt; nicht Konzile noch Orden konnten sie heilen; das Rettungsmittel hieß: Entkleidung der Bischöfe vom weltlichen Besitz. Die Erkenntnis dieses großen Prinzips war eins der Ergebnisse der Kämpfe um die Investitur; und sogar ein Papst hatte es in höchster Not anerkannt. Arnold nahm die Idee Paschalis' II. wieder auf und predigte sie kühn auf den Gassen freier Städte, mit der Stimme des Zeitgeistes und des Volks. Dies war die praktische Wirkung jenes alten Kampfes, welcher aus der Region des Königshofes auf die städtische Kurie und den Markt hinüberging.

Die Fortschritte, welche die Gesellschaft überhaupt infolge der Kämpfe des Staates gegen die Hierarchie der gregorianischen Kirche gemacht hatte, waren sehr groß; die politische und soziale Bewegung der Völker, das Aufleben der Industrie, des Handels, der Wissenschaften, die neuerwachte Liebe zum klassischen Altertum brachten die Welt plötzlich in einen schneidenden Gegensatz zur römischen Kirche, und die Römer, welche im 12. Jahrhundert das Dominium temporale des Papstes bekämpften, sprachen sich darüber so klar und entschieden aus wie ihre Enkel am heutigen Tag.

Die Lehre Arnolds hallte mächtig in der Lombardei und in Rom wider; denn was er predigte, Säkularisierung der Kirchenstaaten, war das Bedürfnis der Zeit. Aber das Volk in Brescia bestritt nicht immer glücklich die vereinigte Macht des Klerus und der Capitane; Manfred verklagte die Grundsätze Arnolds auf dem lateranischen Konzil des Jahres 1139, und Innozenz II. begriff ihre Folgen für Rom, wo die republikanische Partei nur die Gelegenheit zum Losbruch erwartete. Er verdammte Arnold als Schismatiker, legte ihm Stillschweigen auf und verbannte ihn aus Italien. Der aus Brescia Verwiesene wanderte zu Abälard, welcher im Frühling 1140 auf einem scholastischen Turnier zu Sens den Mystiker Bernhard zu besiegen hoffte. Arnold verteidigte öffent-

lich seinen Meister, und sah sich in dessen Prozeß gezogen. Der Spruch des römischen Konzils hatte ihn berühmt, die Verbindung mit Abälard dem Klerus verhaßter gemacht, und Bernhard trat jetzt mit den Waffen der Disziplin auch gegen ihn auf. Es gab jedoch Ansichten, in denen auch er mit einem verabscheuten Feinde einig war. Nicht weniger heftig als der Demagoge von Brescia geißelte er die weltlichen Laster der Bischöfe, und in seinem Buche „Von der Betrachtung" sprach er sich bald nachher selbst zu einem Papst, seinem Schüler, mit Entschiedenheit gegen die politische Stellung des Klerus aus. Er legte seinen evangelischen Forderungen den Satz des Apostels zugrunde: daß, wer dem Herrn diene, nicht mit weltlichen Geschäften sich zu befassen habe. Er erinnerte den Papst, daß seine Würde ein geistliches Amt, nicht eine „Herrschaft" sei, daß er den Spaten des Gärtners, nicht das Zepter des Königs zu führen habe, daß sein Dominium vielleicht ein irdisches, doch nimmer ein apostolisches Recht besitze, da den Aposteln die Herrschaft verboten sei. Er seufzte voll altchristlichen Gefühls, daß die Bischöfe und Päpste, gehüllt in weltliche Hoffahrt, in Seide, Purpur und Gold, was Petrus nie gekannt habe, einherschritten, und er rief endlich dem Papste zu, daß er in solcher weltlichen Gestalt nicht der Nachfolger Petri, sondern Konstantins sei. Wenn der Heilige einen sittenreinen Reformator verfolgte, dessen Meinung über die weltliche Herrschaft des Klerus er nicht verdammen, sondern billigen mußte, so geschah es nur, weil Arnold nicht jene allein, sondern die Autorität des römischen Stuhls und die gregorianische Hierarchie bekämpfte, und weil er ihm als Rebell verabscheuungswürdig war. Der große Abt seufzte, daß die Kirche, die reine Lilie unter Dornen, rings von Sektierern umringt werde, daß sie eben erst dem Löwen (Pierleone) entronnen, nun auf den Drachen (Abälard) gestoßen sei. Er schrieb an den Papst; er bezeichnete Arnold als den Waffenträger des Goliath Abälard und verklagte beide der Ketzerei. Der Papst befahl sie in Klöstern einzusperren: doch der lebensmüde Freund Heloises fand ein Asyl, die Versöhnung mit der Kirche und nach zwei Jahren einen ruhigen Tod zu

6*

Cluny; aber Arnold, kühn und voll Tatenlust, verkündigte zuerst auf dem Berge der heiligen Genoveva in Paris ungehindert seine Lehren gegen die Weltlichkeit des Klerus, bis Bernhard seine Verweisung aus Frankreich durchsetzte. Flüchtig wanderte hierauf Arnold weiter. Das kleine Zürich nahm ihn auf und erwarb sich schon 400 Jahre vor Zwingli ein schönes Recht auf die Dankbarkeit freidenkender Menschen. Hier fand er Anhänger selbst unter dem hohen Adel. Allein der Abt von Clairvaux forderte vom Costnitzer Metropoliten die Festnehmung des Ketzers; in seinem salbungsvollen Brief mußte er freilich bekennen, daß Arnold von sittenreinem Wandel sei, ein Mann, wie er sich ausdrückte, der nicht ißt noch trinkt, sondern mit dem Teufel hungert und nur nach dem Blute der Seelen dürstet.

Der Verfolgte fand an Guido, dem damaligen Legaten in Böhmen, einen noch einflußreicheren Beschützer; denn dieser gebildete Kardinal war einst sein Mitschüler in Paris gewesen. Er nahm ihn bei sich auf, an irgendeinem Orte in Deutschland, bis der unermüdliche Ketzerspäher auf dem Felsen Petri auch an Guido entrüstet schrieb: „Arnoldus von Brescia, dessen Rede Honig, aber dessen Lehre Gift ist, der von der Taube das Haupt, vom Skorpion den Stachel trägt, den Brescia ausspie, Rom verabscheute, Frankreich vertrieb, Deutschland verwünscht, Italien aufzunehmen sich weigert, ist, sagt man, bei Dir; hüte Dich, daß er dem Ansehen Deines Amtes nicht schade; ihm hold sein, heißt dem Gebote des Papstes und Gottes selbst widerstreben.“ Es ist unbekannt, welche Wirkung diese Aufforderung hatte, ob Arnold weiter, vielleicht in die stillen Alpentäler mystischer Katharer wanderte oder ob er noch ferner im Schutze jenes Kardinals blieb — kurz, er verschwindet für Jahre, bis er plötzlich unter den römischen Republikanern wieder erscheint.

Indes wurde Papst der Kardinal Guido, ein Toskaner aus Castello. Ohne Zweifel war auch er ein Schüler Abälards gewesen; er besaß eine nicht gewöhnliche Bildung, wie dies schon der ehrenvolle Titel des Magisters anzeigt, welchen er sich in Frankreich erworben

hatte. Er bestieg den Heiligen Stuhl als Cölestin II. schon am 26. September 1143, nur zwei Tage nach dem Tode seines Vorgängers, denn die Revolution der Stadt Rom veranlaßte seine schnelle Wahl. Nur fünf Monate dauerte sein Pontifikat, und die Bemerkung, er sei am Palladium gestorben, macht es wahrscheinlich, daß auch er mit den Römern zu keinem Abschluß kam, sondern sich während heftiger Kämpfe in den Schutz der Frangipani hatte begeben müssen.

Cölestin starb am 8. März 1144; und sein Nachfolger wurde am 12. März Lucius II., Gerhard Caccianemici aus Bologna, ehedem Kanzler unter Innocenz, und Legat in Deutschland zur Zeit der Wahl des Königs Lothar. Sein kurzer Pontifikat war unglücklich, er selbst fiel als Opfer der Revolution. Während die neue Kommune auf dem Kapitol sich unter blutigen Kämpfen einrichtete, warf sich der ratlose Papst in die Arme seiner großen Lehnsträger; er suchte auch beim Könige Siziliens Hilfe, dem er von früher befreundet war. Roger I., schon mit Cölestin II. über die ihm von Innocenz II. erteilten Investitur-Rechte in Streit, wollte diesen mit Lucius schlichten; sie trafen einander in Ceprano und entzweiten sich; der König befahl seinem Sohn, in Latium einzurücken, und der Papst verstand sich nun zu einem Vertrage, worin Roger seinerseits ihn gegen die Römer zu unterstützen gelobte. Mit seiner und des Adels Hilfe hoffte Lucius die Kommune zu sprengen; denn fast alle Konsuln ergriffen seine Partei, weil mit dem Übergange des Kirchenstaats auch ihre Lehen an die Gemeinde zurückfallen mußten. Der Geschlechteradel stand fortan als eine Partei Guelfa gegen das Volk. Selbst die Frangipani, alte Häupter der deutschen Faktion, verbanden sich mit dem Papst. Er erlaubte ihnen, sich in Besitz des Zirkus Marinus zu setzen, welchen sie in den Bereich ihrer palatinischen Burg zogen; sie besaßen seither mit dem Zirkus auch das Kolosseum, das Septiconium, die schon zu Türmen erhöhten Bogen des Titus und des Konstantin, den Janus Quadrifrons und andere Türme in der Stadt.

Die bedrängte Kommune suchte sich indes mehr Kraft

zu geben; sie erhob einen Patricius zum Haupt der Republik. Jordan Pierleone, ein Bruder des Gegenpapstes Anaklet und der einzige seines Geschlechts, welcher aus Ehrgeiz oder anderen Gründen zum Volk übergegangen war, erhielt diese Gewalt. Die römische Gemeinde ahmte also nicht andere Städte nach, sie stellte keine Konsuln auf; denn dieser Titel war in Rom wesentlich aristokratisch, und die feindlichen Großen fuhren fort, ihn zu tragen. Da es damals keinen Kaiser gab, konnte der Patricius noch als sein Stellvertreter gelten, und die Volkspartei anerkannte aus Politik die Oberhoheit des römischen Königs. Der Abschluß der ersten Stadtverfassung unter Jordan Pierleone fiel ins Jahr 1144; von ihm wurde die senatorische Epoche gezählt. Die Gemeinde beschloß jetzt die Entsetzung des Papstes vom Weltlichen, indem sie ihn aufforderte, alle Hoheitsrechte dem Patricius abzugeben und von Zehnten oder einer Staatspension zu leben. Die Stadt erneuerte den Versuch der Entthronung des Papstes, wie zur Zeit Alberichs; sie hat ihn seither oft und bis zum heutigen Tage wiederholt. Darf man nicht Rom die ewige Stadt nennen, da ihre Schicksale sich so ganz gleich geblieben sind?

In seiner Not wandte sich Lucius II. hilfeflehend an den römischen König Konrad III., mit welchem das große Geschlecht der Hohenstaufen am 7. März 1138 den deutschen Thron bestiegen hatte. Aber auch die Römer baten diesen um die Anerkennung ihrer Republik. Er antwortete ihnen nicht, vielleicht noch voll Groll gegen die Städte Italiens, die ihn, den ehemaligen Gegenkönig Lothars, so schimpflich preisgegeben hatten. Die Gesandten des Papstes, die ihn um Bestätigung und Anerkennung des Kirchenstaates baten, nahm er zwar bereitwillig auf, aber er überließ Italien und Rom sich selbst; denn die Schwächung der Papstmacht durch die Römer, welche seine Autorität anerkannten, mußte ihm willkommen sein.

Rom war voll Tumult. Der Papst schrieb am 20. Januar 1145 an den Abt Peter von Cluny, daß er sich nicht nach San Saba (auf dem Aventin) begeben könne, um dort den Abt zu ordinieren. Zwar behauptet

der Lebensbeschreiber dieses Papstes, daß es ihm gelungen war, die Senatoren zu bewegen, vom Kapitol herabzusteigen und den Senat abzuschwören, doch das ist ein Irrtum. Denn Lucius machte eine letzte verzweifelte Anstrengung, seine weltliche Gewalt den Römern zu entreißen. Ein Papst belagerte und stürmte das Kapitol, wie Brennus oder Vitellius, doch Pierleone und seine Senatoren, vor deren erhitzter Phantasie aus den tarpeischen Trümmern die Schatten des Altertums emporsteigen mochten, verteidigten es gleich den Vorfahren mit Tapferkeit; ein Steinwurf, so wollte man wissen, streckte den Vikar Christi zu Boden, und die Geschichte gesellte zu Manlius und Gracchus auch einen Papst, der auf dem Clivus Capitolinus blutend niedersank.

Lucius II. starb nach wenig Tagen im Kloster S. Gregor auf dem Cölius, wohin man ihn unter dem Schutz der Frangipani gebracht hatte, am 15. Februar 1145.

Sofort versammelten sich die Kardinäle in der Kirche S. Cesario an der Via Appia, und hier fiel ihre einstimmige Wahl auf Bernhard, den Abt von S. Anastasius ad aquas Salvias; so kam die Richtung des Heiligen von Clairvaux durch seinen gleichnamigen Schüler auch in den Besitz des päpstlichen Stuhls. Bernhard von Pisa hatte kein Genie; sein eigener Meister war anfangs betroffen, daß man in so drangvoller Zeit einen simplen Mönch auf den Thron der Christenheit gesetzt habe. Allein die Wähler mußten in ihm Verstand und Willenskraft genug entdeckt haben: die hilfreiche Gnade Gottes, so sagten seine Freunde, goß über den Einfältigen Geist, Anmut und Beredsamkeit aus, und der heilige Meister widmete in der Folge seinem bangen Schüler, dem er voll Selbstverleugnung die apostolischen Füße küßte, das goldene Büchlein „Von der Betrachtung", die noch heute brauchbarste Anweisung für Päpste, ihr Amt mit Demut und Klugheit zu verwalten.

Der neue Papst konnte ohne Hindernis vom Lateran Besitz nehmen, aber die Senatoren verlegten ihm den

Weg zum S. Peter, wo er geweiht werden sollte; sie forderten den Verzicht auf die Zivilgewalt und die Anerkennumg der Republik. Rom stand in Waffen; der Papst floh am dritten Tage nach seiner Wahl, am 17. Februar, ins sabinische Kastell Monticelli, wohin ihm die zersprengten Kardinäle folgten; man zog sodann nach Farfa, und hier wurde Eugen III. am 18. Februar 1145 geweiht.

Er nahm seinen Sitz zur Osterzeit in Viterbo, wo er acht Monate blieb. Diese Stadt war während der Kämpfe Heinrichs IV. mit dem Papsttum zu munizipaler Kraft emporgekommen und hatte sich am Ende des 11. Jahrhunderts eine Gemeindeverfassung mit Konsuln an ihrer Spitze gegeben. Sie blieb trotzdem den Päpsten untertänig, die seither in ihren festen Mauern oftmals ein Asyl fanden. Rom befand sich unterdes in den wildesten Kämpfen. Paläste und Türme der päpstlich gesinnten Großen und Kardinäle wurden geplündert und zerstört; der Pöbel gab sich Exzessen der Wut hin; selbst an Pilgern vergriff man sich, und der S. Peter wurde wieder mit Sturmmaschinen verschanzt. Jetzt schaffte die Volksregierung auch die Stadtpräfektur ab. Da dies Amt die Kaisergewalt in Rom darstellte, so konnte seine Aufhebung nur das Zeichen sein, daß die Römer, welche die Nichtachtung Konrads erbitterte, sich von dem Kaisertum loszusagen drohten. Der Patricius allein sollte die Majestät des römischen Senats und Volks repräsentieren, und man vertrieb alle Edlen, die ihm die Anerkennung weigerten.

Eugen III. sammelte unterdes in Viterbo die Vasallen der Kirche; denn die meisten Campagna-Grafen waren der Stadt feind, mit der sie kein Band verknüpfte. Grafen wie Landstädte wollten Rom sich unterwerfen, so wie Mailand und andere Republiken ihre Nachbarschaften unterwarfen. Die päpstlichen Städte wiederum wollten frei sein, wenn auch die wenigsten stark genug waren, das Beispiel Roms nachzuahmen, wie Corneto, das alte Tarquinii, ein lebhafter Handelsplatz, wo sich schon im Jahre 1144 eine Gemeinde mit Konsuln findet. Auch der Landadel suchte sich unabhängig zu machen, der

römische Senat aber ihn zu zwingen, die Belehnung statt im Lateran auf dem Kapitol zu nehmen und unter den Gesetzen der Republik in der Stadt zu wohnen oder jene doch anzuerkennen. Eugen konnte bald viele Lehnsleute der Kirche, die ihm in Narni gehuldigt hatten, mit den erbitterten Feinden Roms, den Tivolesen, vereinigen und gegen die Stadt aussenden, wo zugleich die päpstliche Partei den Senat bekämpfte. Selbst der Bann, welchen er über den Patricius Jordan verhing, mochte wirken, und endlich verlangte das ermüdete Volk die Rückkehr des Papstes, den es anerkennen wollte. Er willigte voll Klugheit in einen Vergleich, denn vielleicht sagte er sich, daß es besser für ihn sei, die römische Republik unter die Autorität der Heiligen Kirche zu stellen, ehe der Kaiser sie unter die Hoheit des Reiches stellte. Die Römer schafften demnach den Patricius ab, setzten den Präfekten wieder ein und huldigten der Oberhoheit des Papstes, während dieser den Fortbestand der Kommune unter seiner Investitur genehmigte. Eugen III. konnte nach dem Abschluß dieses Vertrages mit dem römischen Volk schon vor Weihnachten 1145 von Sutri aus seinen Einzug in den Lateran halten, und seine Rückkehr glich einem Triumph.

Die Stadtgemeinde hatte also dem Papst ihre Anerkennung abgerungen und er das Prinzip seiner Herrschaft gewahrt, denn der Senat wurde von ihm investiert. In diesem wundersamen Schattenbilde alter Zeiten war nur noch der Name römisch, aber der Charakter neu. Die älteste uns erhaltene Urkunde der Acta Senatus des Mittelalters zeigt unter 25 Senatoren fast nur bürgerliche, früher in unserer Geschichte kaum bemerkte Namen, und darunter selbst einen Maler von Profession. Der zuerst überwiegende Bürgerstand gab dem Senat ein plebejisches Gepräge, obwohl schon damals viele Nobili in die Gemeinde getreten waren. Jährlich im September oder November wurde derselbe neu gewählt, und wahrscheinlich fand diese Wahl im Beisein päpstlicher Bevollmächtigter statt. Es ist schwer zu sagen, welche Einkünfte der Senat besaß, welche Regale er an sich nahm. Die Münze muß er schon damals dem Papst entzogen

haben; und so gingen nach einer Unterbrechung von langen Jahrhunderten wieder Silberstücke durch die Hände der Römer, auf denen die alte Legende Senatus Populusque Romanus zu lesen, aber jetzt das Bild eines Apostels zu sehen war mit der Umschrift „Fürst der Römer".

Die Ziviljustiz kam an den Senat; der Gerichtshof des Kapitols (Curia Senatus), gebildet aus Senatoren und rechtskundigen Männern, nahm jedoch oft Pfalzrichter und Dativi als Schöffen in sich auf, so daß sich senatorisches und päpstliches Gericht in manchem Placitum beisammen findet. Selbst Zivilsachen geistlicher Natur, wo Kläger und Beklagter Priester waren, suchte der Senat vor sein Tribunal, das Forum Senatorium, zu ziehen, wogegen die Päpste ankämpften. Denn ihre Kurie dauerte neben der des Senats fort; es finden sich in Streitsachen der Kirchen immer ihre Placita, unabhängig von der senatorischen Justiz, von welcher Parteien oft an den Papst, wie umgekehrt von diesem an jene appellierten. Dies sind die Grundzüge der Verfassung, welche sich die Römer damals gaben. Sie ehrt ihre bürgerliche Tatkraft; denn obwohl sie die Oberhoheit des Papstes im Prinzip anerkannten, behaupteten sie doch ihre politische Autonomie, und Rom wurde seither rechtlich eine sich selbst regierende Republik, welche Kriege führte und Frieden schloß, ohne den Papst zu fragen.

Der Vertrag mit Eugen III. stillte indes nicht den tiefen Aufruhr in Stadt und Land. Adel und Klerus blickten mit Ingrimm auf den Senat, welcher seine Gewalt über die ganze Campagna auszudehnen suchte. Tivoli veranlaßte neue Tumulte, die Römer forderten die Vernichtung dieser Stadt, und der bedrängte Papst duldete das Einreißen ihrer Mauern, was jenen nicht genügte. Eugen III. entzog sich am Ende des Januar 1146 seinen Quälern nach Trastevere oder in die Engelsburg, welche die Pierleoni noch immer behaupteten. Lebenssatt, wie Gelasius, beklagte er seine Pein und seufzte mit den Worten S. Bernhards, daß der Hirt in Rom nicht Petri Schafe, sondern Wölfe, Drachen und Skorpionen weide. Er ging schon im März nach Sutri,

im Mai nach Viterbo, wo er bis zum Ende des Jahres blieb; dann zog er nach Pisa, im März 1147 aber durch die Lombardei nach Frankreich, wo König Ludwig sich zum zweiten Kreuzzuge rüstete.

Eugen war geflohen, doch nicht mit Waffengewalt verjagt; denn die Römer fuhren fort, auch während seiner zweijährigen Abwesenheit die Grundlagen des Vertrags mit ihm anzuerkennen, den Senat als vom Papst investiert zu betrachten. Indes sie fühlten sich nun völlig frei: Tivoli wurde sofort überfallen und durch Hinrichtung vieler Bürger bestraft. Wie Rom durch seinen Senat in die alten Zeiten zurückgekehrt zu sein schien, so sah es sich auch wie damals im Krieg mit lateinischen und tuskischen Städten, die sich wiederum gegen die Stadt verbündeten. Über manche Patrimonien der Kirche fiel jetzt auch der große Adel her, sich schadlos zu halten. Jeder raubte, was er konnte. Der Kirchenstaat löste sich in kleine Baronaldespotien auf, welche dem Papsttum und dem Senat zugleich feind, die Autonomie Roms schwächten oder hinderten. Diese Adelstyrannen schalteten zumal in Latium, einer armen Landschaft, wo nicht, wie in Tuskien und Umbrien, ihnen reiche Kommunen das Gleichgewicht hielten. So rieb sich die römische Volkskraft im Kampf mit Städten und Capitanen auf, während Rom, wo jetzt Jordan Pierleone als Bannerträger die städtische Macht behauptete, vom innern Kriege zerfleischt wurde und in der heftigsten Revolution lag.

Es war in dieser Zeit, daß der in einem dunkeln Exil verschollene Arnold von Brescia als Demagoge in Rom auftrat. Dieser berühmte Schismatiker war nach dem Tode Innocenz II. nach Italien zurückgekehrt; Eugen III. hatte ihn sogar in Viterbo vom Kirchenbanne losgesprochen, nachdem er Unterwerfung und Stillschweigen gelobt hatte; der ihm aufgelegten Buße sollte er an den heiligen Stätten in Rom genug tun. Hierher ging also Arnold, vielleicht in derselben Zeit, als Eugen aus Viterbo nach der Stadt zurückkehrte, und er lebte hier anfangs in Verborgenheit, bis er nach der Flucht des Papstes nach Frankreich wieder öffentlich auftrat und, des der

Kurie geleisteten Eides nicht mehr gedenkend, seine alten Lehren laut vor den Römern verkündete.

Die Umwälzung in Rom zog ihn mächtig an; Freunde, die er in der Stadt hatte oder sich neu gewann, ermunterten ihn, seine Talente der Sache des Volkes zu leihen, und er tat dies voll begeisterter Hoffnung, sein kirchlich-soziales Ideal durch den Sturz des Dominium temporale auszuführen. Nichts konnte ihm erfreulicher sein als die Gründung der römischen Gemeinde; wenn es hier gelang, dem Papst die Zivilgewalt zu entreißen, so fielen dadurch alle übrigen Kirchenstaaten, und die christliche Gesellschaft näherte sich wieder dem demokratischen Zustande der ersten unpolitischen Kirche. Es mußte demnach die Hauptaufgabe Arnolds sein, eine Republik in Rom aufrichten zu helfen auf den Grundlagen der bürgerlichen Freiheit.

Die religiöse Sekte, welche er in Brescia gestiftet hatte, lebte in Rom wieder auf. Seine Lehren von der apostolischen Armut und Sittenreinheit führten ihm viele Freunde zu; er begeisterte zumal die Frauen. Man nannte seine Anhänger „Lombarden" oder Arnoldisten. Der römische Senat ergriff begierig die Doktrin des feurigen Volksredners von ihrer politischen Seite. Ein Mann in der Mönchskutte, vom Fasten abgezehrt, stand geisterhaft auf Trümmern des Kapitols und redete zu den Patres Conskripti, auf demselben Lokal, wo einst Senatoren, schwelgerische Gebieter über Tausende von Sklaven, geredet hatten, und seine glühende Deklamation, deren Stoff die Kirchenväter und Virgil, das justinianische Gesetz und das Evangelium zugleich hergaben, erklang in dem verdorbenen Latein, der lingua rustica oder Bauernsprache, welche Varro oder Cicero mit Entsetzen würden angehört haben, die aber ein Jahrhundert später als die Sprache Dantes eine neue Literatur erschuf.

Arnold redete oft in öffentlichen Parlamenten. Er schilderte den Stolz, die Habsucht, die Heuchelei und die Laster der Kardinäle; er nannte ihr Kollegium eine Wechslerbank und Räuberhöhle. Er sagte laut vor dem Volk, daß der Papst nicht ein Nachfolger der Apostel als Seelenhirt, sondern ein Brandstifter und Mörder,

ein Henker der Kirchen und Verderber der Unschuld sei, der nur sein Fleisch mäste und seine Kasse mit fremdem Gute fülle. Man sei ihm weder Gehorsam noch Verehrung schuldig. „Außerdem seien Menschen nicht zu dulden, welche Rom, den Sitz des Reichs, die Quelle der Freiheit, die Gebieterin der Welt, der Knechtschaft unterwerfen wollen."

Man mag sich vorstellen, wie solche Reden eines durchaus sittenreinen Reformators in den von Haß gegen das Priesterregiment erfüllten Gemütern der Römer zündeten. Arnold war der große Mann des Tages: die Republik auf dem Kapitol nahm ihn förmlich in ihren Dienst. Sie gebrauchte ihn auch als Ratgeber in Angelegenheiten der städtischen Verfassung; denn so geschah es zu allen Zeiten in Italien, daß kirchliche Reformatoren auf das Gebiet der Politik übertraten und zu Demagogen wurden. Vielleicht wurde die praktische Einsicht des Lombarden unter den Ruinen Roms getrübt und zu tief in antike Traditionen getaucht. Das erwachende Studium des justinianischen Rechts verband sich mit Monumenten und Überlieferungen, die Römer in einem Zauberkreise festzuhalten. Während die übrigen Demokratien in naturgemäßen Formen sich entwickelten, bemühten sich jene, Ruinen wiederherzustellen, und sie verloren sich in schwärmerische Träumereien von der ihnen gebührenden Herrschaft der Welt. Arnold selbst riet, das Kapitol wieder aufzubauen, den alten Senatorenstand, selbst den Ritterstand zu erneuern. In der Errichtung einer Ritterschaft darf man indes keineswegs nur etwas Phantastisches sehen; auch andere Städte schlugen damals Ritter, und Arnold wollte wohl den kleineren volksfreundlichen Adel vereinigen und als eine Waffenmacht der Aristokratie der Konsuln und Capitane entgegenstellen.

Wie der niedere Adel in die Kommune einging, so ergriff auch der niedere Klerus die Idee von der Gleichheit des Priesterstandes. Von allen Seiten wurde die gregorianische Hierarchie bekämpft, der man das längst zerstörte Bild des Urchristentums entgegenhielt. Die Geistlichkeit der kleineren Kirchen lehnte sich gegen die Kaste der Kardinäle auf, welche bereits, wie der große

Adel, dem sie meist angehörten, beturmte Paläste in der Stadt besaßen und fürstengleich zu leben pflegten.

Eugen war unterdes, im Juni 1148, aus Frankreich nach Italien zurückgekehrt. Auf einer Synode zu Cremona bannte er im Juli Arnold. Voll Furcht vor der Bewegung unter der Geistlichkeit in Rom richtete er aus Brescia an den Klerus der Stadt ein Schreiben, allen denen Strafe drohend, die dem Sektierer Gehör geben würden.

Während Arnold das Volk für die Demokratie entflammte, war sein alter Gegner Bernhard tätig, diesen Brand zu löschen. Die praktische Anwendung seiner eigenen christlichen Grundsätze von der Unstatthaftigkeit der politischen Herrschaft der Bischöfe blieb der Heilige der Welt schuldig, und schwerlich konnte er sich die Stadt Rom anders denken als im Besitze des Papstes, wenn ihm auch die Regierungsform gleichgültig bleiben mochte. Nach der zweiten Flucht Eugens schrieb er an die Römer; er bat das „erhabene und erlauchte" Volk um Nachsicht, daß er, eine geringe Person, zu ihm zu reden wage, aber er erklärte, wie heute jeder Bischof erklärt, daß die dem Papst angetane Gewalt die ganze katholische Welt betreffe. „Eure Väter haben der Stadt den Erdkreis unterworfen, aber ihr wollt sie zur Fabel der Welt machen. Ihr habt das Papsttum aus der Stadt getrieben, nun sehet zu, was aus Rom werden wird: ein hauptloser Rumpf, ein augenloses Angesicht. Zersprengte Schafe, kehrt zu eurem Hirten zurück! Erlauchte Stadt der Helden, versöhne dich mit deinen wahren Fürsten Petrus und Paulus wieder!" Mit Entrüstung, doch mit diplomatischer Ehrfurcht vor dem Namen Rom, sprach hier der Heilige; aber in seinem Innern haßte er die Römer. Er zeichnete anderswo ein Bild von ihnen und nannte jenes „erhabene" Volk stolz, habgierig, eitel und aufrührerisch, unmenschlich und falsch. „Ihre Rede ist groß, aber ihre Taten sind klein. Sie versprechen alles und halten nichts. Sie sind zugleich süße Schmeichler und beißende Verleumder, kurz, nichtswürdige Verräter."

Dem Heiligen sollte sein Schüler Eugen nicht verdanken, was ihm einst Innozenz II. verdankt hatte. Auch

an Konrad fand er keinen Lothar. Beide Parteien riefen den König nach Rom; beide brauchten dieselbe Phrase, daß Cäsar nehmen solle, was Cäsars sei; aber Sinn und Absicht waren verschieden. Konrad III. wurde durch seinen verunglückten Kreuzzug, wozu ihn die Ermahnungen und falschen Prophezeihungen des heiligen Abts gedrängt hatten, von Italien fern gehalten; als er sodann anfangs 1149 über Aquileja heimgekehrt war, beschloß er die Romfahrt.

Am Ende des Jahrs 1148 ging Eugen nach Viterbo, gegen welche Stadt die Römer bereits Kriegszüge unternahmen. Am Anfange 1149 wagte er sich in die Nähe Roms. Der Graf Ptolemäus nahm ihn in Tusculum auf, und hier begrüßte ihn Ludwig von Frankreich, als er vom Kreuzzuge heimkehrte. Der König sah mit Verwunderung die hilflose Lage des Papstes in dem finstern Kastell; aber er besuchte von dort dennoch Rom, um zu den heiligen Stätten zu wallfahren, und die römischen Republikaner empfingen ihn mit zuvorkommenden Ehren. In Tusculum sammelte Eugen, welcher in Frankreich hinreichende Geldmittel zusammengebracht hatte, die Vasallen der Kirche und Söldnerscharen, an deren Spitze er den Kardinal Guido Puella stellte; in seiner Not schloß er sogar mit dem Könige Roger ein Bündnis, und dieser sandte ihm Truppen; Rom wurde jetzt aufs äußerste bedrängt, allein die Republikaner schlugen die Angriffe ihrer Feinde tapfer zurück.

Römische Einladung an Konrad III.

Der Senat schrieb in dieser Zeit wiederholt an König Konrad, daß er kommen möge, über Reich und Stadt zu gebieten. Als keine Antwort kam und die Bedrängnis wuchs, schickte der Senat im Jahre 1149 ein neues Schreiben an ihn. Sein merkwürdiger Inhalt zeigt, welch tiefe Kluft die Römer des 12. Jahrhunderts von dem weltlichen Papsttum trennte.

„Dem erlauchten Gebieter der Stadt und der Welt Konradus, von Gottes Gnaden König der Römer, immer

Augustus, der Senat und das Volk von Rom. Heil und glückliche und ruhmvolle Beherrschung des Römischen Reichs! Eurer Königlichen Erhabenheit haben wir schon durch öftere Schreiben, was durch uns geschehen, kund getan, wie wir Euch treu bleiben, und der hellere Glanz Eurer Krone unser täglicher Wunsch ist. Doch wir staunen, daß Ihr uns keiner Antwort gewürdigt habt. Dies ist unser einmütiges Bemühen: das Reich der Römer, welches Gott Eurer Leitung anvertraut hat, wieder zu der Macht zu erheben, die es unter Konstantin und Justinian besessen hatte, welche aus Vollmacht des Römischen Senats und Volks die Welt beherrscht haben. Deshalb haben wir mit Gottes Hilfe den Senat hergestellt und viele Feinde Eurer Kaisergewalt niedergestreckt, damit Euer sei, was Cäsars ist. Wir haben einen guten Grund gelegt. Wir gewähren Recht und Frieden allen denen, die danach begehren. Die Türme des Stadtadels, der mit Sizilien und dem Papst Eugen Euch zu trotzen hoffte, haben wir erobert, für Euch besetzt oder zerstört. Deshalb bedrängen uns von allen Seiten der Papst, die Frangipani, die Söhne Pierleones (außer Jordan, unserm Bannerträger), auch Ptolemäus und manche andern. Sie wollen uns hindern, Euch zum Kaiser zu krönen, indes wir dulden manches Ungemach aus Liebe zu Euch, denn nichts ist dem Liebenden zu schwer, und Ihr werdet uns den väterlichen Lohn, den Reichsfeinden die verdiente Strafe geben. Schließt Euer Ohr den Verleumdern des Senats; sie wollen unsers Zwiespalts sich freuen, um Euch und uns zu verderben. Seid des gedenk, wie viel Übles der päpstliche Hof und jene unsre ehemaligen Mitbürger Euern Vorgängern zugefügt haben, und wie sie jetzt mit sizilianischer Hilfe die Stadt noch mehr zu schädigen versuchten. Doch wir halten mit Christi Beistand für Euch männlich aus, und schon haben wir mehrere der schlimmsten Reichsfeinde aus der Stadt verjagt. Eilt zu uns mit kaiserlicher Macht; die Stadt ist Euch zu Willen; Ihr könnt in Rom, dem Haupt der Welt, machtvoll wohnen und unbeschränkter als fast alle Eure Vorgänger über ganz Italien und das deutsche Reich gebieten, nachdem jedes Hindernis der Pfaffen be-

seitigt ist. Wir bitten Euch, zögert nicht; laßt Euch herab, Eure willigen Diener durch Briefe und Boten Eures Wohlseins zu versichern. Wir stellen jetzt die milvische Brücke, die lange zum Schaden der Kaiser zerstört war, mit allem Eifer her und hoffen sie durch starke Aufmauerung bald zu vollenden. So wird Euer Heer dort hinüberziehn und die Engelsburg umgehen können, wo die Pierleoni, wie sie mit Sizilien und dem Papst es verabredet haben, auf Euer Verderben sinnen.

Schließlich bitten wir, unsere Gesandten wohl zu empfangen und ihnen Glauben zu schenken, da wir nicht alles schreiben können."

Die zauberische Macht der Tradition des alten Römerreichs ist ein seltsames Phänomen des Mittelalters. Eine einzige große Erinnerung wurde zur politischen Gewalt; die römischen Kaiser auf dem Throne Deutschlands, die römischen Päpste auf dem Stuhle Petri, die römischen Senatoren auf dem Schutte des Kapitols träumten alle von ihrem legitimen Recht auf die Beherrschung der Welt. Es ist nicht bekannt, wie die Gesandten Roms am deutschen Hofe empfangen und beschieden wurden. Konrad III. sah jetzt zwei Prätendenten um das Recht, die Kaiserkrone zu verleihen, sich streiten, und er zog es vor, sie aus den Händen des römischen Papstes statt aus denen eines römischen Senators zu nehmen. Der Papst freilich hatte sich mit seinem Feinde Roger verbündet, und die Römer hofften schon deshalb bei Konrad ein geneigtes Ohr zu finden. Auch mußte dieser wohl erkennen, daß seit Heinrich III. keinem Könige mehr eine so günstige Gelegenheit geboten worden, die Kaisergewalt in Rom herzustellen und das Papsttum durch die Zerstörung seines Dominium temporale um die Frucht der Siege Gregors VII. zu bringen. Römer schrieben ihm, daß die Klugheit gebiete, die Vermittlung zwischen dem Papst und Rom zu ergreifen und die neue Republik unter Reichsschutz zu stellen, denn täte er dies, so würde die Papstwahl fernerhin von ihm abhängig sein.

Konrad, in Deutschland zurückgehalten, wo ihn die welfische Partei bekämpfte, und ohne wahre Einsicht in die Verhältnisse Roms, achtete nicht auf die Wünsche

des Senats, wenn ihm auch die Schwächung der päpstlichen Macht willkommen war. Der Einfluß mancher Freunde der römischen Freiheit wurde an seinem Hof durch die Geistlichen, namentlich den Abt Wibald von Stablo und Corvey beseitigt, denn dieser mächtige Mann war für Eugen gewonnen worden, und er bestimmte schließlich die Ansichten des Königs. So geschah es, daß die hartbedrängten Römer am Ende des Jahres 1149 den Papst in die Stadt wieder aufnehmen mußten. Ein neuer Friede wurde zwischen ihm und dem Senate geschlossen, ein so kurz dauernder wie zuvor; denn schon im Juni 1150 zog sich Eugen nach Latium zurück, wo er bald im festen Segni, bald in Ferentino wohnte. Drei Jahre lang wanderte der päpstliche Hof in der Campagna umher, Rom nahe und doch im Exil. Eugen argwöhnte jetzt, Konrad werde die römische Gemeinde anerkennen, sein Bündnis mit ihr, mit Pisa und dem griechischen Kaiser aber seinen weltlichen Thron begraben. Indes Wibald tröstete ihn mit der Versicherung, daß er nichts zu befürchten habe.

Die Römer wiederholten ihre Anträge und boten Konrad die Kaiserkrone; denn die Not zwang sie, das geschichtliche Recht deutscher Könige anzuerkennen. Nun wollte der König, dem die Niederlage Welfs im Jahre 1150 die Hand frei gemacht hatte, wirklich nach Rom ziehen, um die dortigen Verhältnisse zu ordnen. Die Fahrt wurde im September 1151 auf zwei Reichstagen beschlossen, und Konrad ließ sich jetzt herab, den Römern zu antworten; er schwieg vom Senat, aber sein an den Stadtpräfekten, die Konsuln, die Capitane und das römische Volk gerichtetes Schreiben zeigte ihnen höflich an, daß er ihrer Einladung folgen und kommen werde, die Städte Italiens zu beruhigen, die Treuen zu belohnen, die Rebellen zu strafen. Seine Gesandten waren sowohl an die Römer als an den Papst gerichtet, welcher sie voll froher Hoffnung zu Segni im Januar 1152 empfing. Man verständigte sich sofort; Eugen III. verließ die Sache Rogers und lud nun selbst die Fürsten Deutschlands ein, dem Könige mit aller Macht zur Romfahrt beizustehen.

Aber der Zufall ersparte der Geschichte des ersten Hohenstaufen ein düsteres Blatt, worauf er, als ein ruhmloser Feind der Republik Rom, im Dienste des Papstes würde gesehen worden sein. Der mannhafte Fürst starb mitten unter seinen Rüstungen am 15. Februar 1152: seit Otto I. der einzige deutsche König, der nicht die Kaiserkrone trug, was seine Macht keineswegs minderte. Die Tausende von Toten, welche unser Vaterland jeder römischen Krönung darzubringen pflegte, hatte es diesmal in den Wüsten Syriens geopfert. Und so dürfen patriotische Italiener einmal einen deutschen König rühmen, daß er trotz der dringenden Bitten Italiens (diese Einladungen vergessen sie gewöhnlich), nicht als ein verheerender Attila von den Alpen herabgestiegen war. Sie konnten ihr Vaterland beglückwünschen, daß es in 15 Jahren von keiner Romfahrt heimgesucht, eines beneidenswerten Zustandes genoß, wenn sie nicht unglücklicherweise selbst bekennen müßten, daß Italien niemals so uneinig und in so wütendem Bürgerkriege entbrannt gewesen sei als in diesen fünfzehn ganz italienischen Jahren.

Barbarossa, Hadrian IV. und die Hinrichtung Arnolds von Brescia

Nach Konrads Tode stieg am 5. März sein Neffe Friedrich auf den deutschen Thron, jener unsterbliche Held Barbarossa, welcher der Ruhm Deutschlands und der Schrecken Italiens werden sollte. Sowohl Eugen als die Römer eilten, sich der Freundschaft des neuen Herrschers zu versichern, aber die Republik blickte bald mit Neid auf die königlichen Boten, die nur der Papst empfing. Ein Brief sprach die Mißstimmung der Römer und ihre Ansichten über das rechtliche Verhältnis des Kaisers zur Stadt aus. „Ich freue mich," so schrieb ihm ein Arnoldist, „daß Ihr von Eurem Volk zum Könige erwählt seid, aber ich traure, daß Ihr dem Rat der Pfaffen folgtet, durch deren Lehre Gött=

7*

liches und Menschliches verwirrt worden ist, und die heilige Stadt, die Herrin der Welt, die Schöpferin aller Kaiser, über Eure Wahl nicht, wie es sein sollte, zu Rate zogt." Der Schreiber beklagte, daß Friedrich, gleich seinen Vorgängern, die Kaiserkrone aus den Händen falscher und ketzerischer Mönche, die er Julianisten nannte, empfangen wolle; er bewies ihm aus den Lehrsätzen S. Peters und des Hieronymus, daß der Klerus mit weltlichen Rechten nichts zu tun habe; er spottete über die Schenkung Konstantins als eine abgeschmackte Fabel, welche selbst schon alte Weiber verlachten; er zeigte, wie das Kaisertum und jede Obrigkeit ein Ausfluß der Majestät des römischen Volkes sei, weshalb es ihm allein zustehe, Kaiser zu machen; er forderte ihn endlich auf, Boten und Rechtskundige nach Rom zu schicken, um das Kaisertum dem justinianischen Gesetz gemäß auf die Grundlage des Rechts zu stellen, um eine Revolution zu verhüten. Große Fortschritte hatte der menschliche Verstand glücklich zurückgelegt!

Den Römern dieser Zeit was das Prinzip der unteilbaren Nation unbekannt; sie stellten sich auf den Boden des Altertums. Für sie war die Majestät des römischen Volks die Quelle aller Macht, das Römische Reich ein unzerstörter Begriff und der Kaiser die durch das Volk erwählte und eingesetzte Obrigkeit der Republik. Indem sie das Märchen von der Übertragung der Kaisergewalt auf die Päpste durch Konstantin und ihr von Christus oder Petrus mystisch abgeleitetes Investiturrecht verlachten, sprachen sie den vernünftigen Grundsatz aus, daß es kein Königtum von Gottesgnaden gebe, sondern daß die Gewalt der Krone nur ein dem Volk entflossenes Amt sei. Die Römer des 12. Jahrhunderts stellten das Kaisertum auf den für sie legitimen Boden des römischen Rechts. Sie trafen den Sinn eines herrschbegierigen Monarchen, wenn sie ihm sagten, daß nach diesem Recht der Kaiser die höchste gesetzgebende Macht der Welt sei, aber sie verlangten, daß er seine Gewalt als einen Auftrag des römischen Senats und Volks betrachte. Sie mischten justinianische Cäsardespotie mit demokratischen Grundrechten.

Friedrich I. sollte demnach zwischen dem Papst und dem Gemeinderat Roms als den Quellen seines Imperium wählen; er billigte alle Gründe der Römer gegen das höchste Investiturrecht, das sich der Papst beimaß, er lächelte über die Anmaßung des Senats, die ihm absurd erschien, und wie alle seine Vorgänger beschloß auch er, sich vom Papst durch „Gottes Gnade" krönen zu lassen. Seine Anfänge waren vorsichtig und konservativ. Ohne von der neuen Republik Rom Kenntnis zu nehmen, setzte er die Unterhandlungen Konrads fort, und schon im Frühjahr 1153 wurde durch die Vermittlung der Kardinallegaten Gregor und Bernhard in Konstanz mit dem Papst ein diesem sehr günstiger Vertrag geschlossen: Friedrich verpflichtete sich, weder mit Rom noch mit Sizilien ohne ihn Frieden zu machen, sondern dahin zu wirken, daß die Stadt dem Heiligen Stuhle wieder so untertänig werde, wie sie es jemals seit hundert Jahren gewesen war. Er versprach, das Dominium temporale dem Papst zu erhalten und ihm zum Wiederbesitz alles dessen behilflich zu sein, was er davon verloren habe, wofür ihm Eugen die Kaiserkrönung und allen Schutz seines Thrones zusicherte.

Die Verhandlungen zwischen Friedrich und dem Papst hatten unterdes in Rom einen heftigen Aufruhr hervorgebracht. Die Demokraten und Arnoldisten verlangten den Umsturz der mit Eugen vereinbarten Verfassung und die Einsetzung von hundert Senatoren mit zwei jährlichen Konsuln. Eugen zeigte diese Vorgänge Friedrich an und stellte sie als Tumulte des Pöbels dar, welcher nun selbst einen Kaiser wählen wolle. Sicherlich drohten die Römer, das gemanische Kaisertum zu verwerfen und einen eigenen Nationalkaiser aufzustellen, aber in diese merkwürdigen Bewegungen wirft nur ein Brief Eugens ein flüchtiges Licht.

Gleichwohl konnte der Papst schon im Herbst 1152 von Segni aufbrechen und am Ende des Jahres in die Stadt einziehen, wo die Überstürzung der Demokraten alle gemäßigt Gesinnten zu einem Vergleich mit ihm geneigt gemacht hatte. Senat und Volk empfingen ihn ehrenvoll, nachdem er, wie vorauszusetzen ist, die Ge-

meinde anerkannt hatte. Auch dem vertriebenen Adel mochte man die Rückkehr gestatten, aber diese Großen fuhren fort, als Konsuln der Römer und Hofleute des Papstes gegen den Senat zu stehen. In Frieden konnte Eugen III. seine Tage in Rom beschließen und mit Hilfe des Volks sogar rebellische Barone im Landgebiet unterwerfen. Der schlauen Sanftmut gelang, was nicht Waffen vermocht hatten: „Eugen verpflichtete sich durch Wohltaten und Geschenke das ganze Volk so sehr, daß er die Stadt fast ganz nach seinem Willen regierte; wenn ihn nicht der Tod hingerafft hätte, so würde er die neugeschaffenen Senatoren mit Hilfe des Volkes ihrer angemaßten Würde beraubt haben." Man darf dies freilich nicht auf guten Glauben hinnehmen; denn keineswegs unterjochte Eugen die römische Republik, und der ihm am meisten verhaßte Mann, Arnold, blieb mit seinen Anhängern ungestraft in der Stadt.

Eugen III. starb am 8. Juli 1153 in Tivoli und wurde im S. Peter mit prachtvoller Feier bestattet. Dieser unscheinbare, aber kluge Schüler S. Bernhards hatte nie aufgehört, unter dem Purpur die härene Kutte von Clairvaux zu tragen; die stoischen Tugenden des Mönchtums begleiteten ihn durch sein stürmisches Leben; sie verliehen ihm jene Kraft des passiven Widerstandes, welche immer die wirksamste Waffe der Päpste gewesen ist.

Der Kardinal Konrad, Römer aus der Subura, bestieg am 12. Juli 1153 den Heiligen Stuhl als Anastasius IV. Seine Wahl war einmütig und durch den Senat nicht gestört; denn obwohl dieser der Wahlhandlung beiwohnte, griff er doch nicht in die geistliche Sphäre ein; aber die Päpste sahen sich seither einer neuen Gewalt gegenüber, welche ihnen die Anerkennung versagte, wenn sie nicht selbst von ihnen anerkannt wurde. Der greise Anastasius scheint sich keine Eingriffe in die Verfassung Roms erlaubt zu haben; er lebte ruhig in der Stadt und starb daselbst schon am 3. Dezember 1154.

Ein Mann von seltener Kraft wurde jetzt Papst, Niko-

laus Breakspear, ein Angelsachse von Stamm. Wissensdurst hatte einst den Sohn eines armseligen Priesters aus S. Albans nach Frankreich getrieben, wo er nach manchen Schicksalen Prior von S. Rufus bei Arles geworden war. Seine Bildung, seine Rednergabe und Wohlgestalt machten Eugen III. auf ihn aufmerksam, als er in Klosterangelegenheiten nach Rom kam. Dieser Papst erhob ihn zum Kardinal von Albano und schickte ihn als Legaten nach Norwegen, wo er die Kirche mit großer Umsicht einrichtete. Nikolaus, eben von seiner Sendung zurückgekehrt, wurde einstimmig gewählt und bestieg am 5. Dezember 1154 den Heiligen Stuhl als Hadrian IV. Die Engländer haben nur einmal mit einem ihrer Landsleute den Stuhl Petri besetzt, und dieser eine Papst war als Knabe in die Fremde gegangen, weil er sich schämte, in der Heimat Almosen zu suchen. Jahre vergingen, und der Bettler von S. Albans schrieb an den englischen König, daß Irland und andere Inseln von Rechts wegen ihm, dem Papste, gehörten.

Hadrian IV. trat sofort der römischen Kommune gebieterisch entgegen; der Senat weigerte ihm, er dem Senat die Anerkennung. Er wollte die Verfassung auf dem Kapitol stürzen und hoffte dies mit den Waffen Friedrichs zu tun, der schon im Oktober nach Italien gezogen war und den Costnitzer Vertrag bestätigt hatte. Er forderte die Ausweisung Arnolds, welche seine Vorgänger wiederholt verlangt, nie durchgesetzt hatten. Der gefährlichste aller Ketzer konnte seine Lehren jahrelang den Päpsten ins Gesicht predigen, denn der Senat schützte und das Volk vergötterte ihn. Mit dem Sturz dieses einen Demagogen hoffte Hadrian die Republik zu begraben, und die Römer, welche von Friedrich wenig zu erwarten hatten, wandten sich insgeheim an Wilhelm I., der seinem berühmten Vater Roger im Februar 1154 auf dem Throne Sizilien gefolgt und mit dem Papste sofort in Streit geraten war. Man rief ihn vielleicht herbei, den Kirchenstaat mit Krieg zu überziehen, ehe noch der deutsche König nach Rom kam.

Nicht einmal vom Lateran konnte Hadrian Besitz nehmen, sondern er blieb im verschanzten S. Peter wohnen.

durch den steigenden Haß gegen die Priester, an deren Widerstande die bürgerlichen Bedürfnisse der Römer scheiterten, wurde indes bald eine Katastrophe herbeigeführt: die Verwundung eines Kardinals, den man auf der Via sacra gedolcht hatte, machte Hadrian zu einem Verbrechen an der Majestät der Kirche; er legte das Interdikt auf Rom. Dies furchtbarste aller Schreckmittel jener Zeit hatte nie zuvor ein Papst gegen die Stadt anzuwenden gewagt, auch wenn er von den Römern persönlich mißhandelt worden war. Der entschlossene Engländer bebte nicht davor zurück; er verfluchte Rom, um dem Volke die Vertreibung Arnolds abzunötigen. Man muß das Verhältnis des Interdikts, einer Art moralischer Aushungerung, zum Glauben jener Zeit kennen, um seine Wirkung zu begreifen. Mit ihm wurde jeder Gottesdienst aufgehoben, keine Messe gelesen, kein Sakrament gereicht, als Taufe und Sterbekommunion, und auch diese unter schreckenden Formen. Tote wurden nicht mehr in geweihter Erde bestattet, und auf dem Kirchhof segnete man die Ehen ein. Nie hat menschlicher Scharfsinn ein so unblutiges und doch so schauerliches Mittel der Gewalt erdacht, und keins war in Zeiten des Aberglaubens geeigneter, selbst große Fürsten zu bezwingen, da ein Wort aus Priestermunde die Kraft besaß, ihre verzweifelnden Völker zum Aufstande zu treiben. Das Interdikt, vor dem 12. Jahrhundert nur äußerst selten angewendet, wurde seither häufig von den Päpsten über Städte und Länder verhängt; aber die grausame Maßregel, wenige Schuldige durch die Qual zahlloser Schuldloser zu erreichen, rächte sich an der Kirche selbst, indem sie die Liebe zu ihr minderte und Ketzereien hervorrief, endlich stumpfte sich die Wirkung am häufigen Gebrauch wie an der steigenden Aufklärung ab.

Kurze Zeit ertrugen die Römer das Interdikt mit trotziger Verachtung; aber die Frommen und Schwachen, die Weiber und Priester brachen den Widerstand, zumal schon der vierte Ostertag ohne Messe dahinging. Da erhob sich das Volk am Mittwoch mit Geschrei, und die von ihm bestürmten Senatoren warfen sich dem Papst flehend zu Füßen. Er willigte ein, den Fluch von Rom

zu nehmen, wenn Arnold sofort vertrieben werde. Der unglückliche Reformator erfuhr das Los aller Propheten; das Volk, welches er so lange bezaubert hatte, gab ihn preis. Er floh aus Rom, nachdem er dort neun Jahre lang der bürgerlichen Freiheit seine Talente gewidmet hatte. Von Anhänger zu Anhänger, von Burg zu Burg irrend, hoffte der Geächtete nach einer der Republiken Mittelitaliens zu gelangen, wohin der Arm des Papstes nicht reichte. Hadrian aber hob am Ostermittwoch, den 23. März, das Interdikt auf; die moralische Finsternis wich von Rom, und Festprozessionen führten den Papst zum erstenmal nach dem Lateran.

Unterdes bedrängte Wilhelm I. die Kirche mit Krieg, indem er Benevent belagerte, Ceprano und andere Kastelle in Latium verbrannte; sodann zog er unter schrecklichem Verheeren von Frosinone nach Aquino zurück, als der deutsche König nahte und Rom ruhig blieb. Schon war Friedrich I. in Tuskien, wo er Pisa aufforderte, die Flotte zum Normannenkriege zu rüsten, welchen er jetzt im Bunde mit dem Papst, den apulischen Exilierten und dem griechischen Kaiser Emanuel zu führen gedachte. Der Schrecken seiner lombardischen Kriegstaten zog vor ihm her; er kam auf der tuskischen Straße, furchtbarer als Heinrich V., während der Papst nicht wußte, ob er einen Freund oder Feind empfangen solle. Das Schicksal Paschalis II. hatte einen unauslöschlichen Eindruck auf die Kurie gemacht, und kein Vertrag konnte die Spannung mildern, die zwischen den beiden Mächten fortbestand. Wenn die deutschen Könige gegen Rom rückten, zitterten die wehrlosen Päpste wie vor Feinden, welche sie zu morden kamen, und jene selbst erwogen die Möglichkeit, durch Gift oder Dolch umgebracht zu werden. Unter den seidenen Pallien lagen schon die geschliffenen Schwerter, welche die Römer unfehlbar ergriffen, den Nationalfeind im Überfall zu erschlagen. Fand die Krönung statt, so sahen sich die Päpste in der Lage Daniels in der Löwengrube, aber sie warfen mit Geschick einen moralischen Zauber über die grimmen römischen Könige und atmeten endlich froh auf, wenn diese furchtbaren Advokaten der Kirche nach erlangter Krone, nach zurückgelassenen Per=

gamenten und der geschlagenen Krönungsschlacht wieder von dannen zogen.

Anfangs Juni ging Hadrian nach Viterbo, begleitet vom Präfekten Petrus, von Oddo Frangipane und andern Großen seines Hofs. Der schnelle Anmarsch Friedrichs ängstigte ihn; er schickte ihm deshalb drei Kardinäle entgegen, welche ihn bei S. Quirico in Tuskien trafen. Um seine Gesinnung zu ergründen, forderte er die Auslieferung des Ketzers Arnold. Denn dieser Flüchtling war kurz vorher bei Bricola in die Gewalt des Kardinals Oddo gefallen, aber die Vizegrafen von Campamano hatten ihn befreit und auf ihre Burg in Sicherheit gebracht, wo sie ihn „wie einen Propheten" feierten. Begierig jedes Hindernis der Krönung zu entfernen, zögerte Friedrich nicht, seinen guten Willen zu zeigen; er schickte Truppen nach jener Burg, ließ einen der Grafen aufheben und erzwang die Auslieferung Arnolds. Der Freund Abälards wurde den Legaten des Papstes übergeben, um zu passender Zeit in Rom gerichtet zu werden.

Wegen der Krönung unterhandelte man mit ängstlicher Vorsicht: der mißtrauische Hadrian hatte sich nach Civita Castellana zurückgezogen, doch Friedrich beruhigte ihn, indem er ihm nochmals die Erfüllung des Costnitzer Vertrags beschwören ließ. Das deutsche Heer lagerte in Campo grasso bei Sutri, wo der Papst von Nepi herbeikommen und die Begrüßung geschehen sollte. Als er nun am 9. Juli auf das königliche Zelt zuritt, fand im Angesicht des Heeres die sonderbarste Szene statt. Der junge, stolze Monarch kam ihm nicht entgegen, um der Demütigung des Steigbügelhaltens auszuweichen; denn solchen Dienst beanspruchten die Päpste schon seit lange, und mancher Fürst hatte ihn geleistet. Sie nannten sich zwar in Erinnerung an die Demut Christi Knechte der Knechte Gottes, aber sie forderten zugleich, daß die Kaiser ihnen als Stallknechte dienten. Es ist komisch zu sehen, welchen panischen Schreck die bloße Nichtachtung dieses Hofdienstes unter den Kardinälen verbreitete: sie wandten ihre Pferde, flohen nach Civita Castellana zurück, und ließen ihren Papst im Stich. Bestürzt stieg dieser ab, sich auf einen Sessel niederzulassen; nun erst kam der

junge Held und warf sich ihm zu Füßen, aber der beleidigte Papst weigerte ihm den Friedenskuß. Ein Steigbügel wurde zum Gegenstand langer und ernster Verhandlung zwischen den höchsten Würdenträgern der Christenheit, bis Fürsten, die einst Lothar zum Romzuge begleitet hatten, den König bewogen, in dieser kindischen Angelegenheit nachzugeben. Der machtvollste Kaiser verwandelte sich folgenden Tags in den Stallknecht des Vikars Christi, indem er einen Steinwurf weit neben dem Zelter des ehemaligen Bettelknaben von S. Albans herging, und kräftig den Steigbügel anzog.

Die zweite Macht, welche ein gesetzmäßiges Recht bei der Kaiserwahl besaß, das Volk der Römer, war von Friedrich noch nicht vernommen worden. Ihr beiderseitiges Verhältnis blieb zweifelhaft, und ungewiß, ob Rom die Tore öffnen oder schließen werde. Noch war überhaupt kein Kaiser gekrönt worden, seitdem der Senat auf dem Kapitol errichtet war; noch hatte kein Kaiser ihn anerkannt. Diesseits Sutri stellten sich Friedrich stolz und kühn die Boten der jungen Republik der Römer dar. Ihre Forderungen, ihre Rede, die Antwort des Hohenstaufen sind, wenn auch in der literarischen Fassung Ottos von Freising, kostbare Zeugnisse jener Zeit.

„Wir Boten der Stadt (so sprachen die Gesandten vom Kapitol), nicht geringe Männer Roms, sind vom römischen Senat und Volk an deine Herrlichkeit abgeschickt. Höre wohlwollend, was die erlauchte Herrin der Welt, deren Kaiser du mit Gottes Hilfe bald sein wirst, dir entbietet. Kommst du in Frieden, so freue ich mich. Du verlangst nach der Herrschaft des Erdkreises, und froh erhob ich mich, dir selbst mit der Krone entgegen zu eilen. Warum solltest du nicht in Frieden und Gnaden deinem Volke nahen, welches, bemüht, das unwürdige Joch der Priester abzuwerfen, deine Ankunft so lange und sehnsuchtsvoll erwartet hat. Der Glanz alter Zeiten, die Freiheit der erlauchten Stadt sollen wiederkehren; möge Rom unter solchem Kaiser die Zügel der Alleinherrschaft über die rebellische Welt wieder ergreifen und ihr Regierer mit dem Namen auch den Ruhm des Augustus vereinen. Du weißt, daß die Stadt Rom durch

die Weisheit ihres Senats und die Tapferkeit ihrer Ritterschaft von Meer zu Meer, bis zu der Welt Enden, ja bis zu den Inseln außerhalb des Erdkreises ihren Arm machtvoll ausgestreckt hat. Nicht die Wogen des Ozeans, nicht die unzugänglichen Alpen konnten die Völker schützen; römische Tapferkeit hat sie alle überwunden. Doch leider (so rächte sich die eigene Schuld), jener ruhmvolle Fürstenadel unsers Altertums (ich rede vom Senat) entwich von uns, verkam in waffenloser Trägheit, und mit der schwindenden Weisheit verfiel auch die Kraft. Da erhob ich mich; deinen und der göttlichen Republik Glanz zu erneuern, stellte ich Senat und Ritterstand wieder her, damit durch den Rat jenes, durch die Waffen dieses dem Römischen Reich und dir die alte Herrlichkeit wiederkehre. Sollte deiner Hohen das nicht erfreulich sein? Solltest du ein so glorreiches und deinem Ansehen so förderliches Werk nicht auch eines Lohnes für würdig erachten? Höre denn, o Fürst, mit freundlicher Geduld das wenige, was ich von deiner und meiner Pflicht, doch eher von der deinen, als der meinen zu sagen habe. Denn „von Zeus der Anfang!" Erst warst du mein Gastfreund, nun habe ich dich zum Bürger gemacht. Was rechtlich mein war, gab ich dir. Demnach bist du mir zunächst verpflichtet, die Aufrechthaltung meiner guten Gewohnheiten und der alten, von deinen Vorgängern verbrieften Gesetze zu beschwören, daß nicht Barbarenwut sie schädige. Meinen Beamten, denen es zusteht, dich auf dem Kapitole auszurufen, sollst du bis zu 5000 Pfund entrichten; bis aufs Blut sollst du jede Kränkung von der Republik abwehren und alles dies durch Eide und Urkunden bekräftigen." Hier schnitt Friedrich den pomphaften Rednern entrüstet das Wort ab. Sie schwiegen bestürzt, während der Mann, der ihnen den Geist eingeflößt hatte, gekettet in einem Zelt sein Schicksal erwartete, welches eine solche Rede beschleunigte.

Als der junge Fürst die hochtrabende Deklamation von Männern aus der in Schutt gesunkenen Stadt Rom vernahm, die sich einer Sprache vermaßen, wie sie der alte Senat nie vor den Cäsaren gewagt hatte, mochte er Wahnsinnige vor sich zu sehen glauben. Kein Wider=

spruch konnte greller sein als der, in welchem sich ein Kaiser deutscher Nation, ein Friedrich I., zu den Römern befand. Der hohenstaufische König, von seinem Machtgefühl erfüllt, verstand den neuen Geist der Freiheit nicht, welcher die Städte Italiens entflammt hatte. Nur die Ehrfurcht vor Rom war noch so achtunggebietend, daß er sich herabließ, den Senatoren zu antworten.

„Vieles," so sagte er, „hörte ich von der Tapferkeit, doch weit mehr von der Weisheit der Römer. Darum muß ich staunen, daß eure Rede so sehr von einfältiger Anmaßung aufgebläht, so ganz alles Verstandes bar ist. Du hältst mir den Adel deiner alten Stadt vor, du erhebst die Vergangenheit deiner Republik zu den Sternen. Ich gebe das zu, und mit deinem Geschichtsschreiber sage ich: einstmals war in dieser Republik die Tugend. Rom hat den Wechsel der Dinge unter dem Mond erfahren; oder konnte etwa diese Stadt allein dem Gesetz alles Irdischen entgehen? Es ist weltbekannt, wie zuerst die Kraft deines Adels von dieser unserer Stadt nach Byzanz verpflanzt worden ist, und wie durch lange Zeit der entartete Grieche dein köstlich Mark gesogen hat. Dann kam der Franke drüber her, ganz so edel durch Taten, wie es sein Name sagt; und auch den letzten Rest edelfreier Natur hat er dir geraubt. Willst du wissen, wo der alte Ruhm deines Rom, der würdevolle Ernst des Senats, die tapfere Zucht der Ritterschaft, die Taktik des Lagers und der unbezwingliche Schlachtenmut geblieben sind? Bei uns Deutschen ist jetzt alles dies zu finden; auf uns ist dies alles mit dem Reiche übergegangen. Bei uns sind deine Konsuln, bei uns dein Senat, hier deine Legionen. Der Weisheit der Franken und dem Schwert ihrer Ritterschaft wurdest du deine Erhaltung schuldig. Mag die Geschichte dartun, ob unsere erlauchten Vorfahren, Karl und Otto, die Stadt von jemandes Gnade empfangen, oder sie samt Italien mit ihrem Schwert Griechen und Langobarden entrissen und dann dem Frankenreich einverleibt haben. Dies lehren deine Tyrannen Desiderius und Berengar; sie starben alt und grau in fränkischen Ketten, und ihre Asche bewahrt noch unser Land. Aber du sagst: die neuen Kaiser seien von

dir gerufen; so ist es, doch warum? Dich bedrängten Feinde, und nicht einmal von den weichlichen Griechen vermochtest du dich durch eigene Kraft zu befreien. Da ward die Frankenkraft flehentlich gerufen; das Elend rief das Glück, Ohnmacht die Macht, Angst die selbstgewisse Kraft. So gerufen kam auch ich. Dein Herrscher ward mein Vasall, du selbst bis heute mein Untertan. Rechtmäßiger Besitzer bin ich. Wer wagt es, dem Herkules die Keule zu entreißen? Etwa der Sizilianer, auf den du hoffst? Mag ihn die Vergangenheit belehren; denn noch ist der Arm der Deutschen nicht erlahmt. Du forderst von mir dreierlei Eide; so höre: entweder ist deine Forderung gerecht oder nicht; ist sie dies, so darfst du nicht fordern, ich nicht bewilligen; ist sie jenes, so bekenne ich mich zu einer freigewählten Pflicht. Darum wäre es unnötig, sie noch an einen Eid zu binden. Wie sollte ich dir das Recht brechen, da ich es selbst dem Geringsten wahren will? Wie sollte ich nicht den Sitz meines Reiches verteidigen, dessen Grenzen ich wiederherzustellen entschlossen bin? Das bezeugt das eben unterjochte Dänemark, und noch mehr Länder würden es bekunden, hätte mich nicht dieser Romzug daran gehindert. Du forderst endlich eidliche Zusage von Geldleistungen. Schämt Rom sich nicht, als mit einem Makler mit seinem Kaiser zu markten? Soll er des ersten besten Zahler, statt ein Gnadenspender sein? Vom Geringeren fordert man die Leistung einer Pflicht, aber der Höhere spendet nur die ihm aberworbene Huld. Warum sollte ich wohl die von erlauchten Vätern ererbte Sitte deinen Bürgern vorenthalten? Nein! mein Einzug soll für die Stadt ein Freudenfest sein; aber denen, die Ungerechtes unrechtmäßig fordern, will ich rechtmäßig alles weigern."

Die Antwort Friedrichs, in der rhetorischen Form, die ihr sein Geschichtsschreiber gegeben hat, war der Ausdruck des deutschen Nationalstolzes auf der Mittagshöhe dreihundertjähriger Weltherrschaft; doch sie wäre zu hochgespannt gewesen, wenn sie nur den Senatoren Roms gegolten hätte; sie war vielmehr das hohenstaufische Krönungsprogramm. Der Herkules schlug mit der Keule seiner Macht jeden anderen Anspruch nieder; er traf auch

den Papst, welcher der einzige und wahre Kaisermacher zu sein behauptete. Hatte man doch im Lateran den willfährigen Lothar abzubilden gewagt, wie er knieend die Krone aus den Händen des Papstes nahm, und dem Bilde die dreiste Unterschrift gegeben:

Der König kommt daher vors Tor, nachdem aufs Recht der Stadt er schwor;
Wird dann des Papstes Lehnsvasall, der ihm die Krone reicht des All.

Der Unverstand der Römer, einen Gewaltigen so prahlerisch herauszufordern, entsprach ihren hohen Ideen von der Majestät der ewigen Stadt, welcher sie durch die Errichtung des Senats ein neues Leben glaubten verliehen zu haben. Doch wenn es damals einen über den Gedankenkreis seiner Zeit erhabenen Mann im kaiserlichen Zelt hätte geben können, so würde er darüber gelächelt haben, daß Friedrich selbst die phantastischen Vorstellungen von der legitimen Gewalt des römischen Kaisers über die Welt mit den Senatoren in gleicher Überspannung teilte.

Die römischen Boten ritten grollend nach Rom zurück. Nun konnte Friedrich erwarten, daß die Republik ihm die Stadt verschließen und sie verteidigen werde. Der Papst riet ihm, in der Stille die Leonina durch auserlesene Truppen besetzen zu lassen, welche dort von den päpstlichen Leuten würden aufgenommen werden. Er riet dieser Schar den deutschgesinnten Kardinal Oktavian mitzugeben, seinen ehrgeizigen Nebenbuhler, den er so aus dem Zelt des Kaisers entfernte. Tausend Ritter zogen ab und besetzten in der Morgendämmerung des 18. Juni ohne Widerstand die Leostadt.

An demselben Tage zog Friedrich, unbegrüßt von den Römern, in Schlachtordnung vom Monte Mario in die Leonina ein, wo ihn der vorausgegangene Papst erwartete. Die Krönung fand sofort im militärisch besetzten S. Peter statt. Wie Donner hallte der Jubelruf der Deutschen durch den hohen Dom, als der junge Cäsar Schwert, Zepter und Krone des

Reiches nahm. Aber Rom erkannte ihn nicht als Kaiser; die Stadt blieb gesperrt, das Volk tagte auf dem Kapitol, dessen Senatspalast vor kurzem ausgebaut worden war. Nichts beweist mehr, wie schattenhaft das mittelalterliche Kaisertum in Rom selber war, als diese Krönungen, die in der päpstlichen Vorstadt vollzogen wurden, während man voll Aufregung erwartete, daß die Römer, von denen die Kaiser ihren Titel trugen, mit geschwungenen Waffen über die Tiberbrücken hervorstürzen würden. Eine unausfüllbare Kluft der Bildung, der Bedürfnisse, der Abstammung trennte die Kaiser germanischer Nation von den Römern. Wenn diese den Fremdling Hadrian IV. als ihren Landesherrn haßten, so konnten sie ihn doch als den Papst verehren, aber Friedrich mußte ihnen gerade in dieser Zeit völlig unerträglich sein. Die Gesetze der Stadt, welche alle Kaiser zu beschwören pflegten, hatte er nicht beschworen, die Wahlstimme der Römer, oder doch die hergebrachte Akklamation, weder gehört noch mit Geschenken bezahlt, und mit gutem Grunde fanden sie sich in ihren Rechten verletzt. Die Forderung, ihre Verfassung anzuerkennen, war billig, und unklug, dies nicht zu tun. Es kam eine Zeit, wo der Kaiser es bereute und den verachteten Bürgern Eide schwor. Nachdem die Päpste aufgehört hatten, Kandidaten der Wahlstimme des römischen Volkes zu sein, sah sich dieses auch um den Anteil an der Wahl seines Kaisers gebracht; in jener Zeit aber, wo antike Traditionen die bürgerlichen und politischen Rechtsbegriffe ganz durchdrangen, konnten sich die Römer nicht zu der Erkenntnis herabstimmen, daß die ewige Stadt nur noch den Ort bedeute, wo Kaiser und Papst ihre höchste Weihe erhielten. Während andere Städte durch Reichtum und Macht glänzten, war der einzige Stolz dieser, Rom zu sein. Gregor VII. hatte dem Papsttum die Aufgabe zugewiesen, die Weltmonarchie darzustellen, und die Römer ihrerseits träumten davon, dies durch die Majestät des Volks und des von ihm eingesetzten kaiserlichen Amts zu tun.

Ihre ererbten Ansprüche und ihre Kämpfe gegen die Päpste, die den politischen Begriff der Stadt auszulöschen strebten, haben ihrer Geschichte für Jahrhunderte

einen tragischen Charakter aufgedrückt, welcher ohnegleichen in der Menschheit ist. In diesem durch die Jahrhunderte fortgesetzten Ringen mit einem und demselben Schicksal waren die alleinigen Bundesgenossen der Römer die aurelianischen Mauern, der Tiber, die Malaria und die Schatten wie die Monumente der großen Ahnen.

Der gekrönte Kaiser begab sich nach seinem Lager im neronischen Felde, während der Papst im Vatikan verblieb. Da stürzten, bald nach Mittag, die wutentbrannten Römer über die Tiberbrücken in die Leostadt. Sie hieben dort nieder, wen sie von vereinzelten Feinden vorfanden, plünderten Geistliche, Kardinäle und Anhänger der Kaiserpartei und fielen endlich auf das Lager Friedrichs aus, wo sie vielleicht ihren Propheten Arnold zu befreien hofften. Der Kaiser und das Heer sprangen vom Krönungsmahl auf; es hieß, Papst und Kardinäle seien in der Gewalt des Volkes. Heinrich der Löwe zog durch die Mauern, welche einst Heinrich IV. durchbrochen hatte, in die Leonina und warf sich schnell in den Rücken der Römer, aber es kostete selbst dem mannhaftesten Heer Mühe, die römischen Bürger zu überwinden. Ihre glänzende Tapferkeit zeigte, daß die Errichtung der Republik nicht etwas durchaus Phantastisches gewesen war. An der Engelsbrücke und mit den Trasteverinern an dem alten Fischteich wurde bis zur Nacht mit wechselndem Glücke gekämpft, dann wichen die Bürger der Übermacht. Man konnte, so schreibt der deutsche Geschichtschreiber, die Unsrigen sehen, wie sie die Römer niedermäheten, als wollten sie sagen: „Hier, o Rom, nimm deutsches Eisen für arabisches Gold; so kauft Deutschland das Kaisertum!“ Gegen tausend Römer wurden erschlagen oder im Fluß ertränkt, mehr verwundet, gegen 200 gefangen, die übrigen nahm in schneller Flucht die fest ummauerte Stadt auf, während die Engelsburg neutral blieb, da sie sich im Besitz der Pierleoni befand.

Am Morgen erschien der Papst im Lager des Kaisers; er bat ihn um die Freilassung der Gefangenen, welche dem Präfekten Petrus überliefert wurden. Aber so unvollkommen war der blutige Sieg gewesen, daß auch dieser große Kaiser, welcher sich als den rechtmäßigen Herrn

der Welt betrachtete, hinwegziehen mußte, ohne Rom auch nur betreten zu haben. Die Römer zeigten sich damals ihrer Freiheit vollkommen würdig; männlich trotzten sie dem Kaiser hinter ihren Mauern, weigerten ihm den Markt der Lebensmittel und wollten den Kampf fortsetzen. Deshalb brach Friedrich schon am 19. Juni das Lager ab. Er nahm den Papst und alle Kardinäle als Flüchtlinge mit sich und zog zunächst nach dem Soracte; überall auf dem Marsch durch die römische Landschaft ließ er die Türme zerstören, welche die Großen Roms auf ihren Landgütern errichtet hatten.

Es ist wahrscheinlich, daß damals und zwar in jener Landschaft am Soracte die Hinrichtung Arnolds stattgefunden hat. Das Ende des berühmten Demagogen ist so dunkel wie jenes des Crescentius, denn die Zeitgenossen eilen flüchtig, wie voll Scheu darüber hinweg. Nach seiner Auslieferung war er dem Stadtpräfekten übergeben worden; dieser und sein mächtiges Capitanen-Geschlecht, reich begütert in der Grafschaft Viterbo, hatte lange mit der römischen Gemeinde Krieg geführt, großen Schaden durch sie erlitten und war daher gegen Arnold tief aufgebracht. Er verurteilte ihn, sicherlich mit Zustimmung des Kaisers, zum Tode als Ketzer und Rebell, nachdem ihn ein geistliches Gericht verdammt hatte. Der Unglückliche weigerte mutig den Widerruf; er erklärte, daß seine Lehren richtig und heilsam seien und er für sie in den Tod zu gehen bereit sei. Er bat nur um eine kleine Frist, um Christus seine Sünden zu bekennen; er betete knieend mit zum Himmel erhobenen Händen und empfahl Gott seine Seele. Selbst die Henker rührte er zum Mitleid. So berichtet ein neu entdecktes Gedicht, dessen Verfasser ein kaiserlich gesinnter Brescianer gewesen ist. Auch dieser Autor sagt, wie andere Zeitgenossen, daß Arnold gehenkt und dann verbrannt wurde, damit keine Reliquie von ihm zu den Römern komme, und dies beweist, wie sehr ihn das Volk vergöttert hatte. Nach andern wurde seine Asche in den Tiber gestreut. Der Ort der Hinrichtung ist nirgends genau bezeichnet worden.

Der Rauch vom Scheiterhaufen Arnolds verfinsterte

die junge, schon blutige Majestät des Kaisers, dessen augenblicklichen Bedürfnissen er zum Opfer fiel; aber schon lebten seine Rächer, die Bürger der lombardischen Städte, die einst Friedrich zwingen sollten, das ruhmvolle Werk der Freiheit anzuerkennen, wozu der Geist Arnolds so mächtig mitgewirkt hatte. Die Hand des Gewaltigen hat oftmals die Werkzeuge großer, sie selbst überflutender Bewegungen zertrümmert, ohne dies einmal zu ahnen. Vor Friedrich stand Arnold von Brescia nicht in der Gestalt da, in welcher er uns heute erscheint, und nur wenig mochte er von ihm gehört haben. Was kümmerte ihn das Leben eines einzelnen Ketzers? War er aber über ihn aufgeklärt, so konnte er, nachdem er mit den Städten Oberitaliens und auch mit Rom in Kampf geraten war, für diesen Lombarden, den politischen Neuerer, nimmer günstig gestimmt sein. So zerstörte er eine glänzende Kraft, die ihm später sehr dienstbar hätte sein können. Wenig Voraussicht bewies Friedrich in Rom; statt die römische Demokratie mit ernstem Wohlwollen auf ein ihm bequemes Maß zu beschränken (was ihm leicht geworden wäre), sie aber dann dem Einfluß des Papstes zu entziehen und unter Reichsautorität zu stellen, stieß er sie voll blinder Verachtung von sich, verfeindete sich mit vielen andern Städten und sah endlich doch alle seine übertriebenen Pläne zugrunde gehen.

Arnold von Brescia eröffnet die Reihe der berühmten Martyrer der Freiheit, welche auf dem Scheiterhaufen starben, deren kühner Geist jedoch wie ein Phönix den Flammen entstieg, um durch die Jahrhunderte fortzudauern. Man könnte ihn einen Propheten nennen, so klar blickte er in das Wesen seiner Zeit, so weit eilte er ihr voraus einem Ziele zu, welches Rom und Italien erst 700 Jahre nach ihm zu erreichen hoffen. Das schon gereifte Bewußtsein seines Zeitalters stellte in ihm die geniale Persönlichkeit des Reformators auf, und der erste politische Ketzer des Mittelalters ging folgerichtig aus dem Investiturstreit hervor. Der Kampf der zwei Gewalten und die Umgestaltung der Städte waren die großen praktischen Erscheinungen, die ihm als geschichtlicher Boden dienten. Eine innere Notwendigkeit mußte

8*

ihn dorthin führen, wo die Wurzel aller Übel lag. Arnold nicht an Rom sich versuchend, nicht hier endend, wäre nur eine unvollständige Gestalt seiner Zeit. Aber Rom, vom Gewicht der antiken Größe und der zwei höchsten Weltmächte zugleich bedrückt, konnte die bürgerliche Freiheit auf die Dauer nicht behaupten. Die Verfassung, an welcher Arnold viel Anteil als Gesetzgeber haben mochte, blieb jedoch noch lange nach ihm bestehen; die Schule der Arnoldisten oder Politiker starb dort niemals aus. Was immer philosophisch oder praktisch gegen die Weltlichkeit des Priestertums streitet, hat in Arnold dauernd den geschichtlichen Charakter gefunden; dies um so mehr, weil seine Absicht von keinem gemeinen Motiv getrübt worden ist. Denn selbst seine heftigsten Gegner bekannten, daß ihn nur begeisternde Überzeugung trieb. Arnold überragt durch die Größe seiner Zeit wie durch die Macht seines Gedankens alle Kämpfer für die Freiheit Roms, die nach ihm aufgetreten sind.

Bei Magliano setzte Friedrich über den Tiber und rückte über Farfa, wie vor ihm Heinrich V., nach der lucanischen Brücke. Hier wurde das Fest Peter und Paul in den Zelten mit großem Pomp gefeiert, wobei der Papst die deutschen Truppen von jeder Schuld des in Rom vergossenen Blutes absolvierte. Die Städte der Campagna beeilten sich, dem Kaiser das drückende Foderum zu reichen, andere ihm zu huldigen, um sich in seinen Schutz zu begeben, und Tivoli, welches sich aus Haß gegen Rom unter die päpstliche Fahne gestellt hatte, hoffte jetzt auch die Gewalt des Papstes abzuwerfen. Boten der Gemeinde (sicherlich standen jetzt Konsuln an ihrer Spitze) übergaben die Schlüssel der Stadt dem Kaiser als ihrem Oberherrn. Er wollte schon aus Rache gegen die Römer eine dem Senat feindselige Stadt stärken, aber Hadrian beanspruchte die Rechte der Kirche, und der Kaiser entband die Tivolesen ihres eben erst geleisteten Untertaneneides und gab ihre Stadt ihm zurück. Dies war die ärmliche Abfindung des Papstes, welchem er seine Zusage, ihn zum Herrn Roms zu machen, nicht erfüllen konnte.

Er brach weiter nach Tusculum auf und blieb noch

bis zur Mitte des Juli mit Hadrian im Albanergebirge. Er machte Miene, von hier aus Rom zu bekämpfen, aber sein Zug war zwecklos; weder auf die Forderung, Wilhelm I. in Apulien zu bekriegen, konnte er eingehen, weil seine großen deutschen Vasallen mit Recht sich dagegen sträubten, noch durfte er in dieser Jahreszeit etwas gegen die Römer unternehmen. Als nun die Klimafieber im murrenden Heere ausbrachen, mußte er umkehren und nicht ohne peinvolle Beschämung den Papst sich selbst überlassen. Er gab die Gefangenen in seine Hände, nahm von ihm Abschied in Tivoli und trat über Farfa den Rückweg an. Auf seinem Heimzuge wurde die altberühmte Langobardenstadt Spoleto mit barbarischer Wut zu Asche verbrannt. Wie Demetrius im Altertum konnte dieser große Hohenstaufe mit Recht der „Städteverwüster" heißen.

Der Abzug des Kaisers betrog den Papst um seine Hoffnungen. Rom war ihm nicht, wie es der Costnitzer Vertrag verheißen hatte, unterworfen worden, er selbst fand sich im Exil, und endlich war der Kriegszug gegen Sizilien unterblieben. Entschlossen raffte er jetzt Vasallen und Söldner zusammen und eilte noch im Herbst nach Capua und Benevent. Schon hatte er Wilhelm I. gebannt und die Völker Apuliens von ihrem Eide losgesprochen; nun bestärkte er sie persönlich in ihrem Aufstande und vereinigte sich mit den rebellischen Baronen und Verbannten, die ihm in Benevent huldigten. Die Empörung aller Provinzen, die gleichzeitige kräftige Bewegung der Griechen, mit denen sich Hadrian offenbar verbunden hatte, die reißenden Fortschritte der Barone, die Tätigkeit dieses kühnen Papstes, der die Seele der Empörung war und ihre Früchte erntete, bewogen den erschlafften Sohn Rogers, jenem die günstigsten Anträge zu machen, worunter auch dieser war, daß er ihm Rom wieder unterwerfen wolle. Der Abschluß des Friedens scheiterte indes am Widerstande der kaiserlichen Partei unter den Kardinälen; dann aber gelang es Wilhelm durch plötzliche An=

strengung, Calabrien und Apulien wie im Sturm den Griechen und Baronen zu entreißen, worauf er nach Benevent zog, wo die Exilierten sich zum Papste geflüchtet hatten. Das Glück der Normannen wiederholte sich zum drittenmal; der bedrängte Hadrian mußte seine Verbündeten preisgeben und um Frieden bitten. Der Sieger diktierte diesen im Juni 1156 bei Benevent, wo er die dreifache Investitur Siziliens, Apuliens und Capuas zwar wiederum als päpstliches Fahnenlehen empfing, aber viele Rechte der Kirche gegenüber sich ausbedang. Dieser einseitig abgeschlossene Friede, wonach der vom Kaiser verlassene Papst den Reichsfeind mit Ländern beliehen hatte, deren Gebieter zu sein Friedrich erklärte, erbitterte die kaiserliche Partei, welche darin einen Bruch des Costnitzer Vertrages sehen wollte, und bald vermehrten noch andere Gründe die schon eingetretene Spannung.

Im Sommer ging Hadrian in den Kirchenstaat zurück, ohne sich nach Rom zu wagen. Er stärkte die päpstliche Macht durch Verträge mit großen Vasallen, selbst mit Städten; so nahm er Orvieto im Oktober förmlich in Besitz. Dann ging er nach Viterbo, wo die Päpste seither öfters wohnten, zog aber im November in den Lateran ein. Sein Friede mit Rom war die Folge des sizilianischen Vertrags; der König Wilhelm bewog durch Gold und Drohungen die Römer zur Nachgiebigkeit, und schon aus Haß gegen Friedrich gingen sie auf ein Abkommen ein. Auch dieser Friede war einseitig und mußte den Kaiser aufbringen, was den listigen Römern nur erwünscht sein konnte.

Seither wurde der Widerstreit kaiserlicher, päpstlicher und senatorischer Ansprüche die Ursache eines tiefen Zwiespalts zwischen dem Kaiser und Hadrian. Seit Otto dem Großen hielt das Reichsschwert kein so gewaltiger Mann als Friedrich I. Mit dem Bewußtsein der Macht Deutschlands, durch welche allein er die Krone Konstantins zu tragen erklärte, warf er die Anmaßung des Papstes nieder, der ihm die überspannten Ideen Gregor VII. entgegenstellte. Das Prinzip der absoluten Monarchie trat jenem der absoluten Kirche schroff gegenüber. Der Gegensatz zweier starker Persönlichkeiten drohte den alten Kampf

zu erneuern, denn einem herrschsüchtigen Kaiser trat der Hochmut eines Priesters entgegen, in welchem die übertriebene Idee vom Papsttum persönlich geworden war. Dazu kamen das mathildische Erbe, Investiturverhältnisse, der päpstliche Friede mit Sizilien, die Lage Roms und des Kirchenstaates. So erbitterte Reden hatten kaum vorher Kaiser und Päpste gewechselt, und die Sprache gab den durch einen Weltkampf klar gewordenen Standpunkt mit rücksichtsloser Klarheit wieder. Die zufällige Plünderung eines schwedischen Bischofs durch burgundische Ritter, welche der Kaiser nicht bestraft hatte, gab Hadrian IV. Anlaß, Friedrich vorzuhalten, daß er seine Krönung der Gnade des Papstes verdanke. Das von ihm gebrauchte doppelsinnige Wort „Beneficium" (nach rechtlichen Begriffen bedeutete es ein Lehn) entflammte den Zorn des Kaisers und seines Hofes. Kaum entgingen die Kardinallegaten, die Überbringer des päpstlichen Schreibens, in Besançon dem Tod von deutscher Ritterhand, und schimpflich weggewiesen kehrten sie nach Rom zurück. Friedrich richtete an sein Reich ein Manifest, brandmarkte die Priesteransicht vom Verhältnis des Imperium zum Papsttum als lügenhafte Anmaßung und erklärte, daß er durch die Wahl der Fürsten von Gott allein die Reichsgewalt empfangen habe und lieber sterben als sie unter die Pfaffen erniedrigen wolle. Die Zeiten Heinrichs IV. waren vorbei; das ganze deutsche Reich schallte von der kaiserlichen Stimme wider; Fürsten und Bischöfe erklärten sich voll Nationalgefühl einstimmig gegen den Papst, und Hadrian, der unter den Kardinälen selbst eine deutsche Partei zu bekämpfen hatte, mußte den Zorn des Hohenstaufen zu beschwichtigen eilen: seine neuen Legaten brachten ein Entschuldigungsschreiben, worin er als ein Pedant oder Grammatiker erklärte, daß der Begriff „Beneficium" nicht im Sinne des Lehns von ihm gebraucht worden sei.

Diese Nuntien fanden Friedrich schon in Augsburg, wo er im Juni 1158 im Begriffe war, mit starker Macht wiederum nach Italien zu ziehen, die widerstrebenden Städte und das ganze Land unter sein Kaiserschwert zu beugen. Das heroische Mailand unterwarf sich im

September, und nun feierte das Kaisertum auf dem roncalischen Reichstag den entschiedensten, aber auch letzten Triumph. Selbst die berühmtesten Juristen Bolognas, voll Begeisterung für das altrömische Imperatorenrecht, erhöhten das Gefühl des Mächtigen, indem sie dies hohenstaufische Imperium mit aller Absolutie Justinians bekleideten und als die gesetzmäßige Weltherrschaft erklärten. In dieser Zeit, wo die sich umwälzende bürgerliche und politische Ordnung einen festen Rechtsboden suchte, beriefen sich die Städte wie der Kaiser auf das römische Gesetz und kamen dadurch in den heftigsten Widerspruch. Aber die lebendige Gegenwart drängte die Städte, außer dem einen Rom, vom Altertum hinweg, während der Kaiser bald in das römische Cäsarentum, bald in das theokratische Reich Karls zurückgriff, und voll Verblendung wähnte, daß er den demokratischen Zug des Jahrhunderts in die Fesseln justinianischer Alleingewalt schlagen könne. Bei diesem tiefen Zwiespalt des Bürgertums mit der Kaisergewalt konnte es nicht lange zweifelhaft sein, daß das Papsttum sich mit jenem verbünden werde. Die Investitur, der feudalrechtliche Begriff, welcher ein ganzes Zeitalter beherrscht, war das Mittelglied zwischen beiden, oder der alte Streit wurde jetzt, nachdem die Wormser Konkordate ihn innerhalb der Kirche beruhigt hatten, mit neuer Heftigkeit in den bürgerlichen Sphären fortgeführt. Es galt auch für die Städte, dem Kaiser die Kronrechte, die Gerichte und Magistrate zu entziehen, und so war der Kampf Friedrichs I. mit den lombardischen Städten der zweite aber bürgerliche Investiturstreit, aus welchem endlich die Republiken siegreich wie die Kirche hervorgingen und ihre staatsrechtliche Selbständigkeit errangen.

Schon Hadrian IV. knüpfte insgeheim mit den Städten Unterhandlungen an, während er zugleich eifrig um die Freundschaft der sizilianischen Feudalmonarchie warb. Friedrich wollte nach so viel Triumphen wie Karl der Große über Rom und die Bischöfe im Reich als seine Vasallen gebieten. Er schickte seine Boten durch Italien, welche mit rücksichtsloser Härte Fiskalien einziehen sollten, auch vom mathildischen Erbe und vom Kirchenstaat. In einem Brief beklagte sich der Papst, daß er von den Bischöfen

Lehnspflicht verlange und den Kardinallegaten den Zutritt in die Provinzen verweigere; der Kaiser antwortete mit Geringschätzung: die Kirche habe vor Konstantin keine Fürstenrechte besessen, aller Besitz des Heiligen Stuhles sei ein Geschenk der Könige; die Bischöfe, welche nur Gottes Erben sein sollten, besäßen nichtsdestoweniger weltliche Hoheiten vom Staat, daher seien sie dem Kaiser mit Recht lehnspflichtig, denn auch Christus habe für sich und Petrus dem Kaiser den Zins gezahlt. Entweder müßten also die Bischöfe ihr weltliches Gut abgeben, oder dem Kaiser geben, was des Kaisers ist. Den Kardinallegaten seien die Kirchen verschlossen worden, um die Gemeinden vor ihrer Raubgier zu schützen. Der Papst schände die christliche Demut, wenn er irdische Vorteile, die mit der Religion nichts zu tun hätten, vor der Welt zur Diskussion bringe. Er habe ihm alles dies sagen müssen, weil er sehe, wie das abscheuliche Tier des Hochmuts selbst bis zum Sitz des heiligen Petrus hinangekrochen sei.

So nahm Friedrich den Investiturstreit an seiner weltlichen Seite wieder auf; er sprach damals mit dem Munde der Römer, er schien sich in die Gestalt desselben Arnold zu verwandeln, welchen er vor wenig Jahren hatte hinrichten lassen. Die Kaisergewalt war (wenigstens für den Augenblick) in eine Epoche der Restauration getreten, die päpstliche geschwächt. Im Innersten verwundet schickte Hadrian IV. seine Legaten an Friedrich, versuchend, was durch Unterhandlungen zu gewinnen sei. Seine maßlosen Forderungen zeigten, daß das Papsttum dem Reiche gegenüber ganz in das Verhältnis der Städte getreten war; es verlangte die völlige Befreiung von der Kaisergewalt im Weltlichen oder die Übertragung der Kronrechte auf sich selbst. Indem so Hadrian die Reichsgewalt vom Kirchenstaat auszuschließen begehrte und die Anerkennung der vollen Landeshoheit forderte, antwortete der Kaiser: weil ich durch göttlichen Willen römischer Kaiser bin und heiße, so würde ich nur einen inhaltlosen Titel tragen, ließe ich die Herrschaft über die Stadt Rom aus meiner Hand.

Gesandte des Senats waren anwesend, während dies

verhandelt wurde; denn als die Römer sahen, daß der Kaiser die Grundsätze Arnolds entschieden gegen den Papst wendete, näherten sie sich ihm. Sie schickten ihm im Frühjahr 1159 Boten der Versöhnung, und nachdem sie Friedrich öffentlich wohl empfangen hatte, sandte der Senat andere angesehene Männer ins Lager vor Crema. Die nun bescheideneren Römer baten um die kaiserliche Gunst und Amnestie, sie versprachen die imperatorische Gewalt in Rom herzustellen, und Friedrich ging auf eine Unterhandlung mit der Kommune ein. Jetzt wollte er den Senat anerkennen, aber auf den Grundlagen, die er ihm selber gab, und diese würden den Bedingungen für das unterworfene Mailand gleich gewesen sein. Mit den reich beschenkten Gesandten ließ er den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, den Grafen Guido von Blandrate, den Propst Herbert von Aqui nach Rom gehen; dort sollten sie wegen der Feststellung des Senats und der Rückberufung des exilierten Präfekten sich verständigen und zugleich, wenn möglich, mit dem Papst ein Konkordat abschließen. Die Boten wurden mit Ehren aufgenommen, aber die Forderungen des Senats, welche jetzt eine achtunggebietende Haltung annahm, machten einen Abschluß unmöglich, auch trat der Tod des Papstes hindernd ein.

Hadrian IV. starb am 1. September 1159 zu Anagni in völligem Zerwürfnis mit dem Kaiser, schon mit den Lombarden im Bündnis wider ihn und mit dem Gedanken kämpfend, Friedrich in den Bann zu tun. Dieser aus dem Staub emporgekommene Priester stand dem mächtigsten Monarchen so stolz gegenüber, als wäre er nicht seinesgleichen, sondern über ihn gestellt. Die Gaben der Natur vermehrte selbsterrungene Größe und Lebenskenntnis durch preiswürdige Charakterkraft, welcher bei allem Hochmut doch nicht die Besonnenheit zur rechten Zeit fehlte. Hadrian war klug, praktisch und unbeugsam, wie Angelsachsen zu sein pflegen. Gleich Gregor VII. wollte er das Prinzip der päpstlichen Weltherrschaft durchführen; aber bei seinen kühnen Träumen versäumte er das Nächste nicht. Er befestigte selbst Städte neu, wie Orte und Radicofani, er erwarb andere, und die Akten des Dominium temporale lehren, wie sorgsam er war,

dem Heiligen Stuhl Patrimonien zu erhalten oder zu stiften, die Dynasten auf der Campagna zu schwächen und dienstbar zu machen. Der Landadel war damals durch die Kriege mit den Kaisern wie mit der Stadtgemeinde herabgekommen; die Barone, infolge der demokratischen Umwälzung um ihren Einfluß gebracht, waren verschuldet und verarmt. Viele übergaben ihre Kastelle halb oder ganz Hadrian, der sie ihnen dann als Lehn der Kirche zurückstellte, und so wurden Edelfreie zu pflichtigen Leuten (homines) des Papstes. Gerade in diesem Sinne war die Tätigkeit Hadrians IV. sehr groß. Nur die Republik Rom zu stürzen hatte er nicht vermocht. Der Senat dauerte auf dem Kapitol, und statt eines willfährigen Kaisers war Friedrich der gewaltige Feind des Papstes geworden. „Daß ich doch niemals," so hörte ein englischer Mann Hadrian seufzen, „mein Vaterland England oder das Kloster S. Rufus verlassen hätte! Ist irgendwo in der Welt ein Mensch gleich elend wie der Papst? Ich fand auf dem Heiligen Stuhle so viel Not, daß alle Bitterkeit meines vergangenen Lebens mir dagegen süß erschien. Mag der zum Papst Gewählte heute ein Krösus sein, er ist morgen arm und unzähligen Gläubigern verschuldet. Wahrlich mit Recht heißt der Papst Knecht der Knechte; denn ihn knechtet die Habgier der römischen Knechtsseelen, und befriedigt er sie nicht, dann muß er seinen Thron und Rom als Flüchtling verlassen." Dies ist das Bekenntnis Hadrians IV. über das damalige Papsttum, das Bekenntnis eines welterfahrenen Weisen, der im Exil starb.

Rom bewahrt kein anderes Denkmal von diesem kraftvollen Fremdling als seinen Sarg in den Grotten des Vatikan, eine antike Urne, deren Unzerstörlichkeit ihr die Erhaltung sicherte. Dieser plumpe bildlose Sarkophag von rotem Granit umschließt passend den einzigen englischen Papst, dessen Natur stark und fest war wie Granit.

Alexander III. und seine Gegenpäpste. Barbarossas Stern und Unstern

Ein Schisma folgte augenblicklich auf den Tod Hadrians. Das Kollegium der Kardinäle war seit lange in eine hierarchische und kaiserliche Faktion gespalten, aber noch in Anagni hatten beide Parteien den Vertrag gemacht, nur einmütig zu wählen. Indes die hadrianische, geführt von Boso, dem Neffen des Papstes, hatte doch unter der Hand den befestigten Palast am S. Peter besetzen lassen, wo sie Zusammenkünfte hielt. Zugleich war auch die kleinere deutsche Partei im eifrigen Verkehr mit den kaiserlichen Gesandten, die noch in Rom waren, und sie warb mit Geld Anhänger im Senat.

Zur Wahl im S. Peter versammelten sich die Kardinäle, die kaiserlichen Boten, Klerus, Adel und Volk und die Senatoren, welche die Behütung des Doms an sich genommen hatten und seine Türen geschlossen hielten. In drei Tagen kam man nicht zur Verständigung; dann rief die stärkere Partei den Kanzler Roland Bandinelli, einen Sienesen, am 7. September zum Papste aus. Kaum wollte man ihm, der sich dessen sträubte, den roten Mantel anlegen, als der Kardinal Oktavian, das Haupt der Deutschgesinnten, ihm den Purpur von den Schultern riß; ein unwilliger Senator nahm ihm zwar das Gewand fort, doch sein Kapellan lief mit einem andern Mantel herbei, welchen nun Oktavian in seiner Aufregung verkehrt um sich warf. Die Versammlung hatte nicht Zeit, über die Gestalt dieses sich so begierig einmantelnden Kardinals zu lachen, denn der Tumult war groß. Bereitgehaltene Scharen drangen, den Degen in der Faust, in den S. Peter; die Partei Oktavians akklamierte ihm, der Klerus, zumal das Kapitel des S. Peter, das Volk, die meisten Senatoren, viele Capitane riefen ihr Placet; das Tedeum ward angestimmt und der als Viktor IV. Erhobene sofort in Prozession nach dem Lateran geführt.

Roland und die Seinen waren indes in den verschanz-

ten Lateran geflohen. Hier wurden sie von den bestochenen Senatoren neun Tage lang eingeschlossen, dann in ein noch engeres Gefängnis nach Trastevere gebracht. Nach drei Tagen befreite sie daraus Oddo Frangipane, seit lange der angesehenste Vasall der Kirche und Feind der Republik. Eine Gegenbewegung fand statt; Roland wurde in Prozession unter Glockenläuten und mit den Kirchenfahnen durch Rom geführt, zog aber mit seiner ganzen Klerisei und vielem Volk und Adel in Waffen, mit dem Kollegium der Richter und der Sängerschule sofort in die Campagna ab. Wunderbare Auszüge der Römer, seltsame Schauspiele, welche die Papstwahl jener Zeit darbot.

Zu Füßen des Volskergebirges, am Rande der pontinischen Sümpfe liegt Ninfa, damals eine mäßige Stadt, heute ein Pompeji des Christentums, mit noch stehenden schwarzen Mauern, mit dem gewaltigen Baronalturm und zerfallenen Kirchen, vom Efeu überdeckt und erstickt. Dort wurde einer der gewaltigsten Päpste, der große Gegner des Kaisers Rotbart, am 20. September als Alexander III. geweiht. Er begab sich nach Terracina, in die Nähe des sizilianischen Reiches, dessen König ihn eilig anerkannte.

Oktavian war für den Augenblick Herr eines großen Teiles der Stadt. Dieser Kardinal, ein Crescentier vom Haus des Grafen von Monticelli, besaß eine schöne Gestalt und ein liberales Wesen; er konnte auf großen Anhang in Rom zählen. Der Stadtpräfekt Petrus, sein eigener Neffe, die Tebaldi und Stefani, einige Gaetani, Pierleoni und andere mächtige Große hingen ihm an. Auch dem Vorteil des Senats erschien damals ein deutschgesinnter Papst förderlich, und das römische Volk fragte nie, wer der rechtmäßige Papst sei, sondern nur, wer das meiste Geld gebe. Es hatte ihn, den Römer, begehrt, und der niedere Klerus, der seit Arnold mit den Kardinälen vom alten System in Hader lag, fiel ihm fast allgemein zu. Dagegen standen vom hohen Klerus nur wenige Männer auf seiner Seite. Oktavian entfernte sich aus dem tobenden Rom. Er wurde am 4. Oktober vom Bischof von Tusculum als Viktor IV. in Farfa

geweiht. Dann ging er nach Segni in das Volskergebirge, so daß sich beide Päpste einer in des andern Angesicht auf der Campagna gegenüberstanden; denn Anagni, wo Alexander III. residierte, ist von Segni aus in der Tiefe deutlich sichtbar.

Es war nicht zweifelhaft, welchen von beiden Prätendenten der Kaiser anerkennen werde, Roland, den eifrigen Verfechter der päpstlichen Absolutie, jenen hochmütigen Kardinallegaten, den einst der Pfalzgraf Otto hatte niederstoßen wollen, oder Oktavian, den alten Nebenbuhler Hadrians IV. Beide appellierten an die christliche Welt, und Friedrich ergriff die Gelegenheit, als Advokat der Kirche aufzutreten. In einem Brief aus dem Lager vor Crema gebot er dem „Kardinal Roland", in Person vor einem Konzil zu erscheinen, welches er nach Pavia ausgeschrieben habe. Das Recht, es zu berufen, bot ihm das Beispiel alter und neuer Kaiser. Aber Alexander III., der schon Oktavian gebannt hatte, betrachtete sich als rechtmäßigen Papst und wies diese Aufforderung als unkanonisch zurück. Nun trat das Konzil im Februar 1160 zusammen, kurze Zeit nachdem das heldenmütige Crema von Friedrich zermalmt worden war. Siegesgewiß erschien Oktavian; viele Zeugen, vor allem das Domkapitel S. Peters, ja der größte Teil des geistlichen und weltlichen Rom erklärten sich zu seinen Gunsten, und die Synode, welche ganz unter dem kaiserlichen Einfluß stand, entschied am 11. Februar, daß Viktor IV. rechtmäßiger Papst sei; worauf ihn der Kaiser mit öffentlicher Huldigung als solchen verehrte. Roland wurde als Verschwörer gegen das Reich und Schismatiker gebannt.

Mutig wie Gregor VII. nahm Alexander III. den Kampf mit einem furchtbaren Gegner auf. Der Streit galt der Unabhängigkeit der Kirche, welche Friedrich unter die Konzile seiner Bischöfe und seine Kaisermacht beugen wollte. Aus dem Dom Anagnis schleuderte Alexander am Osterdonnerstag den 2. März den Bannstrahl gegen den Kaiser; die Exkommunikation bedeutete jetzt freilich nichts mehr als eine Kriegserklärung. Legaten schickte er an die Könige der Christenheit in der

Hoffnung, daß einige die Größe Friedrichs fürchtende Mächte ihn anerkennen würden, worin er sich nicht täuschte; die Lombarden ermunterte er zum Widerstand, doch sein Verhalten den Republiken gegenüber blieb immer klug und vorsichtig. Es war sein Glück, daß den Kaiser der heftige Krieg mit Mailand beschäftigte. Während Viktor IV. dessen Hof begleitete, gelang es Alexander III. mit sizilischer Hilfe Latium zu bezwingen; selbst in dem wankelmütigen Rom wuchs sein Anhang, weil der Gegenpapst die Stadt nicht betrat. Die neugewählten Senatoren erklärten sich für ihn; die Frangipani setzten es sogar durch, daß er im Juni 1161 nach Rom kommen konnte, wo er die S. Maria Nova an den Festungen jenes Geschlechts beim Titusbogen weihte; aber er verließ die unsichere Stadt nach etwa 14 Tagen, um wieder in Pränesie und Ferenimo Schutz zu suchen.

Die Macht Friedrichs drückte die Hoffnungen Alexanders nieder, und Viktor IV. konnte am 19. Juni ein zahlreiches Konzil in Lodi halten, dem auch fünf römische Senatoren beiwohnten. Alexander aber, der fast den ganzen Kirchenstaat von sich abfallen sah, hatte keine andere Wahl als das Exil. Er schiffte sich um die Weihnachtszeit auf sizilischen Galeeren am Kap der Circe ein, erreichte Genua am 21. Januar 1162 und ging, wie seine Vorgänger, die Gastlichkeit Frankreichs anzurufen.

Während er dort die Huldigungen der Großen empfing, hielt Friedrich seine schauerlichen Triumphe in der Lombardei. Am 26. März zog er in das bezwungene Mailand ein, welches er vom Erdboden zu tilgen befahl; die Bürger italienischer Städte fielen auf seinen Wink mit jauchzender Rachelust über das glorreiche Opfer her, von dessen Sturz Italien erbebte. Er schreckte auch Rom; die Stadt anerkannte den kaiserlichen Papst, aber Friedrich, der im Juni bis Bologna vorrückte, zog schon im August über Turin nach Burgund, hinter sich ein zertretenes Land lassend, welches keine heiligere Pflicht hatte, als sich von einem fremden Despoten zu befreien. Er wollte, einer Verabredung mit Ludwig VII. gemäß, bei Besançon ein Konzil halten, wo beide Päpste erscheinen

und ihr Urteil empfangen sollten; doch die Kunst Alexanders und andere Verhältnisse hinderten dies. Unverrichteter Sache mußte der Kaiser nach Deutschland zurückkehren, und weil dort Viktor IV. keine Beachtung fand, sandte er ihn bald darauf nach Italien, und nächst ihm Rainald, den erwählten Erzbischof von Köln, als seinen Vikar. Dieser große Mann, Kanzler des Reichs seit 1156, war von andern Grundsätzen erfüllt, als einst Wibald es gewesen; er war kaiserlicher als der Kaiser, begeistert von der Idee des Reichs germanischer Nation, welchem er das Papsttum wieder unterwerfen wollte. Der durchdringende Verstand und die kühne Energie dieses gepanzerten Erzbischofs und Reichsministers entsprachen ganz und gar den Ideen Barbarossas.

Während Alexander, der Anerkennung Frankreichs und Englands sicher, größtenteils in Sens sich aufhielt, wurde Rom in Ruhe vom Senat regiert. Papst Viktor IV. starb indes am 20. April 1164 in Lucca, worauf sofort Rainald durch die schismatischen Kardinäle Guido von Crema als Paschalis III. wählen ließ. Friedrich, damals in Pavia, anerkannte alsbald die eigenmächtige Handlung seines Reichskanzlers. Aber auch Paschalis konnte sich Roms nicht bemächtigen; denn hier hatte wohl der glänzende Oktavian als edler Römer einen großen Anhang gehabt, doch Guido keine Partei. Vielmehr trat ein Umschwung zugunsten Alexanders ein, da die Römer den Verlust aller Vorteile fühlten, welche die Anwesenheit der päpstlichen Kurie darbot, und das städtische Regiment seine Ansichten mit der Magistratur änderte. Zwar schien im Frühling 1165 das Glück Paschalis günstig, aber es täuschte ihn. Er hatte in Viterbo seinen Sitz genommen. Diese Stadt war, nach dem Plane des Kaisers, die Basis aller Feldzüge gegen Rom, und seit den Beschlüssen zu Würzburg in der Pfingstzeit 1165 galt es kein Schwanken mehr, sondern die Unterwerfung des Papsttums unter sein Gebot war jetzt sein Ziel. Christian von Mainz und der Graf Gotelin rückten tief in Latium ein und bedrängten die Römer so hart, daß sie einen Waffenstillstand erkauften und sich bereit erklärten, Paschalis III. anzuerkennen, wenn der zur Rück-

kehr eingeladene Alexander nicht heimkehre. Die Scharen Christians verwüsteten Anagni, kehrten aber nach Tuskien zurück, worauf sizilische und römische Truppen Latium vorübergehend besetzten.

Unterdes hatte der neue Vikar Alexanders in Rom, der Kardinal Johann, mit großer Klugheit für seinen Papst gewirkt; es war ihm gelungen, die Römer, welche die Städtevernichtung Friedrichs und die verheerenden Kriegsfahrten Christians erbittert hatten, durch Geld zu gewinnen; selbst die Neuwahl der Senatoren hatte er beeinflussen können, sich in Besitz S. Peters gesetzt und endlich die Sabina für den Papst in Pflicht genommen. Fast ganz Rom erklärte sich für Alexander und schwor ihm den Eid der Treue in die Hände des Vikars. Schon waren Boten nach Frankreich geeilt, ihn zurückzurufen, und Alexander hatte sich im August 1165 in Maguelonne eingeschifft. Seine Galeere entging glücklich den Meerpiraten und den Pisanern und brachte ihn nach dem befreundeten Messina, von wo ihn König Wilhelm über Salerno nach Rom führen ließ. Am Fest der heiligen Cäcilia langte er in der Tibermündung an, und vom Senat eingeholt, hielt er seinen feierlichen Einzug in den Lateran am 23. November 1165. So widerspruchsvolle Schauspiele von wütendem Haß und jubelnder Begrüßung erlebten die Päpste in Rom bis auf den heutigen Tag.

Die Lage des von Schulden erdrückten Papstes blieb jedoch traurig genug: Almosen und Anleihen, die er in Frankreich, zumal beim Erzbischof von Reims gemacht hatte, erlaubten ihm zur Not, sich in Rom zu erhalten, unter einem Volk, welches, wie er selbst sagte, sogar mitten im Frieden nur auf die Hände des Papstes sehe. Der Tod Wilhelms I. im Mai 1166, die Thronbesteigung seines unmündigen Sohnes Wilhelm II. machten ihm den Schutz Siziliens zweifelhaft, außer daß er von dorther Geld empfing. Ein neuer Verbündeter, der sich ihm darbot, war bedenklich: der Kaiser Manuel, mit Friedrich verfeindet, trug dem Papst ein Bündnis an. Wie so mancher griechische Monarch hoffte er das Schisma zur Herstellung seiner Herrschaft in Italien zu

benutzen, wo er bereits in Ancona festen Fuß gefaßt hatte. Er stellte dem Papst die Vereinigung beider Kirchen in Aussicht, versprach ihm die Stadt und Italien zu unterwerfen und begehrte dafür die römische Krone. Alexander empfing achtungsvoll den Boten des Kaisers, den Sebastos Jordan, den Sohn des unglücklichen Robert von Capua; wenn er die Miene annahm, auf die Wünsche des Komnenen einzugehen, und seine Legaten nach Konstantinopel schickte, so tat er das nur, um Friedrich zu schrecken und sich ein griechisches Bündnis für jeden Fall offen zu halten.

Die Stadt Rom hatte den Papst zurückgerufen, dessen landesherrliche Hoheit sie anerkannte; allein sie blieb eine freie, selbständige Republik. Ihre Verfassung wirkte wohltätig auf die Entwicklung der bürgerlichen Verhältnisse, und ihre städtische Miliz verschaffte ihr Ansehen. Gerade aus dieser Zeit hat sich eine merkwürdige Urkunde erhalten, welche die römische Gemeinde als geachteten Freistaat erkennen läßt. Die Römer schlossen im November 1165 einen Vertrag mit Genua, durch welchen sie dieser Republik freien Handel gewährten in ihrem ganzen Gebiete von Terracina bis nach Corneto, während ihnen die Genuesen gleiche Rechte zusicherten. Die Bevollmächtigten Roms waren Cencius, Sohn des Obicio Pierleone, Scriniar der Kirche, und Gerardus Alexii. Beide Edle vertraten zugleich die Zunft der römischen Kaufleute und Schiffer als deren Konsuln. Weil der Vertrag gerade für diese Gilde von höchster Wichtigkeit war, so wurde sein Abschluß ihren Konsuln vom Senat und Volk übertragen. Sie verpflichteten sich dafür zu sorgen, daß alle Vizekomitees in den Häfen Terracina, Astura, Ostia, Portus, Sancta Severa und Civitavecchia den Artikeln des Traktates Folge leisteten; sie gelobten Sicherheit den genuesischen Schiffen im Falle des Krieges ihrer Republik mit Pisa und versprachen selbst bei Schiffbrüchen für die Rettung des Eigentums und der Mannschaft Sorge zu tragen. Der Schutzvertrag sollte die Dauer von 29 Jahren haben, unbeschadet der Treue gegen Papst und Kaiser. Nachdem dies von den beiderseitigen Konsuln in Genua beschworen war,

wurde der Traktat in Rom selbst vom Senat bestätigt. Es war also der Gemeinderat auf dem Kapitol und nicht der Papst, welcher die Herrschaft über das gesamte Küstengebiet Roms ausübte und dem die Vizegrafen und Baliven der Hafenplätze gehorchten.

Friedrich kam schon im November 1166 wieder nach Italien, wo sich die so unverständig geknechteten Städte zu einem Bunde auf Leben und Tod vereinigten. Der Kaiser ahnte noch nicht, welche furchtbare Macht gegen ihn emporwuchs; die Griechen aus Ancona, den Papst aus Rom zu treiben, Paschalis III. im S. Peter einzusetzen, mit großen Schlägen alles zu beendigen, Italien in Ketten zu schlagen, das war sein Plan. Während er am Anfange des Januar 1167 von Lodi aufbrach, um erst Ancona zu erobern, dann aber nach Rom zu ziehen, sollte Rainald von Köln mit einem schwächeren Heerhaufen von Tuskien aus Paschalis III. die Wege bahnen. Rainald rückte bis in die Nähe Roms, und fast alle Kastelle fielen von Alexander ab; der Papst erschöpfte Ermahnungen und Schätze, das Volk bei seiner Fahne zu halten, und dieses griff nach dem Golde von beiden Seiten. Die Mehrzahl der Römer stand auf seiner Seite; ihr kindischer Haß gegen kleine Nachbarstädte wie Albano, Tivoli, Tusculum, welche die Hoheit des Senats nicht anerkennen wollten, sondern sich mit den Kaiserlichen verbündeten, war ein Grund dieser Haltung, und dadurch wurde eine Katastrophe herbeigeführt.

Herr von Tusculum war damals Raino, einer der Söhne des im Jahre 1153 gestorbenen Ptolemäus II. Das Haus der Tusculanen neigte sich schon zum Fall; Erbteilungen, Verschuldung, Fehden, die römische Kommune hatten dies gewaltige Geschlecht herabgebracht. Tusculum befand sich nicht mehr in einer Hand; zur Zeit Eugens III. hatte Oddo Colonna seinen Anteil daran an Oddo Frangipane verpfändet, dies Pfand hatte jener Papst erkauft; so bekamen die Päpste Rechte auf eine Burg, von welcher der Heilige Stuhl so lange tyrannisiert worden war. Hadrian IV. hatte den päpst-

9*

lichen Anteil dem älteren Sohne Ptolemäus' II. Jonathan verliehen, und ihn zu seinem Vasallen gemacht. Aber der Senat war unwillig, daß die Kirche als Beschützerin jenes Kastells auftrat, welches der Stadt den Gehorsam verweigerte, und vergebens hatte ihn Alexander III. von einem Angriff auf Tusculum abgemahnt. Raino, von den Römern bedrängt, rief die Kaiserlichen. Der Kanzler Rainald, welcher eben am 18. Mai mit Hilfe der Pisaner Civitavecchia erobert hatte, rückte mit seinen Kölner Vasallen in Tusculum ein, wo ihn die Römer belagerten. Dies zog den ganzen Krieg nach Rom.

Die Stadtmilizen, alle dem Senat oder dem Papst treuen Vasallen in Etrurien und Latium waren dazu aufgeboten worden; Bürger wie Capitane hatten sich zum erstenmal vereinigt. Nun aber sandten Rainald und Raino um Hilfe ins Lager vor Ancona, worauf Christian von Mainz dort 1300 Deutsche und brabanzonische Söldner zusammennahm und zum Entsatze seines Genossen herbeizog. Christian, ein Graf von Buch, welchen der Kaiser im Jahre 1165 an Konrads von Wittelsbach Stelle zum Erzbischof von Mainz erhoben hatte, war einer der besten Generale Friedrichs. Er lagerte vorsichtig bei Monte Porzio in der Nähe Tusculums, seinen Streitern einen Rasttag zu gewinnen, schickte er Boten an die Römer; sie antworteten mit Hohn, zogen alle ihre Truppen heran und stürmten am Pfingstmontag auf ihn los mit einer Macht, die bis auf 40000 Mann angegeben wird. Kein Chronist nennt den Führer des größten Heeres, welches die Römer seit Jahrhunderten ins Feld stellten; vielleicht war es Oddo Frangipane, der angesehenste Magnat der Stadt in jener Zeit. Obwohl ihre Zahl im Verhältnis zu den Deutschen 20 gegen 1 betrug, verzagten diese nicht; der Schlachtgesang „Christus, der du geboren warst," ermutigte ihre kleine Schar; Christian entfaltete das Reichspanier, und die ungleiche Schlacht begann. Die Brabanzonen wurden sofort zurückgedrängt, aber die Kölner, eine dichtgeschlossene Ritterschaft, fielen zu rechter Zeit aus Tusculum; eine Truppe Christians faßte die feindlichen Haufen in die Flanke; ein unwiderstehlicher Stoß zerriß die römische Schlacht-

ordnung in der Mitte; da floh die Reiterei, da zerstob auch das Fußvolk, und die Brabanzonen fielen über das römische Zeltlager her. Die Schwerter der Nachsetzenden mähten die Flüchtigen nieder, oder diese ergaben sich; kaum der dritte Teil gelangte in die erschreckte Stadt, und nur die festen Mauern und die anbrechende Nacht zwangen die Verfolger, stille zu stehen. Die Felder und Wege waren mit Toten und Waffen überstreut; Tausende wurden nach Viterbo abgeführt, unter ihnen auch ein Sohn des Oddo Frangipane, für welchen der Vater vergebens reiches Lösegeld bot. Es war der 29. Mai 1167, als diese denkwürdige Pfingstschlacht zwischen Monte Porzio und Tusculum geschlagen wurde.

Die Sieger über eine so große Übermacht im Angesichte des Papstes waren, seltsamerweise, zwei deutsche Erzbischöfe, sehr edle Männer durch Geburt, Geistesgaben und Mut. Ihre kleine Schar bestand aus den tapfersten Streitern der Welt, die in der Lombardei den Krieg gelernt hatten; die Römer, nur gewohnt hinter Mauern zu kämpfen oder Überfälle zu tun, verloren die erste Schlacht, welche sie als Waffenprobe ihrer neu erstandenen Macht im offenen Felde wagten. Der Gedanke an die großen Väter, deren Republik sie auf dem Kapitol erneuert zu haben wähnten, mußte sie erröten machen. Die Überlieferung pflanzte Sagen von dieser Niederlage fort, nur in Rom selbst erzählt kein Stein mehr von jenem schwarzen Tage zu Cannä im Mittelalter.

Die Bestürzung war hier in der Tat so groß wie einst nach jenem Siege Hannibals. Greise und Matronen jammerten in den Straßen oder empfingen mit Wehklagen die Züge der Toten, deren Bestattung der Feind erlaubte. Der Papst weinte vor Schmerz; argwöhnisch begab er sich in den Schutz der Frangipani am Kolosseum, aber achtsam sorgte er für die Bewachung der Mauern und Zuzug von Truppen. Schon lagerten die Deutschen vor der Stadt, verstärkt durch das Aufgebot von Orten der Campagna. Ein Träumer könnte glauben, in die Zeit des Manlius Torquatus oder Coriolan zurückgekehrt zu sein, als Herniker und Aequer, Latiner und Volsker gegen Rom zogen oder am Algidus lagerten. Es waren

noch immer dieselben alten Städte, Tibur, Alba, Tusculum und andere, die das vor Alter kindisch gewordene Rom bedrängten. Diese kleinen Orte hofften jetzt über die gedemütigte Stadt herzufallen, wie Cremona und Pavia über Mailand gefallen waren. Alsbald forderte Christian den Kaiser auf, herbeizukommen, um den Fall Roms zu vollenden, und Friedrich, der mit Ancona eine Kapitulation schloß, konnte schon am 24. Juli seine Reichsadler am Monte Mario aufpflanzen.

Alexander III. sah sich in der Lage Gregors VII., doch ohne Aussicht auf Entsatz; denn ein sizilisches Heer, welches die Regentin gegen Friedrich ausgesandt hatte, war zurückgeworfen worden. Noch verteidigten die Römer auch ihn, wie sie Gregor verteidigt hatten, oder vielmehr er stand in ihrem Schutz, so lange nicht Not und Vorteil sie zum Vertrage mit Friedrich zwangen. Ein Sturm auf die Porta Viridaria öffnete dem Kaiser die Leostadt, hier lagen keine Römer, nur päpstliche Leute, die sich noch im S. Peter hielten. Der Dom war rings verschanzt: sein Atrium und der Turm der S. Maria in Turri über der Haupttreppe waren Festungen; auf seinem Dache standen Wurfmaschinen. Weil die Engelsburg, durch ihre Flankenmauern von der Leonina abgeschnitten, als Brückenkopf der Stadt diente, war in jener Zeit nicht mehr sie, sondern der S. Peter selbst die wirkliche Burg.

Acht Tage lang hielt das Mekka der Christenheit die Stürme arnoldistischer Deutschen und der Milizen Viterbos aus. Mauern, Türme, der von Innocenz II. hergestellte Porticus fielen, der ganze Borgo sank in Schutt; der Dom allein widerstand; da ward Feuer aufs Atrium geworfen; S. Maria in Turri brannte, und ein Augenzeuge konnte den Untergang eines prächtigen Musivs beklagen, welches die Kirchenmauer über dem Atrium verzierte, während die Viterbesen die bronzenen Türen aushoben, ihnen als Denkmal des Sieges daheim zu dienen. Denn dies war Sitte jener Zeit, und dieselben übermütigen Viterbesen eroberten bald darauf Corneto, von wo sie eines der Stadttore mit sich nahmen. Als der S. Peter selbst in Flammen aufzugehen drohte, streckte

die Besatzung die Waffen. Es war Friedrich von Rotenburg, Sohn Kaiser Konrads, der schönste Ritter im Heer, der während dieses Sturms die Türen des Doms mit Äxten aufschlagen ließ. Das Blut der Niedergehauenen befleckte die entweihten Altäre, und auf dem kunstvollen Marmorboden des Tempels lagen, wie auf einem Schlachtfelde, die geharnischten Leichen der Erschlagenen. Durfte man die Moslem des 9. Jahrhunderts gottlos nennen, wenn drei Jahrhunderte nach ihnen die Eroberer derselben Basilika der Kaiser der Christenheit und seine in Erz gepanzerten Bischöfe waren? Der Dom ward erstürmt am Sonnabend, den 29. Juli; und kaum war das Blut aus ihm entfernt, so scholl — ein Spottlied eher als ein Gebet — das Tedeum in seinen Hallen zu Gott empor. Denn schon folgenden Tags setzte der Kaiser seinen aus Viterbo gekommenen Papst im S. Peter ein, wie Heinrich IV. nach der Einnahme der Leostadt getan hatte. Auch er trug bei dieser Festlichkeit den goldnen Reifen des Patricius, eine Schaustellung, die den Römern und dem Papste galt; dann ließ er am 1. August seine Gemahlin Beatrix von Paschalis III. als Kaiserin krönen, und er selbst erschien, die Krone auf dem Haupt.

Die kaiserliche Partei unter den Römern umgab ihn, aber seine Erfolge blieben auf die Leonina beschränkt. Das römische Volk, noch voll Haß wegen seiner Niederlage, behauptete tapfer die Stadt, und dort war es furchtbarer als auf dem Felde bei Tusculum. Alexander III. saß indes sorgenvoll in den Türmen der Frangipani am Titusbogen; zwei sizilische Galeeren kamen bis S. Paul, ihn aufzunehmen, wenn er fliehen wollte; er verteilte das Geld, welches sie brachten, an die Frangipani und Pierleoni, an die Wachen bei den Toren, die Schiffe aber schickte er zurück. Noch hielten sich die Römer mannhaft, doch weder sie noch der Papst durften Unterhandlungen ablehnen. Der Pfalzgraf Konrad von Wittelsbach, Friedrichs Verwandter, Erzbischof von Mainz, welcher mit Alexander III. im Jahre 1165 nach Rom gegangen war und dessen Mainzer Würde der erzürnte Kaiser an Christian von Buch gegeben hatte, befand sich in der Stadt. Der Papst hatte ihn zum Kardinalbischof der

Sabina gemacht. Er schickte ihn jetzt als Unterhändler ins Lager Friedrichs. Wie Heinrich IV. suchte dieser die Römer auf seine Seite zu ziehen, indem er den Papst als das einzige Hindernis des Friedens darstellte; er schlug ihnen durch Konrad vor: beide Päpste sollten abdanken, ein dritter kanonisch gewählt werden, dann wolle er der Kirche Frieden geben, den Römern die Verluste wiederherstellen. Natürlich verwarfen Alexander und seine Kardinäle diese Vorschläge, aber die gequälten Römer stimmten ihnen bei. Um seine Schafe zu retten, so riefen sie, ist der Papst noch zu größerem Opfer als dem der Tiara verpflichtet. Ein Volkssturm erhob sich; man verlangte die Abdankung des Papstes; da verschwand er aus der Stadt. Am dritten Tage sah man ihn in Pilgertracht am Kap der Circe sitzen und mit seinen Gefährten sein Flüchtlingsmahl an einer Quelle teilen, die seither die Papstquelle heißt. In Terracina nahm er den Purpur wieder und ging dann nach Benevent, wo er im August eintraf.

Seine Flucht benahm dem Kaiser die Hoffnung eines Vergleichs mit der Kirche, aber sie erleichterte den Frieden mit der Stadt. Sie war ein entschiedener Sieg Friedrichs; denn dieselben Römer, welche Alexander III. so lange verteidigt, hatten ihn jetzt aus Rom getrieben. Die Pisaner waren um diese Zeit mit acht Galeeren in den Tiber eingelaufen, wo sie die Landhäuser an den Ufern zerstörten, und eins ihrer Schiffe drang bis zur Ripa Romea vor. Der Mut der Römer sank; und Friedrich, der in dieser Jahreszeit wenig ausrichten konnte und nicht hoffen durfte, die Adelstürme zu erobern, selbst wenn ihm die Stadt ihre Tore öffnete, war zu einem billigen Vertrage geneigt. Seine Boten schlossen mit Rom einen Frieden, in dem erst nach blutigen Kriegen geschah, was Friedrich schon bei seiner Krönung hätte genehmigen sollen: die römische Republik ward reichsunmittelbar. Seine Bevollmächtigten empfingen ihren Huldigungseid, aber er selbst betrat niemals die Stadt; denn hier hatten die großen Capitane am Vertrage nicht teilgenommen, sondern sie standen in ihren Türmen trotzig in Waffen. Friedrich setzte jetzt die Präfektur als kaiserliches Amt

wieder ein und belieh damit Johann von Vico, den Sohn des ehemaligen Präfekten Petrus; dann ließ er den neuen Gemeinderat wählen und nahm 400 Geiseln von den Römern.

Er stand in diesen Tagen auf dem Gipfel seiner Macht; die Kaiserrechte in Rom hatte er wiederhergestellt, seinen Papst im S. Peter eingesetzt, die gregorianische Hierarchie niedergeworfen, und er konnte nun mit der völligen Knechtung Italiens das römische Weltreich wieder aufrichten. Allein mitten in diesen glänzenden Erfolgen erschienen plötzlich die Würgengel des römischen Fiebers, nach dem Glauben der Heiligen, den Papst zu retten, oder vielmehr ein furchtbarer Zufall erhob sich, der den Übermächtigen aufhielt und dann den Städten Zeit und Kraft gab, ihre Ketten zu zerreißen. Die Hand des Schicksals schien nach Friedrich zu greifen, wie sie nach Xerxes gegriffen hatte. Die Priester konnten frohlocken: denn Rom verwandelte sich in Jerusalem und der Kaiser Friedrich in den zuschanden werdenden Sanherib. Ein finsteres Regengewölk stürzte am 2. August auf die Stadt nieder, dann kam stechende Sonnenglut; die Malaria, welche hier im August tödlich ist, ward zur Fieberpest. Die Blume des unbesiegten Heeres wurde von ruhmlosem Tod verschlungen; Ritter, Fußvolk und Knappen sanken verwelkt dahin, oftmals plötzlich, im Reiten, Gehen, auf der Straße, und bald konnte man die Toten nicht mehr begraben. Friedrich sah seine besten Helden in sieben Tagen sterben: Rainald von Köln, Gottfried von Speier, Eberhard von Regensburg, die Grafen von Nassau, von Lippe, Friedrich von Rotenburg, viele Bischöfe und Herren, zahllose Edle und Gemeine wurden hingerafft. Auch Rom selbst litt schrecklich von der Seuche; Tausende starben; ihre Leichen warf man in den Fluß. Seit Jahrhunderten hatten die Stadt keine so furchtbaren Schläge getroffen als die Schlacht bei Monte Porzio und gleich nach ihr diese Fieberpest. Ein Grauen erfaßte die Deutschen: die Hand Gottes schlage sie für die gequälte heilige Stadt, für die verbrannten Kirchen, für den mit Blut befleckten Tempel der Christenheit.

Der Kaiser brach schon am 6. August die Zelte ab

und zog bestürzt mit dem Rest des Heeres fort, welcher schattengleich weiter wanderte. In Viterbo ließ er Paschalis III. und die römischen Geiseln und zog dann nach Pisa, aber noch mehr als 2000 Mann fielen auf dem Wege, andere nahmen, blutlos und gespensterhaft, den Tod mit sich nach Deutschland, oder sie starben noch in Italien, wie Acerbus Morena und der junge Herzog Welf, der letzte mathildische Erbe von Spoleto, Toskana und Sardinien aus dem Hause Este.

Dies grausenvolle Ende nahm der Krieg Friedrichs um Rom, an dessen Wällen seit den Goten ganze Völker Deutschlands in ihre namenlosen Gräber sanken. Nur mit Schmerz kann der Deutsche an den hohen aurelianischen Mauern entlang gehen, der furchtbaren Leiden der erhabenen Stadt und all des vergeudeten Blutes der Väter gedenkend, welches hier jede Erdscholle durchdrungen hat.

Wenn der unerschütterte Mut Bewunderung erregt, mit welchem Friedrich I., gleich nach dem Unglück vor Rom, den Kampf gegen die Städte fortsetzte, so ist doch seine Verblendung beklagenswert. Bald sollte dieser Held schmerzlich wünschen, daß er wie Alexander der Große niemals Italien hätte sehen, sondern eher um das ferne Asien hätte kämpfen mögen. Schon im Frühjahr 1168 mußte er die Lombardei als Flüchtling verlassen. Während er die Kraft des Reichs im Kampf mit dem stärkeren Geist der Zeit erschöpfte, schloß der Papst mit diesem seinen Bund. Ein seltsames Zusammentreffen der Verhältnisse stellte die Freiheit der Republiken in den Schutz der Kirche, die Freiheit dieser in den Schutz jener. Es wäre für die Kirche ein hoher Ruhm, wenn die Beförderung der bürgerlichen Freiheit ihre freiwillige Tat gewesen wäre. Aber die Päpste bekämpften diese in Rom, wo sie Schutz gegen das Papsttum am Kaiser suchte, und sie begünstigten sie zugleich in der Lombardei, wo sie gegen den Kaiser am Papst einen Halt fand. Immer aber war es der Sieg der Demokratie, welcher das Papst-

tum aus dem Schisma und der kaiserlichen Diktatur rettete.

Der Kampf des lombardischen Bundes gegen Friedrich hat Italien mit einem reinen Glanz, wie vom edeln hellenischen Geist, für Jahrhunderte geschmückt. Nach so finstern Zeiten ist das machtvolle Erblühen der bürgerlichen Freiheit das schönste Phänomen des Mittelalters. Nur die Stadt Rom blieb verdammt, den Stein des Sisyphus zu wälzen und qualvoll gegen ein Fatum zu streiten, welches mächtiger war als sie. Dem heroischen Kampfe der Lombarden gegenüber ist es peinlich, die Römer fortdauernd mit ihren kleinen Nachbarstädten im Kriege zu sehen, an denen sie den unverschmerzten Schimpf ihrer Niederlage rächen wollten. Sie zerstörten Albano im April 1168, wobei ihnen Christian von Mainz und der kaiserliche Präfekt behilflich waren. Denn beide Männer führten noch trotz jener August-Katastrophe die deutsche Partei in Rom, und dorthin war der Gegenpapst aus Viterbo zurückgekehrt. Paschalis III. konnte eine Zeitlang im Vatikan wohnen, wo die Senatoren ihn aufgenommen hatten, um die Freilassung der Geiseln zu erlangen, aber sie verboten ihm die Stadt. Er mußte in den trasteveriner Türmen des Stephan Tebaldi Schutz suchen, voll Furcht vor dem Wechsel des Senats, dessen Neuwahl am 1. November 1168 stattfinden sollte. Indes schon am 20. September starb er im Vatikan, und der Abt Johann von Strumi nahm jetzt als Calixt III. seine Stelle ein.

Die Römer spotteten beider Päpste; obwohl sie Alexander III. gern im Exil sahen, duldeten sie doch seinen Kardinalvikar in der Stadt. Hier mühte sich dieser, sie zu gewinnen, und Konrad von Wittelsbach bedrohte zugleich als Alexanders General von Benevent her Latium. Sein Ziel sollte Tusculum sein; die Römer bebten vor Wut, nannte man diesen Namen, und gleich Albano wollten sie das Kastell zerstören. Konrad, durch die Grafen von Ceccano zurückgetrieben, konnte dasselbe nicht erreichen; da vertauschte Raino, der letzte Herr von Tusculum, den bedrängten Ort dem Präfekten Johann, ohne die Rechte des Papstes zu achten. Johann nahm

Besitz von ihm, aber die Römer stürmten das Kastell. Der Präfekt entwich, Raino kam wieder, wurde jedoch von den Bürgern Tusculums nicht mehr aufgenommen; sie ergaben sich vielmehr dem Papst, von welchem sie Schutz hofften, und auch Raino trat alle seine Rechte der Kirche ab. So kam am 8. August 1170 das berühmte Tusculum in päpstlichen Besitz.

Alexander III., damals zu Veroli residierend, befand sich wegen des Erzbischofs Thomas von Canterbury im heftigen Streit mit dem Könige Englands, welcher fruchtlos die römischen Großen mit Geld bestach, daß sie den Papst zu seinen Gunsten stimmten, und nicht minder vergebens ihm selbst seine Schätze und seine Hilfe zur Unterwerfung Roms bot. Alexander empfing Boten des Kaisers, der den Frieden wünschte, und der lombardischen Städte, die er berufen hatte. Auch griechische Gesandte kamen mit erneuerten Anträgen; Emanuel Komnenus ließ sich so weit herab, dem größten Vasallen des Papstes, Oddo Frangipane, seine eigene Nichte zu vermählen. Dieses Hochzeitsfest wurde in Veroli vollzogen, doch Alexander III. ging auf die Vorschläge der Griechen nicht ein. Auch seine Unterhandlungen mit Friedrich zerschlugen sich; aber in Rom hoffte er jetzt Aufnahme zu finden. Er zog am 17. Oktober 1170 mit Kriegsvolk in Tusculum ein. Auf dieser Felsenburg mußte der große Papst mehr als zwei Jahre lang im Angesichte Roms leben, denn die Römer ließen ihn nicht in die Stadt. Dort meldete man ihm die Ermordung des Thomas Becket in Canterbury, und dies frevelvolle Ereignis sollte alsbald der mächtigste Hebel für seine Papstgewalt werden; aber während Alexander, der in Tusculum die Boten des englischen Klerus und des Königs Heinrich empfing, mit den wichtigsten Fragen der Kirche beschäftigt war, bildete seine eigene Lage in dem lateinischen Kastell dazu den grellsten Widerspruch. Christian von Mainz bedrängte ihn, und nur mit vielem Gelde erkauften die Tusculanen seinen Abzug; ihn bedrängten die Römer, erbittert, daß er Tucsulum schützte. Sie boten ihm endlich voll Arglist einen Vergleich: in die Zerstörung wenigstens eines Teiles der Mauern jenes Ortes solle er willigen, dann

wollten sie ihn wieder in Rom aufnehmen. Achthundert römische Bürger beschworen den Vertrag; aber wider dessen Wortlaut zerstörte das römische Volk sämtliche Befestigungen der verhaßten Stadt. Der betrogene Papst wollte nicht nach Rom zurückkehren; er blieb in dem offenen Tusculum und ging dann am Anfange des Jahres 1173 hoffnungslos sein Exil in Segni fortzusetzen.

So verflossen noch einige Jahre, dann änderte ein großer Sieg der Lombarden alle Verhältnisse. Im September 1174 war Friedrich zum Entscheidungskampfe mit den Städten zurückgekehrt: die heroische Verteidigung Anconas und des neuen Alexandria begeisterte den Mut der kühnen Bürger, bis endlich eine unsterbliche Schlacht ihnen die Freiheit sicherte. Der Tag bei Legnano, wo am 29. Mai 1176 die verbündeten Bürgermilizen den gewaltigen Kaiser aufs Haupt schlugen, war das Marathon der lombardischen Republiken; die jugendlichen Städte feierten einen der reinsten Triumphe der Geschichte: sie befreiten sich und das Vaterland. Die Folge dieses Sieges war freilich erst die geheime Übereinkunft des Kaisers mit dem Papst, welchem er Friedensgesandte nach Anagni schickte, hoffend ihn vom Vorteil der Städte zu trennen; um dies zu erreichen, verzichtete er auf die wesentlichen Kaiserrechte, deren Abtretung er einst Hadrian IV. verweigert hatte. So geschah es, daß die imperatorische Gewalt in Rom, die schon seit Lothar verfallen war, gerade durch jenen großen Kaiser aufgegeben wurde, der sich vermaß, die Grenzen des alten Römerreiches herzustellen. Alexander eilte, aus dem Siege der Lombarden alle Vorteile für die Kirche zu ziehen, und die Städte argwöhnten Verrat. Er beschwichtigte sie, nachdem er auf sizilischen Schiffen von Siponto nach Venedig gegangen war, auf einem Tag zu Ferrara, wo er ihnen das feierliche Versprechen gab, den Definitivfrieden nicht ohne sie abzuschließen. Die lombardischen Konsuln konnten ihm erklären, daß er mit Worten oder Bullen, sie mit Taten gegen den großen Feind gekämpft hätten; aber doch mußten sie sich für jetzt begnügen, einen halben Preis ihrer heldenmütigen Anstrengungen davon zu tragen.

Auf dem ersten merkwürdigsten aller Kongresse, wo noch nicht Diplomaten an grünen Tischen die Schicksale der Völker entschieden, sondern zum erstenmal Abgesandte freier Städte selbständig neben Kaiser und Papst auftraten, auf dem berühmten Kongreß in Venedig wurde am 1. August 1177 der Friede zwischen Alexander III., Friedrich I., den Städten, dem griechischen Kaiser und Wilhelm von Sizilien abgeschlossen. Calixt III. ward entsetzt, Alexander III. anerkannt, der Besitz des Kirchenstaats ihm zugesichert. Indem der Kaiser auf die Präfektur verzichtete, bekannte er, daß der Papst fortan der unabhängige Herr Roms und des Patrimonium sei. Dieses selbst, der damalige Kirchenstaat, reichend von Aquapendente bis Ceprano, wurde ihm zurückgegeben; aber Spoleto, die Mark Ancona und die Romagna anerkannte der Papst seinerseits als unbezweifelbar dem Reiche gehöriges Land. Den lombardischen Bundesstädten wurde ein Waffenstillstand auf sechs Jahre bewilligt, welcher ihrer staatsrechtlichen Anerkennung vorauf ging.

Der Friede zu Venedig machte eine große Epoche in der Geschichte Italiens, wo nun das Bürgertum in herrliche Blüte kam; er entschied zunächst auch das Schicksal Roms. Aber das Verhältnis zu Kaiser und Papst stellte gerade diese Stadt auf einen ungünstigeren Boden, als es der lombardische war. Friedrich gab die von ihm anerkannte Republik ohne Rücksicht preis, und sein General Christian von Mainz lieh jetzt sogar der Kirche seine Waffen, ihr vertraggemäß die Stadt und das Patrimonium zu unterwerfen. In einer Zeit, wo ganz Italien dem Frieden zujauchzte, verloren die Römer, sich selbst überlassen, den Mut, mit dem Papst weiter zu kämpfen, welchen der Kaiser als den Gebieter Roms anerkannt hatte. Alexander war um die Mitte des Dezember nach Anagni zurückgekehrt; er wußte, daß sein Exil enden werde. Sieben edle Römer brachten ihm Briefe des Klerus, Senats und Volks, ihn zur Rückkehr einzuladen. Mißtrauisch und der erfahrenen Unbilden eingedenk zögerte er, er schickte Kardinäle und Mittelsmänner nach der Stadt, mit dem Volke abzuschließen. Nach

langer Unterhandlung einigte man sich dahin: die jährlich am 1. September zu wählenden Senatoren schwören dem Papst den Eid der Treue; der Dom S. Peters und alle Einkünfte der Kirche werden ihm zurückgestellt; allen nach Rom Reisenden wird Sicherheit gegeben. Römische Boten warfen sich hierauf in Anagni dem Papst zu Füßen und beschworen den Vertrag.

Nach einem langen Exil von zehn Jahren, welche er wandernd in Campanien hingebracht hatte, ging Alexander III. endlich über Tusculum nach Rom, von deutschem Kriegsvolk unter dem Erzbischof Christian geleitet. Er zog hier ein am 12. März 1178, dem Fest des S. Gregor, im höchsten Pomp von Prozessionen eingeholt, vom Senat und den Magistraten, von der Ritterschaft und Miliz mit Posaunenklang, vom ganzen Volk mit Ölzweigen und Lobliedern begrüßt. Sein weißer Zelter konnte nur langsam die Menge durchschreiten, welche sich herzudrängte, dem Stellvertreter Christi die Füße zu küssen; und erst am Abend gelangte er ans lateranische Tor. Dann zog er unter dem Jubelruf des Volks in den uralten Sitz der Päpste ein, wo er den Römern die Benediktion gab. Die Osterfeier beschloß hierauf eins der prachtvollsten Triumphfeste, die je ein Papst erlebt hat.

Nirgends in der Welt sind Schauspiele sichtbar gewesen gleich diesen, von so tragischem Bezuge auf die Menschennatur, ihre bedürfnisvolle Ohnmacht, ihren Unbestand und ihre Dauer. Die Flucht der Päpste unter dem Waffenlärm wilder Faktionen wechselte mit ihrem Empfange unter Jubelchören; und die stete Wiederkehr dieser päpstlichen Auszüge und Einzüge gibt der Geschichte der Stadt das ernste Wesen, wie es ein großes Epos hat, und welches wäre größer als sie? Rom schien sich immer wieder in Jerusalem zu verwandeln und der Papst dort einzuziehen wie der Heiland, dessen Vikar er sich nannte, aber das Gemisch von geistlicher Demut und weltlicher Hoffahrt konnte nicht die Vorstellung entfernen, daß der Stellvertreter Christi die heidnischen Triumphzüge der alten Imperatoren erneuere. Trajan oder Severus würden am 12. März 1178 die

veränderte Gestalt des römischen Senats und Volks angestaunt haben, welches einen Triumphator auf einem weißen Maultier umjauchzte, der nur ein in lange weibische Gewänder von Seide gehüllter Priester ohne Schwert war. Und doch war dieser Priester wie ein Feldherr aus langen Kriegen heimgekehrt; vor seinen Knien hatten die Mächtigsten der Welt demütiger gelegen, als je Fürsten vor den alten Imperatoren sich erniedrigten. Ein fernwohnender König hatte sich auf seinen Befehl am Grabe eines ermordeten Bischofs von Mönchen mit Geißelhieben züchtigen lassen; und selbst der römische Kaiser, ein cäsargleicher Held, hatte, zur Erde sich niederwerfend, die Füße Alexanders geküßt und bekannt, daß er von einem Priester überwunden worden sei.

Die Päpste mochten allem eher trauen als dem Jubel dieser Stadt Rom; die Römer breiteten heute Decken vor dem Schritt ihres Zelters aus, und morgen verschlossen sie sich wieder hohnlachend in die Trümmer des Altertums oder griffen sie voll Grimm nach dem Schwert. Volk und Senat hatten Alexander III. aus Not anerkannt; doch mit der Munizipalverfassung dauerte aller Widerstreit zwischen den Rechten der Republik und denen ihres priesterlichen Oberhaupts. Man haßte die päpstliche Gewalt, ohne sie zu fürchten; man murrte und war zu neuem Aufstand bereit, nicht in der Stadt allein, sondern im ganzen Landgebiet. Jeder Ort im Römischen eiferte den Lombarden nach, jeder hatte eine eigene Munizipalität, mit Konsuln oder andern Magistraten an der Spitze des Gemeinderats. Viele schismatische Landbarone in Tuskien und der Sabina trotzten, fast schon an Unabhängigkeit gewöhnt; sie wollten weder den Senat anerkennen, in welchen nach dem Frieden immer mehr Nobili eintraten, noch dem Papst sich unterwerfen. Sie setzten daher das Schisma auf eigene Hand fort. Der Gegenpapst vor allen weigerte sich den Beschlüssen von Venedig zu gehorchen; Viterbo, in dieser Epoche Mittelpunkt der Kirchenspaltung, wie es einst Sutri oder Tivoli gewesen war,

diente ihm als Aufenthaltsort, als Stütze aber das Geschlecht der Herren von Vico, welchem der Stadtpräfekt Johann angehörte. Dieser, in jener Gegend reich begütert, mit Alexander III. verfeindet, sträubte sich, aus einem kaiserlichen Beamten ein päpstlicher zu werden; denn in den Verträgen zu Anagni war dem Papst die Investitur des Stadtpräfekten abgetreten worden. Aber die Volkspartei Viterbos wurde es müde, dem Ehrgeiz des Adels zu dienen; sie erklärte sich für den venetianischen Frieden. Als nun Christian von Mainz, des Kaisers Bevollmächtigter, die Viterbesen für Alexander in Pflicht nahm, widersetzte sich der vom Präfekten aufgereizte Adel; er unterhandelte mit Konrad, dem Sohne des Markgrafen von Montferrat, welchem er die Gewalt über Viterbo geben wollte, und erhob die Waffen gegen das Volk und den Erzbischof von Mainz. Hart bedrängt, riefen die Landbarone auf den Rat des Präfekten den Beistand der römischen Republik an, die mit Viterbo schon mehrfach im Kriege gewesen war; und die Römer, des mit dem Papst geschlossenen Vertrages spottend, zogen gegen Viterbo aus, welches eben diesem Papst gehuldigt hatte.

Alexander befahl hierauf dem Erzbischof von Mainz und den Viterbesen, jeden Kampf zu vermeiden; dies hatte zur Folge, daß die Römer nach der Verwüstung der Felder heimkehrten, worauf dem Präfekten Johann nichts übrig blieb, als dem Papst zu huldigen und seine Investitur auf sich zu nehmen. Nun sank auch seinem Schützling Calixt III. der Mut; zwar hielt er sich noch eine Weile im Kastell Monte Albano bei Nomentum, aber die Truppen Christians zwangen ihn zur Unterwerfung. In Tusculum, wohin sich Alexander wieder für längere Zeit zurückgezogen hatte, warf sich der Gegenpapst seinem größeren Feinde zu Füßen, der ihm, wie dies im Frieden zu Venedig ausbedungen war, verzieh und später den Rektorat in Benevent zur Entschädigung gab.

Und dennoch stellten die Landgrafen schon im September einen neuen Gegenpapst auf, Lando von Sezza, aus einem der germanischen Häuser kleiner Campagna-

Tyrannen, der sich Innocenz III. nannte. Er fand in Palombara erst Schutz, dann verräterischen Untergang; denn die Herren des Kastells, nahe Verwandte des ehemaligen Gegenpapstes Viktor IV., lieferten ihn für Geld aus, worauf er nach dem Kloster La Cava verbannt wurde.

Schon im März 1179 hatte Alexander 300 Bischöfe auf dem ökumenischen Konzil im Lateran versammelt, die Wunden zu schließen, welche das bisher längste Schisma der Kirche geschlagen; und hier hatte er dekretiert, daß fortan die Majorität von zwei Dritteln der Kardinäle bei der Papstwahl entscheidend sein solle. Die Unabhängigkeit des nur vom Kardinalskollegium zu erwählenden Papstes von jeder weltlichen Gewalt ward nochmals als Gesetz der Kirche ausgesprochen, und diese Unabhängigkeit hatte Alexander dem Schisma und dem Kaiser wiederum als eine Tatsache abgekämpft.

So war Alexander III. nach langen Kämpfen als das alleinige Haupt der Kirche anerkannt. Nur in Rom und im Kirchenstaat blieb er machtlos wie zuvor. Die Capitane bedrängten ihn fort und fort; diese trotzigen Vasallen bekriegten den Heiligen Stuhl, mit dem sie Lehnverträge schlossen, nicht minder als die römische Republik, welche unvermögend war, sie zu zwingen, sich in römische Bürger zu verwandeln und unter den Munizipalgesetzen zu leben. Der Senat wiederum trug nur dem Namen nach die Investitur vom Papst; im Wesen war er von ihm unabhängig und durch die Waffen der Miliz gedeckt, und fortdauernd kämpfte diese gegen Christian von Mainz, der noch immer wegen Viterbos mit Konrad von Montferrat im Kriege lag, ja sogar längere Zeit von ihm gefangen gehalten wurde. Ein Alexander III., welchem das Glück so erstaunliche Siege gegönnt hatte, blieb in Rom ewig wie in Feindesland. Schon im Sommer 1179 hatte er die Stadt verlassen und seither in Orten Latiums oder in Tusculum wieder im Exil gelebt. Im Juni 1181 ging er von dort nach Viterbo, seinen Beschützer Christian von Mainz aufzusuchen, und bald darauf starb er in Civita Castellana, am 30. August. Der römische Pöbel, welcher dem lebenden Triumphator Blumen auf den Weg gestreut hatte, warf jetzt mit Steinen nach der

Bahre des Toten, und einem der größten aller Päpste wurde von den Kardinälen nur mit Mühe ein Grab im Lateran erkämpft.

Kein Papst saß seit Hadrian I. so lange Zeit auf dem Heiligen Stuhl als Alexander III., aber unter diesen 22 Jahren hatte er 18 in der Kirchenspaltung und mehr als die Hälfte im Exil verlebt. Sein langer Kampf mit Friedrich gab ihm hohen Ruhm; er sicherte und erweiterte die Eroberungen Gregors VII. und Calixts II.; er schwächte noch mehr das verblassende Kaisertum, welches er in der Person selbst eines Helden friedebittend zu seinen Füßen sah. Über alles bisherige Maß stieg seit dem Kongreß in Venedig und der Buße Heinrichs von England das päpstliche Ansehen in der Welt; dies um so mehr, als die Persönlichkeit Alexanders III. von wahrer Würde durchdrungen war. Auf diesen Papst fiel auch ein verschönernder Strahl des Morgenrotes der Städtefreiheit Italiens — sein Glück, nicht sein Verdienst! Die Bedürfnisse der Zeit schufen die unnatürliche Verbindung zwischen Freiheit und Priestertum, aber wenigstens ist es erfreulich, die Kirche, welche sich aus Prinzip fast immer mit der Despotie verband, einmal als das zu sehen, was sie ihrem Begriffe nach ewig sein sollte, die Führerin des Menschengeschlechts auf der Bahn sittlicher Freiheit und Kultur. Nur so oft sie dies gewesen ist, hat sie als ein himmlisches Licht herrlich gestrahlt; wo sie die edeln Triebe der Völker aus Zwecken priesterlicher Herrschsucht bekämpfte, hat sie statt der Liebe nur den Haß der Welt empfangen. Alexander III. war maßvoller und ruhiger als Gregor VII. Ohne den Zwiespalt mit der römischen Politik hätte man ihn zu den glücklichsten unter den Päpsten zählen können.

Die Tatsache, daß drei Nachfolger Alexanders im Exil leben mußten, zeigt, welcher Art das Verhältnis der Päpste zur Stadt blieb. Die Gestalt des großen Gegners Friedrichs steigt, einem Heros gleich, über das gemeine Geschick dieser drei Päpste empor, welche nach wenig Atemzügen des Unglücks starben. Die

Ebbe kam auf die Flut — dies ist ein wiederkehrendes Gesetz in der Geschichte des Papsttums.

Lucius III., Ubaldo Allucingoli aus Lucca, bisher Kardinalbischof von Ostia und Velletri, wurde nicht einmal in Rom gewählt, sondern vom Kardinalskollegium in Velletri erhoben und am 6. September 1181 ordiniert. Er kam jedoch, nach einem Abkommen mit den Römern, im November nach der Stadt, wo ihm erlaubt war, einige Monate zu bleiben. Der Geist Arnolds lebte hier fort, und jeder Papst mußte entweder ein erträgliches Verhältnis sich erkämpfen oder in die Verbannung gehn. Lucius scheint sich die Römer sofort verfeindet zu haben, indem er ihnen nicht leisten wollte, was frühere Päpste zugestanden hatten. Ein dauernder Gegenstand des Zerwürfnisses blieb Tusculum; denn dies Kastell wurde von den Römern mit einem an Wahnsinn grenzenden Haß verfolgt, so etwa, wie von den Florentinern Fiesole gehaßt war, ehe sie diese Nachbarstadt im Jahre 1125 wirklich zerstörten. Die Tusculanen hatten vergebens unter der Fahne des Papstes Schutz gesucht; mit Anstrengung bauten sie ihre Mauern wieder auf und wehrten die wiederholten Stürme der Feinde verzweifelt ab. Als nun am 28. Juni 1183 die Römer mit starker Macht wieder Tusculum berannten, rief Lucius III., der sich in Segni verschlossen hielt, Christian von Mainz aus Tuskien; er kam, und die Erinnerung an die Schlacht bei Monte Porzio reichte hin, die Römer zweimal zurückzutreiben. Der kriegslustige Erzbischof drang bis an die Stadtmauern vor, aber das Augustfieber, welches einst seinen berühmten Genossen Rainald getötet hatte, raffte auch ihn hinweg. Erst der heftigste Bedränger des Heiligen Stuhles, dann sein Verteidiger, nahm der tapfere Held den Segen des Papstes mit in sein Grab; er starb auf dem Schauplatz seiner Taten, in Tusculum, wo er auch begraben ward. Christian, einer der großartigsten Fürsten seiner Zeit, war die leibhafte Satire auf alle jene frommen Bestrebungen, die Bischöfe des anstößigen Charakters der Weltlichkeit zu entkleiden. Denn er, der Erzbischof von Mainz (als solcher war er nach dem venetianischen Frieden anerkannt worden) blieb bis zu

seinem Tode ein lebenslustiger Ritter, der einen Harem schöner Mädchen unterhielt, auf prachtvollen Pferden in strahlender Rüstung einhersprengte, seinen Streitkolben schwingend, mit dem er manchem Feinde Helm und Haupt zerschmetterte.

Sein Tod war ein empfindlicher Schlag für den Papst, der nun die Fürsten zur Unterstützung anrief, aber nichts erhielt als Worte und einiges Geld. Nun wendeten sich die Römer kühner gegen alle Ortschaften, die noch dem Papste anhingen. Sie verwüsteten im April 1184 das Gebiet von Tusculum und streiften verheerend tief in Latium hinein. Ihr Haß gegen den Klerus war wild und barbarisch; einst ergriffen sie eine Schar Priester in der Campagna, blendeten sie, bis auf einen, setzten sie auf Esel, hefteten ihnen auf pergamentnen Mitren Namen von Kardinälen an und befahlen dem, dessen sie geschont hatten, diesen Trauerzug zum Papst zu führen. Lucius III. floh zum Kaiser nach Verona; denn dort befand sich dieser, nachdem er am 30. April 1183 zu Costnitz den Frieden mit den Städten geschlossen hatte. Seine Zusammenkunft mit dem Papst regte manchen Streit wegen der Investitur und des mathildischen Erbes auf, auch weigerte sich Lucius, dem Könige Heinrich, Friedrichs Sohn, die Kaiserkrone zu geben, wodurch ein karolinischer Gebrauch wäre erneuert worden; denn um diese Forderung wurde in Verona mit Heftigkeit unterhandelt. Der Kaiser trennte sich vom Papst im Zorn, doch hatte er schon zuvor den Grafen Berthold von Künsberg an Stelle Christians zum Befehlshaber in Campanien ernannt, wo er Tusculum gegen die Römer schützen sollte. Lucius selbst tat diese auf dem Konzil zu Verona in den Bann, denn die Rebellen gegen das Dominium temporale wurden mit den immer mächtiger werdenden Ketzersekten jener Zeit, den Waldensern, Katharern, Humiliaten, den Armen von Lyon und anderen als Arnoldisten in eine Reihe gestellt und feierlich verflucht. In Verona starb Lucius III. schon am 25. November 1185. Die geistreich schwermütigen Distichen, die man ihm auf sein Grab schrieb, sprechen trefflich sein und der damaligen Päpste Schicksal aus:

Lucius, Lucca gab die Geburt dir, es gab dir das Bistum
Ostia, Rom dir den Thron, aber Verona den Tod.
Nein! eh' gab dir Verona das wirkliche Leben, Verbannung
Rom, und die sorgliche Not Ostia, Lucca den Tod.

Sein Nachfolger, eine melancholische Gestalt wie er, blieb im Exil zu Verona; dies war der Mailänder Erzbischof Humbert Crivelli, ein unbeugsamer und heftiger Mann, entschiedener Gegner Friedrichs, geweiht am 1. Dezember 1185 als Urban III. Die Spannung mit dem Kaiser wurde jetzt zur offenen Feindschaft; zu ihren wichtigsten Ursachen gehörte die Weigerung Friedrichs, die streitigen mathildischen Güter herauszugeben. Außerdem ängstigte die römische Kurie der glänzende Erfolg, welchen die deutsche Staatskunst in Sizilien davontrug. Dort war die Dynastie Rogers nach einer kurzen Blüte dem Aussterben nahe; Wilhelm II. blieb kinderlos; er willigte deshalb in die Vermählung seiner Erbin und Tante Constanzia, der Tochter des Königs Roger, mit Friedrichs Sohne Heinrich. Ohne Rücksicht auf den Papst, den Lehnsherrn Siziliens, und trotz seiner Einsprüche wurde dieser verhängnisvolle Bund am 27. Januar 1186 zu Mailand vollzogen, wo Friedrich seinen Sohn förmlich zum Cäsar erhob. Der Papst weigerte Heinrich die Kaiserkrone, und, da er fortfuhr Erzbischof von Mailand zu sein, auch die Krone der Lombarden; der Kaiser ließ hierauf diese Zeremonie durch den Patriarchen von Aquileja verrichten. Sizilien, das ängstlich gehütete Lehen des Heiligen Stuhls, welches ihm so oft als Stütze gegen die deutschen Könige gedient hatte, mußte also nach dem Tode Wilhelms an eben dieses deutsche Reich fallen. Dies große Ereignis war die schwerste Niederlage, welche die römische Politik erfahren konnte, und augenblicklich der glänzendste Sieg von seiten des deutschen Hofs, denn nun hatte dieser durch diplomatische Verträge erreicht, was bisher so viele Kaiser mit Waffengewalt vergebens erstrebt hatten. Für den Verlust der freigewordenen Lombardei sollte die Erwerbung Siziliens entschädigen und dort wie in dem mathildischen Erbe eine hohenstaufische Hausmacht gegründet werden. Aber diese großen Gewinste wurden bald der Fluch Italiens und auch

unsres Vaterlandes, welches die unnationale Politik der Hohenstaufen so schwer hat büßen müssen.

Heinrich drang jetzt auf Befehl seines Vaters als Feind in den Kirchenstaat, wo sich die Römer gern mit ihm vereinigten; die dem Heiligen Stuhle noch treuen Landschaften Latiums wurden verheert und jede Hoffnung der Rückkehr dem Papst abgeschnitten. Da starb Urban III. in Ferrara am 20. Oktober 1187. Jerusalem war eben erst, am 2. Oktober, in die Gewalt Saladins gefallen, und diese Kunde traf blitzartig das Herz eines Papstes, welcher den Namen jenes glücklichen Vorgängers trug, unter dessen Pontifikat die heilige Stadt befreit worden war. Ihr Fall erschütterte ganz Europa mit solcher Gewalt, daß er die lautesten Händel im Abendlande zum Schweigen brachte und die Tätigkeit des Papstes und Kaisers, der Könige und Bischöfe noch einmal nach dem Orient richtete.

Schon am 25. Oktober 1187 empfing Alberto di Mora aus Benevent, Kanzler der Kirche, als Gregor VIII. in Ferrara die Weihe; dieser Greis, von milderer Gesinnung, wünschte nichts als Frieden mit dem Reich und den Kreuzzug nach Jerusalem. Nach den Kämpfen unter Alexander III. war das Papsttum erschöpft, das Kaisertum erstarkt; der Friede zu Venedig und Konstanz hatte den Städtekrieg beendigt und die Verbindung mit Sizilien die kaiserliche Macht plötzlich vermehrt. In ganz Italien stand gegen Friedrich kein Feind, während die aus Rom verbannten Päpste im Exile seufzten. Selbst Urban III. hatte es deshalb nicht gewagt, den Bannstrahl gegen den Kaiser zu schleudern, und der sanftmütige Gregor VIII. eilte, sich mit dem Könige Heinrich zu vertragen. Er versprach seinen Ansprüchen auf Sizilien nicht hinderlich zu sein, überhaupt alle Rechte des Reichs in Italien anzuerkennen. Heinrich VI. stellte daher die Feindseligkeiten ein und schickte den Grafen Anselm mit dem Konsul der Römer Leo Monumento als Unterhändler an den Papst. Sie begleiteten ihn nach Pisa, wohin er ging, diese Republik mit Genua zu versöhnen und zum Kreuzzuge zu ermuntern, aber hier starb er schon am 17. Dezember 1187.

Die Kardinäle wählten hierauf, unter Mitwirkung des Konsuls Leo, den Bischof von Palestrina zum Papst, und Paolino Scolari aus der Region della Pigna wurde am 20. Dezember 1187 als Clemens III. im Dom zu Pisa geweiht. Ihm, dem Römer von Geburt, gelang der Abschluß des Friedens mit dem Kapitol, welchen schon Gregor VIII. angebahnt hatte. Nach erfolgreichen Unterhandlungen kehrte er, vom Konsul Leo begleitet, schon im Februar 1188 nach Rom zurück, wo er mit allen Ehren empfangen wurde. Seit dem 44 jährigen Bestehen des römischen Senats waren die Päpste fast unausgesetzt die Opfer dieser städtischen Umwälzung gewesen; wir sahen, wie Innocenz II. und Cölestin II. traurig endeten, wie Lucius II. zu Tode gesteinigt ward, wie Eugen, Alexander, Lucius, Urban III. und Gregor VIII. ihr Leben im Exile hingebracht hatten. Jetzt endlich führte Clemens III. das Papsttum wieder nach Rom zurück, aber er schloß mit der Stadt als einer selbständigen Macht einen förmlichen Frieden. Dieser war die Frucht der lombardischen Siege und auch des energischen Widerstandes der Römer gegen Kaiser und Papst. Die Feststellung der römischen Demokratie bleibt immer eine bedeutende Tat jener Zeit, denn obschon ihr das Glück und die Grundlage lombardischer oder toskanischer Städte fehlte, so zeigten die damaligen Römer doch eine preiswürdige Kraft und Besonnenheit.

Im ganzen trat Rom zum Papst in dasselbe Verhältnis, wie es die lombardischen Städte zum Kaiser sich errungen hatten, oder man kehrte zu den Verträgen aus der Zeit Eugens III. und Alexanders III. zurück. Der Papst wurde als Oberherr anerkannt; er investierte den Senat auf dem Kapitol, der ihm den Eid der Treue schwören mußte. Rom war frei und der Papst in seiner Stadt nur in den Verhältnissen anderer Bischöfe in freien Städten, obwohl mit den Titeln und Ehren weltlicher Gewalt achtungsvoll ausgestattet. Ein förmliches Abkommen wurde sogar wegen der jetzt päpstlichen Städte Tusculum und Tibur getroffen, denn der Haß der Römer gegen jene war der wesentliche Grund ihres Vertrages mit dem Papst. Um den Preis friedlicher Rück-

kehr nach Rom opferte Clemens III. das unglückliche Tusculum, welches sich unter die Flügel der Kirche geflüchtet hatte, gewissenlos auf. Er stellte den Römern nicht nur den Krieg gegen dies Kastell frei, sondern versprach ihnen mit seinen Vasallen behilflich zu sein, ja er verpflichtete sich, die Tusculanen in den Kirchenbann zu tun, wenn sie nicht bis zum 1. Januar den Römern sich würden ergeben haben. Die unselige Stadt sollte zerstört werden, Güter und Volk dem Papst verbleiben.

Ein besonderer Vertrag mit den Capitanen stellte ihr Verhältnis zur römischen Gemeinde fest. Wir haben von seinen Artikeln nicht genauere Kenntnis, aber ohne Zweifel wurde der große Geschlechteradel gezwungen, den Senat anzuerkennen, in die Gemeinde sich als cives einzuordnen und so die Kommune im großen und ganzen zu bilden.

Die Konstitution von 1188 war ein wichtiger Fortschritt des römischen Gemeinwesens. Als vollkommen überwunden zeigte sich darin sowohl die kaiserliche Gewalt der karolinischen Epoche als die patrizische der fränkischen Zeit. Überhaupt wurde des Kaiserrechts nicht mehr gedacht. Der Zusammenhang Roms mit dem Reiche war gelöst, seitdem die Päpste ihre Wahl freigemacht hatten. Friedrich I. selbst hatte die Stimme der Römer bei seiner eigenen Wahl verachtet und endlich im Vertrage zu Anagni mit dem Verzicht auf die Präfektur auch auf die Ausübung der imperatorischen Gewalt in der Stadt verzichtet. Diese war aus den alten Verhältnissen herausgetreten; der Papst besaß in ihr weder regierende noch gesetzgebende Macht; seine weltliche Stellung wurde vielmehr auf den Besitz von Regalien, Kirchengütern und auf Lehnsverhältnisse beschränkt. Er war mächtig, weil er der größte Grundbesitzer blieb, die größten Lehen austeilte, zahlreiche „Leute" aufbieten konnte. Aber seine Autorität als Landesherr bestand nur in der Investitur, die er den von der Gemeinde frei gewählten Magistraten der Republik erteilte, oder in der Verbindung der päpstlichen Justiz mit der städtischen in Fällen gemischter Natur. Die Beseitigung der päpstlichen Gewalt durch die bloße Kraft der römischen Gemeinde ist daher eine der ruhmvollsten Tatsachen in der Ge-

schichte der mittelalterlichen Stadt, welche erst jetzt wieder Ansprüche auf die bürgerliche Achtung der Welt machen konnte.

Der greise Friedrich, welcher einst gewünscht hatte, daß ihn das Schicksal, statt nach Italien, wie Alexander den Großen nach Asien geführt haben möchte, fand am 10. Juni 1190 in einem Flusse Syriens seinen Tod.

Der unsterbliche Held Barbarossa, der wahre Kaiserkoloß des Mittelalters, lebt in der Geschichte Deutschlands fort als der Stolz der Nation, in der Volkssage als der Repräsentant der wiederkehrenden Herrlichkeit des deutschen Reichs, aber in Italien sind seine Verheerungszüge und die Trümmer edler Städte ebensoviele Titel des Hasses gegen ihn, wenn auch der Charakter der Zeit ihn mildern muß. Der hartnäckige Kampf des Reichsprinzips gegen die Städte oder der bürgerliche Investiturstreit war nicht minder wichtig und wohltätig als der Kampf um die geistliche Investitur, den die Heinriche kämpften. Ohne die despotischen Pläne und die Kriege Friedrichs hätte sich die Freiheit der Städte nimmer so schnell entwickelt, noch wäre sie sobald staatsrechtlich anerkannt worden. Wenigstens diesen Dienst hat Barbarossa, wider seine Absicht, Italien geleistet, welches ihn so glorreich bestritt. Die lange, verhängnisvolle Verbindung Deutschlands und Italiens durch das „Reich" wird derjenige verwünschen, welcher die Weltgeschichte nur aus den beschränkten Maßen, etwa vaterländischen Glücks, betrachtet; aber diese Klage ist nichtig und sinnlos außerhalb jenes verengten Horizonts. Nur darf man sagen, daß Italien und Deutschland nach dem Frieden in Venedig zur Trennung schon reif gewesen sind. Unglücklicherweise knüpfte Friedrich ein prinzipiell schon gelöstes Band durch die sizilische Heirat noch einmal, und so wurde die Einheit und Kraft Deutschlands in neuen langen Kämpfen jenseits der Alpen der Hauspolitik von Kaiserdynastien nutzlos aufgeopfert.

Heinrich IV. und die Vernichtung der normannischen Dynastie in Sizilien

Der junge Heinrich VI. begehrte die Kaiserkrone; seine Boten eilten zum Papst, selbst zum Senat, dessen Wahlstimme wieder gehört werden mußte und den er rechtskräftig anzuerkennen versprach. Clemens III., geängstigt durch die Drohungen Heinrichs, welcher gegen ihn aufgebracht war, weil er Tankred die Belehnung mit Sizilien erteilt hatte, setzte die Krönung auf die folgenden Ostern fest, doch er starb schon am Ende März 1191.

Die Kardinäle wählten sofort den greisen Kardinal Hyacinth, Sohn des Petrus Bobo, einen Römer vom Geschlecht der Orsini zum Papst, als Cölestin III. Schon näherte sich Heinrich mit starker Macht, schon stand das Osterfest bevor, doch der neue Papst verschob seine eigene Ordination, um die Krönung aufzuhalten, wegen welcher noch unterhandelt wurde. Auch die feindliche Haltung des Senats konnte diese hindern, und Heinrich VI. begehrte sie dringend, um sich sofort gegen Sizilien zu wenden. Diese zufälligen Umstände benutzten die Römer, Tusculum endlich in ihre Gewalt zu bekommen. Die gequälte Stadt hatte sich drei Jahre lang gegen die vereinigten Angriffe des Papstes und des Senats verzweifelt gewehrt; in ihrer letzten Not hatte sie sich schutzflehend an den heranziehenden Heinrich gewendet und eine deutsche Besatzung aufgenommen, die er ihr bereitwillig gab. Aber die römischen Gesandten erklärten ihm, daß sie sich seiner Krönung widersetzen würden, wenn er ihnen Tusculum nicht ausliefere, daß sie dagegen, wenn er dies täte, die sofortige Krönung vom Papst erwirken wollten. Heinrich willigte in den schimpflichsten Treubruch, wälzte aber die Verantwortung von sich auf den Papst, der sich durch unehrenhafte Verträge binden ließ: Tusculum sollte nach der Krönung von Heinrich dem Papst, von diesem den Römern überliefert werden.

Erst als sich Heinrich Rom mit großer Heeresmacht näherte, ließ sich Cölestin III. am 14. April im S. Peter

ordinieren, um folgenden Tags mit widerwilliger Hand die Krönung zu vollziehen. Vom Felde des Nero zog der König in die Leonina ein. Cölestin krönte ihn und seine Gemahlin Constanze am 15. April im S. Peter; und schon folgenden Tags bezogen die Deutschen ein Lager auf den Abhängen von Tusculum. Diese unselige Stadt fand alsbald einen tragischen Untergang; als sie dem Papst zurückgegeben und von ihm ihren Henkern überantwortet war, stürzten sich die Römer auf das wehrlose Opfer; kein Stein blieb in Tusculum auf dem andern stehen; die Einwohner wurden wider Treue und Vertrag erwürgt oder ins Elend gejagt. Dies war die ruchlose Karikatur der berühmten Zerstörungen von Lodi, Mailand und Crema, ein Charakterzug jener Zeit der Städtebefreiung und Städtevernichtung. Durch den doppelten Verrat des Kaisers und des Papstes ging eine der ältesten Städte Latiums am 17. April 1191 für immer unter. In antiker Zeit hatte sie dem viel jüngeren Rom berühmte Patrioten, die Catonen geschenkt, im Mittelalter verwilderte Konsuln und Patrizier, die tusculanischen Grafen und Päpste ihm zu Tyrannen gegeben, von denen die meisten frevelvoll, einige voll Geist und Kraft gewesen sind. Der Name Tusculum ist mit der finstersten Epoche des mittelalterlichen Rom verbunden, und man kann die melancholischen Ruinen auf jener sonnbeglänzten Höhe nicht betrachten, ohne der Marozia, der Alberiche und Theophylakte zu gedenken. Das mächtige Grafengeschlecht de Tusculana verschwand, oder es setzte sich in Familienzweigen zu Rom und in der Campagna fort, von denen die Colonna die berühmtesten sind. Diese Herren kamen auch in Besitz des uralten Stammpalastes der Tusculanen bei den S. Apostoli in Rom, wo einst jene Grafen als Konsuln der Römer so oft ihr Tribunal aufgeschlagen hatten.

Die Güter der zerstörten Stadt fielen vertragsmäßig an den Papst; die Reste der Einwohner aber vergrößerten die umliegenden Orte.

Der neue Kaiser zog von Rom nach Apulien, den König Tankred zu entthronen, und der schwache Cölestin setzte seinem Vorhaben nur ohnmächtige Bitten entgegen.

Die Vereinigung Siziliens mit dem Reich, welche allen hergebrachten Grundsätzen der Päpste zuwiderlief, ängstigte ihn, aber hindern konnte er sie nicht. Nach schnellen Siegen und großen Verlusten in Apulien mußte jedoch Heinrich VI. schon im September 1191 nach Deutschland zurückkehren, und der Papst, dessen froh, wagte um so weniger, den mit den Römern geschlossenen Vertrag zu verletzen. Seit langer Zeit war Cölestin III. sogar der einzige Papst, der seinen ganzen Pontifikat in Rom verlebte. Hier begünstigten alle äußeren Verhältnisse das Fortbestehen der Republik, jedoch ihre kräftige Entwicklung hinderten die inneren Zustände. Das christliche Rom war vorübergehender Aufwallung für Freiheit und Größe fähig, aber der echten männlichen Bürgertugend durch das Papsttum beraubt. Niemals mehr hat die von den Priestern beherrschte Stadt einen Bürger im großen Sinne der Alten hervorgebracht. In diesem unglücklichen, zum Müßiggange verdammten Volk, welches mehr Kirchenfesttage als Arbeitstage im Jahre zählte, fehlte mit der bürgerlichen Tätigkeit der Besitz, mit beiden die selbstbewußte Würde und Kraft. Die Ursachen des Zustandes der Römer sind offenbar, und kein Volk der Welt hätte ihrer Einwirkung auf die Dauer Widerstand geleistet. Der römische Bürgerstand, zu arm und zu schwach, durch keine oder doch nur unbeträchtliche Zunftverbände verfestigt, konnte die Patrizier und Capitane nicht überwältigen, welche daher, sei es mit dem Papst verbunden oder nicht, die Republik bald schwächten, bald zersprengten. Wäre der Adel von der Natur jenes in Genua und Venedig gewesen, so hätte ein patrizisches Regiment für die Dauer den Päpsten gegenüber sich ausbilden können; aber die römischen Nobili, weder kaufmännische Geschäfte noch Ackerbau in der wüsten Campagna treibend, waren größtenteils vornehme Bettler oder Lehnsmannen des Papstes, der Bischöfe und der frommen Orte Roms. Die Kirche hatte nach und nach alle diese Magnaten zu ihren Vasallen herabgesetzt, und sie verhinderte, soviel sie konnte, die Häufung oder Befestigung der Familiengüter. Der Besitz der Großen war daher beständig unsicher und wanderte von Hand zu Hand; liest man die Verträge jener Zeit,

so muß man erstaunen, wie oft Lehen und Kastelle getauscht und gewechselt wurden. Nur ein paar Familien, wie den Colonna und Orsini, gelang es, wirkliche Stammherrschaften in der Campagna zu gründen.

Als nach den Friedensschlüssen in Venedig, Konstanz und Rom der Adel ersah, daß die Gemeinde Bestand gewinne, so verließ er sein bisheriges System. Die ehemaligen Konsuln gingen in die Kommune ein, sie aristokratisch zu machen; der Adel füllte den Senat mit seinen Mitgliedern, und es wurde ihm leicht, sich dahinein wählen zu lassen. Seit 1143 war der Senat erst vorwiegend plebeisch gewesen, dann waren nach und nach Große eingetreten, seit Clemens III. und Cölestin III. aber fanden sich in ihm mehr Patrizier alten Geschlechts als Bürger oder Ritter. Der Zudrang zum Senat wurde so stark, daß er bald die normale Zahl von 56 Mitgliedern überstieg.

Nun fand infolge dieser neuen Verhältnisse schon im Jahre 1191 eine Umwälzung statt; das Volk erhob sich gegen die Aristokratie, sprengte die Verfassung und stellte, wie in der ersten Zeit, einen Einzelnen an die Spitze des Regiments. Dies mochte in Nachahmung andrer Städte geschehen sein, welche gegen das Ende dieses Jahrhunderts, statt der bisher regierenden Konsuln, einzelnen Rektoren die Gewalt übergaben. Die Römer nannten das Oberhaupt ihrer Republik nicht mehr Patricius noch, wie in italienischen Städten, Podestà, sondern Senator oder Summus Senator; denn mit dieser Würde bekleideten sie Benedikt Carushomo, einen Mann von sicherlich bürgerlichem Geschlecht, der sich während eines Aufstandes der Gewalt bemächtigte. Die Vielregierung hatte sich schwach gezeigt, das Einzelregiment bewies sich sofort als stark; denn der Senator Benedikt entzog dem Papste alle Einkünfte in und außer der Stadt und setzte auch in den Landschaften seine Richter ein. Der Papst wollte ihn anfangs nicht anerkennen, dann gab er nach und willigte in die Änderung der Verfassung.

Rom verdankte vielleicht jenem Senator sein erstes munizipales Statut, welches er erließ und das gesamte Volk bestätigte; doch nur ein paar abgerissene Notizen

über die Wirksamkeit Benedikts sind auf uns gekommen Der kräftige Mann mochte es wert sein, daß sein Andenken in einer monumentalen Inschrift noch heute in Rom fortdauert. Sein Amt währte etwa zwei Jahre lang, dann wurde er durch einen Aufstand gestürzt und lange Zeit auf dem Kapitol gefangen gehalten. Man erhob jetzt Giovanni Capoccio zum alleinigen Senator. Dieser Römer gehörte zu einem geringeren Adelsgeschlecht, welches seine Türme bei S. Martino und Silvestro besaß, wo ihrer einige noch aufrecht stehen. Auch er regierte mit Kraft. Als er abgetreten war, folgte ihm Giovanni di Pierleone im Amt; dann aber stellte eine neue Umwälzung, um das Jahr 1197, die alte Verfassung mit 56 Senatoren und dem Vollziehungsausschuß der Konsiliatoren wieder her, und weil der Senat damals wesentlich von Capitanengeschlechtern besetzt war, so konnte diese Änderung nur vom Lehnsadel selbst ausgegangen sein.

Der Kampf der Faktionen in der Kommune und die allen Demokratien eigene Neuerungssucht war die einzige Hoffnung des Papstes, welcher die Römer klug gewähren ließ. Gerade in dieser Zeit war das Papsttum schwer bedroht; denn Heinrich VI. hatte nach dem Tode des Königs Tankred im Jahre 1194 Sizilien unterjocht. Die Hinterlist, mit welcher dieser gewissenlose Fürst die letzten Nachkommen des Normannenhauses und den normannischen Adel vertilgte, entrüsteten das italienische Nationalgefühl. Die mit neuer Kaiserdespotie bedrohten Lombarden kamen in Gefahr, ihre heldenmütig errungene Freiheit wieder zertrümmert zu sehen. Heinrich verlieh, wie schon sein Vater getan hatte, die öffentlichen Gewalten Italiens den Deutschen; sein Bruder Philipp wurde von ihm zum Herzog von Tuskien erhoben und mit den mathildischen Gütern beliehen; Spoleto hatte schon früher Konrad von Ürslingen, die Romagna und die Marken der Feldhauptmann Markwald als Lehen erhalten. Wie ein eiserner Ring legte sich die Macht Heinrichs um den Kirchenstaat. Er besetzte das Patrimonium der Kirche fast bis zu den Toren Roms. Mit mehr als jugendlicher Kühnheit, mit sinnloser Übertreibung faßte

der Sohn Barbarossas das Reichsideal auf; er träumte von der Herstellung der kaiserlichen Weltherrschaft, von der Knechtung Italiens, von der Zertrümmerung des gregorianischen Papsttums. Die Kaiserrechte in Rom, welche sein Vater aufgegeben hatte, wollte er wiederherstellen, und ohne Zweifel wäre dies dem energischen Sinne gerade Heinrichs VI. wohl gelungen, wenn er länger gelebt hätte. Der Stadtpräfekt widersetzte sich fortdauernd dem Papst, dessen Beamter zu sein er sich weigerte: die kaiserliche Investitur hatte ihm bisher eine zu freie, angesehene und gefürchtete Stellung gegeben, als daß er ihren Verlust hätte ertragen können; wir finden deshalb gerade jetzt die Präfekten so oft im Gefolge Heinrichs, dem sie sich mit Absicht anzuschließen eilten. Auch die Frangipani zog Heinrich VI. auf seine Seite. Diese damals mächtigsten Vasallen der Kirche trotzten fortdauernd den Päpsten, welche gezwungen waren, ihnen den Besitz der Seestadt Terracina zu lassen, wo sie als Despoten regierten und die gegen sie wiederholt empörte Gemeinde ab und zu mit Verträgen beschwichtigten.

Auf seinem letzten Zuge nach Sizilien, im November 1196, ging der Kaiser, begleitet vom Präfekten Petrus, von Markwald und Konrad von Spoleto, durch das römische Gebiet nach Tivoli, Palestrina und Ferentino. Er berührte Rom nicht, aber er unterhandelte von Tivoli aus mit dem Papst, von dem er die Krönung seines kleinen Sohnes Friedrich begehrte. Da Rom von einer Hungersnot bedrängt war, bat der Papst Heinrich, ihr durch Getreide abzuhelfen. In Sizilien erhob sich gegen die Tyrannei des Kaisers die gemißhandelte Nation und seine Gemahlin selbst, die zu den Rebellen übertrat. Heinrich erstickte die Empörung mit einer Unmenschlichkeit, deren Beispiele nur in der Geschichte asiatischer Sultane zu finden sind; aber er selbst wurde, nachdem er das blühende Sizilien zur Wüste gemacht hatte, durch den Tod hinweggerafft. Heinrich VI., in dessen Natur einige große Eigenschaften des Herrschers mit gewissenloser Unehrenhaftigkeit, Habgier und Roheit des Despoten sich vereinigten, starb, erst 32 Jahre alt, am 28. September 1197 zu Messina. Ihm folgte ins Grab auch Cölestin III.,

am 8. Januar 1198. Der Erbe der furchtbaren Macht des Kaisers war ein hilfloses Kind unter eines bigotten sizilianischen Weibes Vormundschaft; aber der Erbe des ohnmächtigen Papstes wurde einer der größten Charaktere des Papsttums überhaupt.

Das Glück der Kirche war grenzenlos.

Geistiges Leben im 12. Jahrhundert

Das geistige Leben Roms blieb auch während des ganzen 12. Jahrhunderts halb barbarisch wie zuvor; die fortgesetzten Kämpfe der Kirche mit den Kaisern oder dem römischen Volk und ein fast beständiges Exil der Päpste während der heftigsten Revolutionen in der Stadt erklären diese Tatsache zur Genüge. Ausgezeichnete Männer saßen im 12. Jahrhundert auf dem Heiligen Stuhl, doch unter den sechzehn Päpsten, welche jenes ausfüllten, waren nur vier, und nicht die größten, Römer von Geburt. Mehrere von ihnen hatten ihre Bildung im Auslande, namentlich in Frankreich erhalten, wo Paris in der Zeit Abälards die hohe Schule der Dialektik und Theologie geworden war. Wir haben die genaue Verbindung Roms mit Frankreich schon seit dem Franzosen Urban II. bemerkt. Wenn früher der Orden von Cluny sie vermittelte, so machte im 12. Jahrhundert die große Reorganisation des Mönchtums unter Bernhard von Clairvaux sie noch fester und dauernder. Politische wie kirchliche Verhältnisse verbündeten das Papsttum enge mit einem Lande, welches ihm fortdauernd ein gastliches Asyl bot. Ganz Italien überhaupt, Deutschland feindlich abgewendet, stand in geistigem Verkehr mit Frankreich, und es ist für diese Periode sehr bezeichnend, daß das größte damalige Genie der Italiener, der scholastische Theologe Petrus Lombardus, nicht allein in Paris lehrte, sondern dort auch als Bischof starb (1160).

Die einander feindlichen Einflüsse zweier berühmter Franzosen jener Zeit sahen wir in Rom wirken: ein Schüler S. Bernhards bestieg den Heiligen Stuhl; ein Schüler Abälards lieh der Stadt seine Begeisterung für

neue politische Ideen. Wenn früher ein Kardinal klagte, daß Armut die Römer verhindere, fremde Schulen zu besuchen, woher sie in Unwissenheit blieben, so war dies schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts anders geworden. Manche Söhne des Adels gingen nach Paris, um zu studieren. In Rom selbst förderte weder die Anwesenheit des gelehrten Bernhard, noch die Stiftung seines Klosters ad Aquas Salvias, noch die französische Bildung mehrerer Päpste die Wissenschaft. Die Akten der Konzile und alle sonstigen Berichte zeigen in diesem ganzen Jahrhundert nichts, was für die Pflege der Literatur ausdrücklich geschehen wäre; denn eine löbliche Verordnung Alexanders III. vom Jahre 1179, an jeder Kathedralkirche unentgeltliche Schulen für Geistliche und arme Schüler einzurichten, ist nur allgemeiner Natur.

Calixt II. fand Rom in einer Verwilderung, die seine Verzweiflung erregen mußte. Andere gebildete Päpste wurden durch die Kürze ihrer Regierung oder ihren Kampf mit der Kommune an jeder dauernden Sorge für geistige Bildungsanstalten gehindert. Seit den Reformpäpsten umgab sich der Heilige Stuhl mit den besten Kräften der Kirche, und das Kardinalkollegium zählte immer Männer unter sich, die durch theologisches Wissen hervorragten; doch diese gehörten selten Rom an. Kein Talent von Bedeutung hat die Stadt in keinem Fache der Kultur während des 12. Jahrhunderts erzeugt, und keine Schule von Ruf hat dort geblüht.

Jenes Zeitalter ist durch das Wiederaufleben der römischen Rechtskunde merkwürdig; seit dem 11., vollends im 12. Jahrhundert erwachte das Studium des Rechts zu neuer Kraft. Wir sahen den Kaiser wie die Republiken sich auf die Gesetze Justinians berufen, um ihre Ansprüche zu begründen. Die italienische Munizipalverfassung verleugnete ihre historische Entstehung, um ihre Ursprünge im römischen Recht zu suchen. Man sollte glauben, daß Rom der naturgemäße Boden für die Pflege dieser Wissenschaft hätte sein müssen, denn gerade hier war das justinianische Recht niemals durch germanische Invasion ausgelöscht worden. Seit der Konstitution Lothars vom Jahre 824 und dann seit den

Ottonen minderten sich die fremden Nationalrechte in der Stadt, bis unter Kaiser Konrad das römische Recht das allein herrschende wurde. Der Judex Romanus hieß so von diesem, und fortwährend mußte dasselbe in Schulen gelehrt werden. Dies geschah nach Kompendien seit alter Zeit. Wenn nun andere Städte Italiens mit Eifer das Studium der justinianischen Gesetze förderten, hatte dann der auf dem Kapitol wiederhergestellte Senat nicht um so mehr Veranlassung dazu? Sollte nicht in der Zeit Arnolds gerade diese Disziplin einen Aufschwung genommen haben? Die Senatoren, welche an Konrad schrieben, zeigten sich auch mit den alten Rechtsbegriffen wohl vertraut. Ebenso bewiesen die Mönche der Abtei Grottaferata ihre Kenntnis des justinianischen Rechts, als sie im Jahre 1140 gegen das Grafenhaus von Tusculum beim Papst Klage erhoben. Es ist daher unmöglich zu denken, daß es in Rom nicht gelehrte Glossatoren auch der Pandekten gegeben habe. Allein eine große Schule des Rechts ist hier nicht entstanden. Diesen Ruhm erwarb sich die schon im 12. Jahrhundert von Friedrich I. gepflegte Universität Bologna, wo gefeierte Rechtslehrer wie Irnerius, Bulgarus, Martinus, Jacopus und Hugo Schüler aus allen Ländern an sich zogen und eine neue Wissenschaft begründeten.

Die sehr bestimmte Scheidung der Stadt in zwei Rechtskörper, den zivilen und kanonischen, könnte bei dem großen Übergewicht der kirchlichen Elemente die Unbedeutsamkeit der römischen Juristenschule erklären, aber selbst das kanonische Recht wurde vorzugsweise in Bologna gelehrt. Hier hatte Gratianus, ein Toskaner, um 1140 die bisher vollständigste Sammlung von Kirchengesetzen angelegt. Dies berühmte Gesetzbuch des Mittelalters steht heute, wo die Kritik die in ihm enthaltenen Erdichtungen längst entlarvt hat, als der Rechtskoloß der Barbarei und Finsternis da, in welche die Menschheit so lange Jahrhunderte gebannt lag. Es verfälschte die Rechtsbegriffe von Kirche und Staat, nur um dem Papsttum die Herrschaft der Welt zu sichern.

Sammlungen anderer Art sind wichtig für die Kenntnis des zivilen Haushalts der Kirche jener Zeit. Gerade

11*

damals wurde das Bedürfnis lebhaft gefühlt, alles festzustellen, was zu den Regalen des Heiligen Stuhls gehörte, welche von so vielen Seiten her bestritten wurden. Die Päpste ließen alle Urkunden sammeln, die sich auf ihr Dominium temporale seit seiner Stiftung bezogen. Die Archive des Lateran, ältere und neuere Sammlungen, gaben sie freilich nur lückenhaft her, denn viele waren verschwunden, andere gefälscht. Von den ältesten Verwaltungsregistern der Kirchendomänen vor Pipins Zeit hat sich nichts erhalten. Wir bemerkten die erste derartige Sammlung des Kardinals Deusdedit; als nun wegen des Streits um das mathildische Erbe und der Ansprüche der Stadt Rom auf die Regale S. Peters das Papsttum seinen Besitz in Gefahr sah, sammelte man in größerem Umfang die urkundlichen Belege der Rechte des Heiligen Stuhls. Dies geschah zuerst unter Lucius III. durch einen Kleriker Albinus.

Seine umfassende Arbeit wurde im Jahre 1192 von Cencius aufgenommen, einem Römer vom Geschlecht der Savelli, Kämmerer unter Clemens III. und Cölestin III. Der Zuname Camerarius dieses Mannes, welcher nachmals Papst Honorius III. wurde, lehrt, daß die päpstliche Finanzverwaltung bereits von dem Vorstande der apostolischen Kammer unter diesem Titel geleitet wurde. Cencius trug das Rentenbuch der Kirche zusammen, worin alle Einkünfte der lateranischen Kammer aus allen Provinzen vermerkt sind. Der ältere Liber Censuum des Albinus beginnt daher mit dem „Provinziale" oder der geographischen Übersicht der Provinzen und Städte des ehemaligen Römischen Reichs. So war der Orbis Romanus der Notitia zum Orbis Ecclesiasticus geworden, und die geographischen Register des alten kaiserlichen Rom setzte der päpstliche Lateran fort.

Man bemerkt in dem Rentenbuch, daß der Zins auffallend gering war, aber die Menge der Tributpflichtigen machte die Summe groß. Die meisten Renten zog der Papst von Kirchen und Klöstern in aller Welt, die unter seinem Schutz und Rechte standen und dafür eine jährliche „Pension" zahlten, dann von Bischöfen, Fürsten, Herren, Kastellen, die unter verschiedenen Titeln pflichtig

waren. Das große Register dieser direkten Abgaben ist daher im höchsten Maße lehrreich.

Außerdem enthält der Liber Censuum Pachtverträge vom 8. Jahrhundert an; die Schenkungen und Privilegien seit den Karolingern; die Lehnseide der Normannen; Verträge mit Fürsten, Herren und Städten; Verträge der Päpste mit den Kaisern und der Stadt Rom; Schwurformeln von Bischöfen, Richtern, Senatoren, Burgvögten; den Ordo Romanus oder das Ritualbuch, die Aufzeichnung aller Zeremonien und Vorschriften, die auf Kirchenfeste, Wahl und Weihe der Päpste und Bischöfe, die Krönung der Kaiser und Könige Bezug haben; Stücke aus den Regesten der Päpste; eine Papstchronik; und selbst die Mirabilien oder die Beschreibung der Stadt Rom finden sich beim Benedikt, Albinus und Cencius aufgenommen.

So ist in diesen Arbeiten ein reiches Material oft schlecht kopiert und formlos aufgehäuft. Für die Geschichte der Stadt sind sie unschätzbar; denn weil die Regesten der Päpste jener Jahrhunderte untergingen, und weil sich auch diese, wie die Briefe Gregors VII. zeigen, nur auf die geistlichen Angelegenheiten bezogen, so wäre ohne jene Sammlung das Verhältnis des Papsttums zum Kirchenstaat meist dunkel geblieben. Durch sie allein ist uns der Haushalt der Päpste, das Verwaltungs- und Lehnswesen und mancher andere praktische und historische Zustand deutlich gemacht. Die Sammlungen des Albinus und Cencius sind daher die bedeutendsten Grundlagen zu einem diplomatischen Kodex über das Dominium temporale der Päpste und deshalb von unzerstörbarem Wert.

Von eigentlicher Geschichtschreibung ist auch in diesem Jahrhundert in Rom nicht die Rede. Sie beschränkte sich auf die amtliche Fortführung der bekannten Kataloge der Päpste. Indes so einseitig auch das Leben derselben im 12. Jahrhundert beschrieben worden ist, sind diese Arbeiten doch wegen ihrer amtlichen Natur kostbar genug; hie und da wurden sie von mithandelnden Männern der Jurie verfaßt. Die großen Begebenheiten erhöhten zuweilen den Geist dieser Historiographen, so

daß sie die herkömmliche Weise der Kataloge verließen und ihrer Arbeit mehr Fülle gaben. Das Leben der Päpste von Viktor III. bis auf Honorius II. verfaßten Petrus und Pandulf von Pisa, ihre Zeitgenossen. Sie erheben sich weit über alle ihre Vorgänger, die am Pontifikalbuch geschrieben haben; namentlich sind die Biographien Paschalis' II. und Gelasius' II. durch die Menge von Tatsachen ausgezeichnet, in der einfachen Kürze bisweilen völlig dramatisch und sehr anziehend, weil die Verfasser erlebt hatten, was sie schilderten.

Die römische Geschichtschreibung hat auch im ganzen 12. Jahrhundert nichts mehr hervorgebracht als diese Bruchstücke einer so gewaltigen Zeit. Weder in Klöstern der Stadt noch ihres Gebietes wurde, mit Ausnahme von Fossa Nova und von Subiaco, damals irgendeine Chronik verfaßt; Gottfried von Viterbo, der die Taten Friedrichs in einem Gedicht besang und eine Weltchronik unter dem Titel Pantheon zusammensetzte, gehört jener Stadt an, doch ist seine Familienherkunft unbekannt. Es ist sehr zu beklagen, daß namentlich die Umwälzung Roms keinen Annalisten gefunden hat, während doch das übrige Italien bedeutende Geschichtswerke hervorzubringen vermochte, und diese waren zum Teil Arbeiten gebildeter Staatsmänner in den emporblühenden Städten. Der Richter Falco schrieb 1140 die Chronik von Benevent; der Konsul Caffaro verfaßte im Auftrage seines Staates die Annalen Genuas; Bernardo Marangone schrieb die älteste Chronik von Pisa; zwei Richter aus Lodi, Otto und Acerbus Morena, und der Mailänder Sir Raoul beschrieben die Taten Friedrichs; Hugo Falcando verfaßte ein kostbares Bruchstück der normanischen Geschichte Siziliens (von 1154—1169). Mit solchen Männern wetteiferte leider in Rom kein Laie noch Geistlicher.

Priester verfaßten dagegen Schriften urkundlicher Natur über einige Kirchen. Die uralten Basiliken der Stadt haben im Laufe der Zeit ihre Historiographen gefunden, gleich wie Königreiche, und welche mußten mehr Reiz haben, als der S. Peter und Lateran? Petrus Mallius, Domherr des S. Peter, machte eine Beschreibung dieser Basilika, und widmete sie Alexander III. Eine genaue

Schilderung dieses Tempels im 12. Jahrhundert würde sehr wertvoll sein, doch die Schrift des Mallius ist nur eine dürre Häufung von Notizen, freilich auch in ihrer Unvollkommenheit merkwürdig und lehrreich als die erste selbständige Monographie über den S. Peter.

Ihr Seitenstück ist die älteste Beschreibung der lateranischen Basilika von Johannes, einem Kanonikus dieser Kirche; er verfaßte sie gleichfalls auf Befehl Alexanders III. Sie ist für die Geschichte des Lateran, namentlich seit dem Neubau Sergius' III., von nicht geringem Wert.

Diese Monographien lehnen sich an eine zwiefache literarische Gattung jener Zeit, die Ordines Romani oder Ritualbücher der Kirche und die Mirabilien. Mallius nahm von beiden einige Stücke auf. So beschreibt er nach ihnen den vatikanischen Borgo und das Grabmal Hadrians. „In der Naumachie steht neben S. Maria in Transpontina das Grabmal des Romulus, welches Meta heißt; es war mit wundervollem Stein getäfelt, woraus das Treppenwerk des S. Peter gemacht worden ist. Es hatte um sich ein Travertinpflaster von zwanzig Fuß, mit einer Kloake und seinem Blumengarten. Es hatte auch in seiner Nähe den Terebinthus des Nero von solcher Höhe, wie das Kastell des Kaisers Hadrian hoch ist, mit wundervollem Stein getäfelt. Dieses Gebäude war rund mit zwei Kreisen, wie das Kastell, ihre Ränder waren mit steinernen Tafeln gedeckt, die statt der Dachtraufen dienten. Neben diesem Bau war der Apostel Petrus gekreuzigt worden."

„Dort ist auch das Kastell, welches die Memoria des Kaisers Hadrian war, wie in der Predigt des heiligen Papstes Leo vom Fest S. Petrus zu lesen ist, wo er sagt: die Memoria des Kaisers Hadrian. Es ist ein Tempel von wunderbarer Größe, ganz mit Steinen bekleidet und mit verschiedenen Historien geschmückt; ringsum mit ehernen Schranken umgeben, mit großen Pfauen und einem ehernen Stier; zu diesen Pfauen gehörten zwei von jenen, die jetzt im Brunnen des Paradieses stehen. An den vier Ecken des Tempels waren vier vergoldete Pferde von Erz; an jeder Front eherne Tore; mitten im Rundkreise stand das porphyrne Grabmal, welches jetzt

im Lateran sich befindet, und worin der Papst Innocenz II. begraben liegt. Sein Deckel ist im Paradies des S. Peter über dem Grabmal des Präfekten" (nämlich des Cintius, des Freundes Gregors VII.).

Mallius entlehnte diese phantastische Beschreibung mit sehr geringer Veränderung aus den Mirabilien selbst.

Das 12. Jahrhundert begünstigte die ersten Studien römischer Archäologie. Die Senatoren, welche die Republik auf dem Kapitol wieder eingesetzt zu haben wähnten, erinnerten sich auch der monumentalen Pracht des alten Rom, und sie bauten die Wunderstadt ihrer Ahnen in der Vorstellung wieder auf. Trotz aller gewaltsamen Zerstörung der Jahrhunderte war Rom die antikste Stätte des Abendlandes und in den Römern, wenn auch ruinenhaft, noch ein antiker Geist, der dem Volke zum Bewußtsein kam und mit der Kirche in Streit geriet. Zur Zeit der Erneuerung des Senats wurden die Graphia und Mirabilien in der Form festgestellt, in der sie auf uns gekommen sind, und seither immer wieder in Abschriften verbreitet, aber auch von unwissenden Schreibern bis ins Absurdeste entstellt. Beide sind im Wesen dasselbe Produkt, doch verschiedener Rezension; wenn sie auch nicht mit Absicht das kirchliche Rom von sich weisen, so wenden sie sich doch mit entschiedener Liebe der heidnischen Stadt zu. Dies fiel so wenig auf, daß die Mirabilien gerade von päpstlichen Archivisten wie Benedikt, Albinus und Cencius ihren amtlichen Sammelwerken einverleibt wurden. Die Erwähnung des Grabes Innocenz' II. und Anastasius' IV., der Türme der Frangipani und Pierleoni, endlich des Palasts der Senatoren auf dem Kapitol zeigt, daß diese Stadtbeschreibung in der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts abgeschlossen wurde. Obwohl der Graphia ältere Bestandteile, nämlich das kaiserliche Ritualbuch aus der Ottonischen Zeit, angeheftet worden sind, so gehört doch auch ihre Abfassung in dieselbe Zeit, und wir besitzen keinen Kodex der Mirabilien überhaupt, der das 12. Säkulum übersteigt.

So blieb zwischen dem Kuriosum Urbis oder doch dem Anonymus von Einsiedeln und den Mirabilien eine Lücke von Jahrhunderten, aus der uns kein Mittelglied erhalten ist. Sicherlich entstand die aus jenem Kuriosum erweiterte Stadtbeschreibung in ihren Grundlagen nach und nach; Teile davon waren dem Chronisten vom Soracte bekannt, und endlich mochte im 12. Jahrhundert das Ganze zusammengestellt sein. Die fragmentarische Entstehung der Mirabilien läßt sich wenigstens nicht ableugnen, aber die Originalrezension fehlt uns trotzdem. Erst römische und italienische Autoren aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, der Kanonikus Benedikt, Albinus und Cencius, Gottfried von Viterbo, Petrus Mallius, Romuald von Salerno, später Martinus Polonus und Signorili haben die Mirabilien teils benutzt und ausgezogen, teils in sich aufgenommen und überarbeitet.

Die römische Archäologie, welche heute eine erschreckende Breite erreicht hat, treibt in dieser seltsamen Schrift eines unbekannten Scholasten „von den Wunderbarkeiten der Stadt Rom" ihre schon entwickelten Keime in barbarischer, naiver Form und einem angemessen ruinenhaften Latein. Verstand und Unsinn, richtiges Wissen und verzeihlicher Irrtum, welche darin gemischt sind, werden von der anspruchsvollen Gelehrsamkeit späterer und heutiger Archäologen nicht allzu tief beschämt, welche, wenn man sie zusammenfaßt, aus Rom ein den Geschichtschreiber anwiderndes Labyrinth gemacht haben. Es ist überaus reizend, sich zu denken, wie die Stadt im 12. Jahrhundert ausgesehen hat, wo ihre majestätischen Ruinen noch nicht als Skelette und Illustrationen einer Wissenschaft, künstlich gereinigt, umzirkelt und umgraben, dastanden, sondern in waffenstarrende Türme wilder Konsuln und malerische Wohnungen verwandelt oder der Verwilderung der Natur überlassen waren. Viele Ruinen, die heute verschwunden sind oder den Schmuck ihres Marmors verloren haben, standen im 12. Jahrhundert mitten in den Straßen aufrecht und wurden vom Volke hier legendenhaft, dort richtig benannt. Liest man das Mirabilienbuch, so muß man über deren Menge selbst noch

nach dem normannischen Brande erstaunen; denn obwohl die Stadtbeschreibung manche Orte und Monumente noch aufzählt, die im 12. Jahrhundert sich verändert hatten oder untergegangen waren, so wird doch sehr oft wirklich Vorhandenes beschrieben und benannt.

Wir können an mancher Stelle ihre Richtigkeit einer Probe unterwerfen, welche uns die gleichzeitigen Ritualbücher der Kirche darbieten; denn sie haben durchaus dieselben volkstümlichen Namen der Denkmäler. Sie zeichnen einmal den Weg der päpstlichen Prozession durch Rom und bestimmen ihn genau nach Bauwerken und Straßen. Die Päpste zogen damals bei gewissen Festen nicht in goldenen Karossen, sondern barfüßig einher. Die ermüdeten Greise ruhten dann an hergebrachten Stationen, wo ihnen ein Lager (lectulus) öffentlich bereit stand; oder sie ritten, vom Pomp ihres Hofes umgeben, mit dem Regnum gekrönt, auf einem weißen Maultier (albus palafredus), welches mit Silber gezäumt und mit Purpur gedeckt war.

So hatte sich auch eine neue Via Sacra christlicher Pompzüge durch Rom gebildet, von welcher der letzte Teil vom Kolosseum bis zum Lateran Sancta Via hieß, und die päpstlichen Prozessionen bewegten sich mit Absicht durch die alten Triumphbogen des Heidentums. Auf dem Papstwege wechselten christliche Monumente mit heidnischen; aber selbst die Ritualbücher verzeichneten damals mit entschiedener Vorliebe die letzteren. Das Mirabilienbuch zählt sie alle auf, auch der Palast des Präfekten Chromatius in der Region Parione, wo sich die Juden aufstellten, fehlt in ihm nicht. Es schildert diesen römischen, damals noch in Trümmern dauernden Bau bei S. Stephan in Piscina als Templum Olovitreum, das heißt „ganz mit Musiv ausgelegt, ganz aus Glas, Kristall und Gold durch magische Kunst gemacht, und mit einer Astronomie des Himmels versehen", und es weiß, daß Sebastian mit Tiburtius, dem Sohne des Präfekten Chromatius, diesen Wunderpalast zerstört hatte.

Wie die Mirabilien in ihrer Hauptmasse schildern, mögen noch einige Auszüge dartun: „Es ist hier (auf der Seite des Forum) der Tempel der Vesta, wo der

Drachen im Innern schlafen soll, wie wir das im Leben S. Sylvesters lesen; und dort ist der Tempel der Pallas, und das Forum des Cäsar, und der Tempel des Janus, welcher am Anfang und Ende das Jahr voraussieht, wie Ovid in den Fasten sagt; jetzt aber heißt er Turm des Cencius Frangipane." — Die Ruinen des Palatin, welcher auch Palantius mons hieß, werden nur kurz bemerkt: „Innerhalb des Palatium ist der Tempel des Julius; in der Front des Palatium ist der Tempel des Sol; auf demselben Palatium der Tempel des Jupiter, welcher Casa major heißt." Vom Cirkus Maximus: „Der Cirkus des Priscus Tarquinius war von wunderbarer Schönheit und so abgestuft, daß kein Römer den andern am Sehen hinderte; auf dem Gipfel standen Bogen, die ringsum mit Glas und gelbem Golde getäfelt waren; oben waren die Häuser des Palatium, wo im Umkreise die Frauen saßen, das Spiel am 14. Mai zu sehen, wenn es gegeben wurde; in der Mitte standen zwei Agulien (Obelisken); der kleinere hatte 87 Fuß, der größere aber 122. Auf der Spitze des Triumphbogens, der am Eingange ist, stand ein Pferd von vergoldetem Erz, welches einen Anlauf zu nehmen schien, als wollte ein Krieger mit ihm dahinrennen; auf dem andern am Ende befindlichen Bogen ein anderes ehernes und vergoldetes Pferd. Zugleich standen auf der Höhe des Palatium, von wo das Spiel gesehen wurde, die Sitze des Kaisers und der Königin." — „Vor dem Tempel des Trajan, wo noch heute die Türen desselben dauern, war der Tempel des Zeus." — „Neben der Scola Graeca war der Tempel des Lentulus, auf der andern Seite, wo jetzt der Turm des Centius de Origo steht, war der Tempel des Bacchus. Im Elephantus war der Tempel der Sybilla und der Tempel des Cicero in Tulliano, und der Tempel des Zeus, wo die goldne Laube war, und das Templum Severianum." — „Im Marsfeld der Tempel des Mars, wo die Konsuln an den Kalenden des Juli erwählt wurden und bis zu den Kalenden des Januar blieben; wenn der zum Konsul Gewählte von Verbrechen rein war, so wurde ihm sein Konsulat bestätigt. In diesem Tempel stellten die römischen Sieger

die Schiffschnäbel auf, aus denen Werke zum Schauspiel aller Völker gemacht wurden." — „Auf der Spitze der Front des Pantheon standen zwei Stiere von vergoldetem Erz. Vor dem Palast des Alexander waren zwei Tempel der Flora und des Phöbus. Hinter dem Palast, wo jetzt die Schale steht, war der Tempel der Bellona, wo geschrieben stand:

Rom war ich, die alte, die Neue werd' ich genannt sein;
Aus dem Schutte befreit, richt' ich zum Himmel mich auf."

Die Mirabilien bezeichnen die Denkmäler der Alten oft durch Kirchen, welche in ihren Ruinen erbaut worden waren, aber man sieht, sie beschäftigen sich fast ausschließlich mit jenen, so daß dies Buch geradezu das archäologische Wissen von Rom in jenem Zeitalter enthält, wo Italien den kühnen Anlauf nahm, die Barbarei des Mittelalters, die Priestergewalt und die Fremdherrschaft zugleich von sich abzustreifen. Das Buch der Mirabilien erscheint daher mit innerer Folgerichtigkeit als die archäologische Wiederherstellung der alten Stadt in der Zeit der Aufrichtung der freien Gemeinde. Man mag sich denken, daß dieses Buch damals die Lieblingsschrift der Senatoren war. Sein Verfasser konnte nur ein Römer sein. Er sprach mit Bewußtsein den wesentlich archäologischen Zweck seiner Arbeit in diesen Worten aus: „Diese und andre viele Tempel und Paläste der Kaiser, Konsuln, Senatoren und Präfekten, welche zur Zeit der Heiden in dieser goldenen Stadt gewesen sind, so wie wir in den alten Annalen lasen und mit unsern Augen es gesehen und von den Alten es gehört haben, wie gar schön sie von Gold, Silber und Erz, Elfenbein und Edelsteinen glänzten, haben wir durch die Schrift zum Andenken der Nachkommen, so viel wir konnten, deutlicher zu machen uns bemüht."

Der Altertumskundige darf noch heute jenem Scholasten dankbar sein. Er kann aus ihm manchen Nutzen ziehen, wenn er durch Kritik das Wahre vom Falschen aussondert. Der Autor war immerhin schon ein Forscher, der den ersten Versuch vor Flavius Blondus machte, das verschüttete Rom wieder zu finden und in seinen geschichtlichen Monumenten darzulegen. Aber die Wirklich-

keit der antiken Römerstadt liegt im Mirabilienbuch (und auch in allen andern Büchern der Archäologie) wie von einem trüben Mondlicht umschleiert. Die verwandelnde Zeit deckt alles geschichtlich Entstandene, so groß und herrlich es sein mochte, mit Schutt zu. Die Enkel graben darin mit anspruchsvoller Mühe nach den Zeugnissen der Vergangenheit, um doch kaum halb zu erraten, was einst jedes Kind an Ort und Stelle gewußt hat.

Das antiquarische Buch des mittelalterlichen Rom gibt noch zu andern Bemerkungen Veranlassung. Es ist auffallend, daß im Zeitalter der romantischen Dichtungen der Charakter der Mirabilien so vorherrschend archäologisch geblieben ist; denn das Sagenhafte ist in ihnen fast ganz zurückgedrängt. Die Kirche pflegte die Martyrerlegende, aber sie verscheuchte die Profan-Sage, und überhaupt liegt das märchenhafte Wesen nicht im Gefühle der italienischen Völker, deren von historischen Gestalten überfülltes Land und zu klarer Himmel solchem Traumleben nicht günstig sind. Die Mirabilien haben auffallend wenig Sagen; fast alle beziehen sich, und dies ist echt römisch, auf Statuen.

In einer Zeit, wo die Bildhauerkunst untergegangen war, mußten gerade ihre edeln Reste in Rom Erstaunen erregen und namentlich die fremden Pilger, wenn sie so viel Bildung besaßen wie Hildebert von Tours, zu einem fast heidnischen Enthusiasmus hinreißen oder ihnen als Werke magischer Kunst erscheinen. Unmittelbarer und lebendiger als alle andern Überreste des Altertums stellten nur noch Statuen die Ideale der klassischen Welt dem Volke dar, welches die antike Dichtung vergaß und nicht mehr verstand. Kein Künstler in keinem Lande der Erde vermochte eine Marmorgestalt gleich jenen zu schaffen, die wie Fremdlinge aus einer andern Welt im Schutte von Bädern und Tempeln zurückgeblieben waren. Die Götter Griechenlands blickten aus den Augen vereinsamter Bildsäulen ein verwildertes Menschengeschlecht an, welches durch die Kreuzzüge und den Orient aufgeregt

war und in der Zeit, wo das römische Recht und die römische Republik wieder erstanden, sich des schönen Heidentums zu erinnern begann. Für diese Stimmung ist die köstliche Fabel von der marmornen Venus in Rom bezeichnend, welche den Ring eines Jünglings, den er spielend an ihren Finger steckte, als Brautring festhielt. Dies anmutige Märchen offenbarte plötzlich ein im Menschengemüt schlummerndes Bewußtsein vom unzerstörbaren Zusammenhange mit der antiken Kultur, und es prophezeite eine spätere Zeit der Rückkehr zum Wissen und zu den schönen Formen des Heidentums. Aber die Sagen, welche man den Bildsäulen Roms anheftete, sprachen damals eigentlich nur aus, daß diese verlorenen Werke des griechischen Genius mitten in der barbarisch gewordenen Menschheit noch unbegriffen dastanden. Sie anschauen konnte man damals nur in Rom; denn nirgend anderswo gab es, ehe man anfing Ausgrabungen zu machen, so viele Statuen von Marmor und Bronze als hier. Die Fabeln von den Bildsäulen Roms konnten so gut Erfindungen der Römer als der Fremden sein, und in manchem Falle war es sicherlich die aufgeregte Phantasie nordischer Pilger, welche sie erschuf. Die wunderbare Geschichte von der erzenen Statue auf dem Marsfelde, die mit einem Finger auf die Erde wies, während eine Schrift auf ihrem Haupte sagte: hier stoße zu! (hic percute!), und deren Rätsel vom berühmten Papst Gerbert aufgelöst wurde, entsprang sicherlich der Einbildung eines Pilgers, der von zauberischen Schätzen im unterirdischen Rom träumte. In Wahrheit bezeichnet diese Sage sinnvoll die Geheimnisse der in die Tiefen des Bodens der Stadt versunkenen Welt des Altertums. Wer noch heute dort umherwandelt, möchte wohl oft auf dem Schutte des Forum, oder im Marsfelde, oder in den öden Thermen still stehen und rufen: hic percute! Denn auch heute noch ruhen drunten zahllose schöne Gebilde und harren auf das Zauberwort oder den Zufall, der ihre dichte Grabdecke sprengt.

Die Mirabilien bemerken einmal, daß Romulus sein goldnes Bild in seinem Palast aufstellte mit dem Spruch: „es wird nicht fallen, wenn nicht eine Jungfrau gebiert,“

und daß diese Statue sofort zusammengestürzt sei, als die Jungfrau geboren hatte. Sie erwähnen der tiefsinnigen Legende von einer andern Bildsäule, die zum abtrünnigen Kaiser Julian redete und ihn verlockte zum Heidentum zurückzukehren. Selbst ihre hervorragendsten Profansagen beziehen sich auf Bildsäulen, uud der Leser dieser Geschichte kennt bereits die wunderlichen Erzählungen von der Reiterfigur Marc Aurels, von den beiden marmornen Kolossen und den klingenden Statuen auf dem Kapitol.

Das alte Bildsäulen-Märchen vom Kapitol wurde später mit dem Sagenkreise vom „Zauberer Virgil" verbunden, und wir sprechen hier unsere Verwunderung aus, daß der Verfasser der Mirabilien die Sagen über Virgil in seine Schrift aufzunehmen verschmähte. Die Dichtungen des größten Poeten Roms, die noch lange nach dem Falle des Römerreichs von Rhetoren öffentlich deklamiert wurden, rezitierte man nicht mehr auf den Trümmern des Forum Trajans; die italienische Sprache erschwerte schon ihr Verständnis; die lateinische Muse, selbst die der Epigramme, war im 12. Jahrhundert in Rom fast abgestorben, während sie draußen noch duftige Blüten wie die Lieder der Vaganten trieb, und wir würden Mühe haben, die versteckte Schule irgendeines Grammatikus aufzusuchen, der seinen Schülern die Äneis oder die Eklogen erklärte. Doch wir zweifeln nicht, daß sich die Kenntnis Virgils immer in Rom erhielt, und selbst Ovid war noch dem Schreiber der Mirabilien wohlbekannt, während der weltmännische Horaz jenem rohen Geschlecht minder zugänglich war. Antiquarische Entdeckungen in Rom wurden durch Virgil erklärt; dies beweist die Erzählung Wilhelms von Malmesbury, daß um 1045 das Grab des Pallas, des Sohnes Evanders, entdeckt wurde. Der Leib des Riesen, so berichtet er, ward noch völlig unversehrt gefunden, mit einer vier Fuß langen Wunde auf der Brust, wie sie ihm der König Turnus geschlagen hatte. Auch eine brennende Kerze fand sich in der Gruft, durch nichts zu verlöschen, bis man unterhalb der Flamme einen Riß gemacht hatte. Dieser Fund konnte dem englischen Annalisten unmöglich

in solcher Form berichtet werden, wenn nicht römische Antiquare selbst dem entdeckten Grabe jene Erklärung gegeben hatten.

Das Fortleben Virgils im Mittelalter ist in unseren Tagen mit Liebe verfolgt und erklärt worden. Man weiß, daß seit der Zeit Konstantins Stellen virgilischer Gedichte, namentlich in der vierten Ekloge, als christliche Weissagungen galten. Die Muse hatte diesem Dichter auf der Schwelle zweier Weltepochen einige geniale Verse eingegeben, welche zufällig wie die Verkündigung der Geburt Christi aussehen; und niemals ist die feine Schmeichelei eines Dichters oder seine idealistische Hoffnung auf ein künftiges goldnes Zeitalter so glänzend belohnt worden als bei Virgil. Der ahnungslose Heide wurde zum Range eines messianischen Propheten erhoben, der Lieblingspoet der Kirche und des gläubigen Mittelalters, und jahrhundertelang benutzte man seine Bücher als die Orakel eines sibyllinischen Sehers, indem man sie blindlings aufschlug, wie man noch heute orakelfragend die Bibel aufzuschlagen pflegt. Dies sagenhafte Wesen der virgilischen Muse ist eine der anziehendsten Tatsachen aus der Geschichte der menschlichen Phantasie, welche Zeitalter und Geistesrichtungen miteinander verbindet. So ist eine der schönsten aller Legenden, welche die Antike und das Christentum verknüpfen, jene von der Vision des Beschützers Virgils, des Kaisers Oktavian, dem die von der Menschheit scheidende Sibylle die Jungfrau mit dem Christuskinde zeigt.

Wenn die Kirche Virgil als einen heidnischen Jesaias ehrte, so verwandelte ihn das Volk (und dies schon auffallend frühe) in einen Philosophen, Mathematikus oder Magier ersten Ranges. In solcher Gestalt mußte er auch den Römern zur Zeit der Mirabilien bekannt sein, aber die Sage vom Zauberer Virgil entstand nicht auf römischem Boden, sondern war hier nur gleichsam zu Gast. Es ist auffallend, daß die Mirabilien dort, wo sie von der Vision Oktavians erzählen, gar nicht an Virgil denken, und auch die Sage von den klingenden Statuen wird von ihnen in keiner Weise mit ihm in Zusammenhang gebracht. Die Salvatio Romae auf

dem Kapitol, wo jede Empörung der Provinzen von den mit Glöckchen läutenden Bildsäulen offenbart wurde, erscheint in Rom durchaus nicht in ihrer späteren Form. Der französische Roman vom Virgil erzählte nämlich, daß dieser Zauberer zur Rettung Roms einen Turm mit den Statuen jener Art gebaut habe, und eine andre Dichtung beschrieb ihn so, daß er tagsüber von Golde geglänzt habe, nachts durch eine strahlende Lampe den Schiffern sichtbar gewesen sei, und daß ferner ein dort angebrachter Spiegel alles, was in der Welt vorging, und jede feindliche Bewegung gegen Rom offenbart habe. Dies Märchen vom Zauberspiegel, welches sich in den Ritterepen wie im Parzival findet, ist unrömischen Ursprungs, aber es konnte immerhin zur Zeit der Mirabilien in Rom bekannt sein.

Zu den Wunderwerken oder Talismanen Virgils in Rom gehörte auch die sogenannte Bocca della verità, aber die unrömische Verbindung auch dieser Sage, welche ihr Lokal in S. Maria in Cosmedin hatte, mit Virgil mochte den Römern im 12. Jahrhundert unbekannt sein. Im Atrium jener Basilika steht noch heute eine große Kloakenmaske, von der das Volk im Mittelalter sagte, daß die alten Römer, wenn sie Eide schworen, in deren offenes Maul die Hand legen mußten, welche dann dem Meineidigen abgebissen wurde; bis endlich die List einer Ehebrecherin die Wunderkraft des Bildes zerstört habe.

Von allen jenen Wunderwerken Virgils schweigen die Mirabilien, und sie nennen ihn nur einmal in folgendem Zusammenhange: „Auf dem Viminal steht die Kirche S. Agatha, wo Virgilius von den Römern gefangen, unsichtbar hinweg und nach Neapel ging, daher man sagt: vado ad Napulum.“ Das scheint sich auf das Märchen zu beziehen, welches erzählt, das Virgil, wegen der bizarren Rache, die er an einer spröden Römerin nahm, vom Kaiser eingekerkert, auf einem Luftschiffe nach Apulien fuhr; und die vereinzelte Notiz der Mirabilien macht offenbar, daß die Römer des 12. und 13. Jahrhunderts nicht allein diese, sondern auch andere Sagen von Virgil kannten.

Jedoch die wahre Heimat des „Zauberers Virgilius“

war Neapel, seine Lieblingsstadt, wo sich sein mythisches Grab befand. Es ist fast befremdend, den naiven Glauben zu sehen, mit dem auch die ernstesten Männer am Ende des 12. Jahrhunderts die neapolitanischen Fabeln von Virgil berichteten. Der Engländer Gervasius von Tillbury, Marschall des Reiches Arelat, zählte in seinem Werke Otia Imperialia, welches er dem Kaiser Otto IV. widmete, unter den vielen „Mirabilien" der Welt mit besonderer Vorliebe die Wunderwerke des Poeten in Neapel auf. Der Dichter des römischen Nationalepos konnte es sich einigermaßen gefallen lassen, als Zauberer mit der Erbauung der großen Reichspolizeianstalt, Salvatio Romae, beehrt worden zu sein; aber in Neapel mußte er sich zu den Künsten eines Scharlatan herablassen: durch eine bronzene Fliege alle Fliegen vertreiben; im capuanischen Tor alle Schlangen einsperren; durch ein ehernes Pferd alle Pferde vor der Senkung des Rückens behüten; durch ein magisches Stück Fleisch den Fleischmarkt in beständiger Frische erhalten; auf dem Jungfrauenberge einen Garten mit Heilkräutern bauen, wo das Lucien-Kraue blinde Schafe wieder sehend machte, und durch die bronzene Bildsäule eines Posaunenbläsers oder eines Bogenschützen den Südwind auffangen, oder den Vesuv in Ruhe halten. Etwas mehr seiner würdig konnte die Erbauung des Kastells dell' Uovo auf Eiern, die Durchgrabung des Posilip und die Anlegung der Heilbäder in Puteoli sein, deren Gebrauch die neidischen Ärzte Salernos durch Auslöschung der Überschriften verkümmerten.

Es half den Mauern Neapels auch nicht das kunstvollste Palladium, welches Virgil in eine Glasflasche eingeschlossen hatte, denn Heinrich VI. nahm auf dasselbe keine Rücksicht, als er jene im Jahre 1196 zerstören ließ. Sein Kanzler Konrad, erwählter Bischof von Hildesheim, welcher ihn als Legat des Königsreichs Sizilien begleitete, versicherte mit glaubwürdigem Ernst, daß trotz jenes Palladium die Mauern Neapels von den tapfern Deutschen umgestürzt worden seien, aber er erklärt dies voll Achtung vor dem großen Zauberer daraus, daß die magische Flasche schon einen Riß gehabt hatte; auch gesteht er, daß die Deutschen das sogenannte eiserne Tor nicht niederzu-

reißen wagten aus Furcht, die Schlangen zu befreien, welche Virgil dort verzaubert hatte. Der hochgestellte Mann versicherte mit der ruhigsten Überzeugung, die der Kaiser Heinrich sicherlich teilte, daß er die Wunder Virgils selbst erprobt und gesehen habe, wie die Gebeine des Poeten, als man sie an die Luft brachte, den Himmel augenblicklich verdunkelten und das Meer in Sturm versetzten. Sein abenteuerlicher Brief an Herbord von Hildesheim, als eine Perle in Arnolds Chronik der Slaven aufgenommen, eröffnet die unabsehbare Reihe der von Deutschen bis auf unsern Tag geschriebenen Reisebriefe aus Italien. Es ist höchst ergötzlich zu sehen, was alles die von einer fremden, schönen Welt erhitzte und mit klassischen Studien getränkte Einbildung des Kanzlers in Süditalien wahrnahm. Er entdeckte dort selbst den Parnaß und den Olymp, freute sich, daß die begeisternde Quelle Hippokrene jetzt innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches fließe, fuhr mit mythologischem Grauen durch die Scylla und Charybdis, segelte freudevoll irgendwo Scyron vorbei, wo Thetis den Heldensohn Achill versteckt gehalten, sah im Theater zu Tauromenium das furchtbare Labyrinth des Minotaurus und machte in Sizilien die Bekanntschaft der Sarazenen, welche die beneidenswerte, vom Apostel Paulus vererbte Kraft besaßen, durch bloßes Ausspeien giftige Schlangen zu töten.

Wir verlassen diese erheiternden Sagen, die dem wundergläubigen Jahrhundert, wo bei uns Deutschen die Ritterpoesie in Blüte kam, eine so lebhafte Färbung verleihen, um nur des Berichts eines andern Reisenden Erwähnung zu tun, welcher die Stadt, die jener Konrad nicht betrat, vor dem Jahre 1173 sah und kurz beschrieb. Die Mirabilien Roms vermehrte der spanische Jude Benjamin von Tudela, der als ein Vorläufer des Johann von Mandeville von seiner Fahrt bis nach Indien einen zum Teil fabelhaften Bericht im Geiste seines Jahrhunderts hebräisch niederschrieb.

Die Geschichte der Ruinen der Stadt haben wir durch die unglücklichen Ereignisse des 11. Jahrhunderts vervollständigt; auch im 12. war Rom so voll von Krieg, daß man sich leicht vorstellen mag, wieviel alte Bauwerke, besonders zur Zeit Heinrichs IV. und Robert Guiscards, vernichtet wurden. Als sich Rom wieder beruhigte, gaben die Reste antiker Bauten das Material für die Erneuerung der Stadt her. Keine Behörde wachte mehr über die Erhaltung der Altertümer, während man nach wie vor edeln Marmor, selbst Statuen in die Kalköfen warf. Rom fuhr fort, als Fundgrube köstlichen Materials auch von Fremden ausgebeutet zu werden. Wie einst Desiderius römische Säulen nach Monte Casino entführte, so gewiß taten ähnliches auch jetzt fremde Fürsten und Bischöfe. Wenn solche in der Stadt anwesend waren, betrachteten sie mit Begier die herrlichsten Bildwerke des Altertums, deren Verlassenheit sie aufforderte, sich ihrer zu bedienen. Der Zeitgenosse S. Bernhards, der Abt Sugerius von S. Denys gestand, daß er in den Bädern Diokletians und andern Thermen die bewundernswertesten Säulen mit dem Verlangen betrachtet habe, sie zu Schiffe nach Frankreich zu schaffen, wo er gerade mit dem Neubau seiner Abtei beschäftigt war. Wenn die Schwierigkeit des Fortschaffens und andere Umstände ihn daran hinderten, so mag man sich leicht denken, daß andere Bischöfe oder Städte solche Hindernisse nicht fanden.

Die öffentlichen Bauwerke gehörten indes rechtmäßig dem Staat, und es finden sich Urkunden aus dieser Zeit, wo Päpste Monumente an Privatpersonen oder Kirchen verliehen. Die meisten antiken Ruinen waren in solchen Besitz übergegangen; dies rettete sie vor gänzlicher Zerstörung als herrenloses Gut, und selbst der Gebrauch, den die Eigentümer von ihnen machten, beschädigte sie nur, ohne sie zu vernichten.

Die Päpste fuhren also fort, antike Gebäude als Staatsgut zu betrachten, und man wird sich erinnern, daß die Kirche auch die Engelsburg wie das Pantheon als ihr Eigentum beanspruchte. Als nun die Römer ihre Frei-

heit errangen, trat die Stadt selbst mit dem Anspruch hervor, die Eigentümerin der öffentlichen Monumente zu sein, wo solche nicht von römischen Geschlechtern bereits in ihre Turmpaläste verwandelt waren. Der Senat übernahm die Sorge, die Stadtmauern zu erhalten, wozu der Papst eine jährliche Summe beisteuern mußte.

Ein anderes Zeugnis von der Tätigkeit in diesem Sinn ist noch rühmlicher. Am 27. März 1162, einen Tag nach dem Einzuge Barbarossas in das unglückliche Mailand und wohl an demselben Tage, da die barbarische Zerstörung dieser Stadt begann, beschloß zufällig der römische Senat die Erhaltung der Säule des Trajan, „auf daß sie nie zerstört oder verstümmelt werde, sondern zur Ehre des ganzen römischen Volks in ihrer stehenden Figur ganz und unbeschädigt erhalten bleibe, so lange die Welt dauert. Wer sie zu verletzen wagt, soll mit dem Tode gestraft werden, sein Gut aber dem Fiskus anheimfallen." Dies herrliche Monument der großen Kriegstaten Trajans gehörte damals den Nonnen von S. Ciriacus, und der römische Senat bestätigte eben dies Kloster im Besitz der Säule und der kleinen Kirche S. Nicolaus zu ihren Füßen, ohne über das Unwürdige eines solches Schicksals nachzudenken.

Mit der Freiheit erwuchs die Liebe zum Altertum, die Ehrfurcht vor seinen Denkmalen und der Sinn für den Glanz, welchen Rom von den Werken der Ahnen empfing. Auch die Großen fühlten das Bedürfnis, sich durch Bauten Ruhm zu erwerben und den Schmuck der Stadt zu erhöhen. In solchem Sinne wurde der Turm an der Brücke der Senatoren (Ponte Rotto) erbaut, welchen das spätere Mittelalter Monzone nannte und das fabelnde Volk noch jetzt als das Haus des Pilatus oder des Cola di Rienzo bezeichnet. Dies wunderliche Gebäude, ein Brückenturm (an allen Brücken Roms standen Türme), wo das Pedagium erhoben wurde, machte den Anspruch, ein Prachtpalast zu sein. Sein Überrest von festem Ziegelbau ist heute das merkwürdigste Denkmal der bizarren Privatarchitektur des römischen Mittelalters. Gesimse und kleine Logen gliederten den Bau, der nach der Straße zu einen gewölbten Eingang hatte. Innen Räume

mit tüchtigen Kreuzgewölben, aus deren unterm Teil eine Steintreppe in die Obergeschosse führte. Die Außenseite wurde mit antiken Fragmenten geschmückt; rohe Halbsäulen aus Ziegeln tragen einen zusammengeflickten Fries, wo man bald marmorne Rosetten, bald Arabesken und kleine Reliefs von mythologischen Figuren sieht. Die Büste des Erbauers (man machte also wieder Porträtbüsten in Rom) war ursprünglich in einer Außennische am Eingang aufgestellt; sie ist verschwunden, aber das prahlerische Distichon, welches sie begleitete, blieb verschont. Eine andere lange Inschrift in leonischen Versen nennt den Erbauer und seine Familie. Ihre Großtuerei erinnert an die Deklamationen der Römer vor Konrad und Friedrich, aber die melancholischen Seufzer über die Nichtigkeit aller irdischen Größe, im Stil der Grabschriften, sind nicht ohne poetischen Reiz. „Nicolaus, dem dies Haus gehört, war des wohl eingedenk, daß der Ruhm der Welt eitel sei. Es zu erbauen trieb ihn weniger Ehrgeiz als der Wunsch, den Glanz des alten Rom zu erneuern. In einem schönen Hause gedenke des Grabes, und daß du nicht lang darin zu wohnen habest. Auf Flügeln fährt der Tod daher. Keines Menschen Leben ist ewig. Unser Bleiben ist kurz und federleicht unser Lauf. Ob du auch dem Winde entflöhest, dein Tor hundertfach verschlössest und mit tausend Wächtern umstelltest, doch sitzt über deinem Schlaf der Tod. Weiltest du in einem Schloß fast den Gestirnen nahe, doch wird dich, seine Beute, der Tod nur um so schneller daraus entführen. Zu den Sternen steigt das erhabene Haus. Seine Gipfel erhob von unten auf der Erste der Ersten, der große Nicolaus, um den Glanz seiner Väter zu erneuern. Hier steht des Vaters Name Crescens, und der Mutter Theodora. Dies berühmte Haus baute für sein teures Kind und übergab es David derjenige, der sein Vater war."

Ohne Grund hat man in dem Erbauer einen der Crescentier, ja den berühmten Crescentius aus Ottos III. Zeit selbst gesehen. In dieser Familie erscheint unsres Wissens kein Nicolaus. Die römische Kunst, die einen so seltsamen Bau erschuf, war vom Turm des Giotto

zu Florenz so weit entfernt wie die Chronik des Benedikt vom Soracte von der Villanis. Die Zeit seiner Erbauung ist ungewiß, aber außer den historischen Verhältnissen spricht der Geist der Inschrift für das 11. oder 12. Jahrhundert. Der Stil dieses Baronalpalasts erscheint um so barbarischer, weil in seiner unmittelbaren Nähe zwei wohlerhaltene kleine Römertempel von einfacher Schönheit stehen. Der Vergleich mit ihnen hätte den Architekten beschämen müssen, aber sein Bau mußte, als er vollendet war, das damalige Rom überstrahlen und keineswegs ohne den Schein grandioser Pracht und gewiß nicht ohne malerische Wirkung sein. Von dem Gebäude, welches der römische Konsul mit einer Inschrift versah, die etwa auf ein Werk des Ramses würde gepaßt haben, steht heute nur der kleinste Rest, die Turmruine, und die Eitelkeit des Erbauers wird durch einen Viehstall und Heuschuppen verhöhnt, die in dem erhabnen Haus des Ersten der Ersten angelegt sind.

Wenn uns heute die Paläste der Pierleoni und Frangipani erhalten wären, so würden wir ebensolche phantastische Bauwerke vor uns haben. Türme, neu aufgebaut oder auf alten Monumenten aus Ziegeln errichtet, entstanden gerade in jener Epoche überall in Rom. Es gab keinen Triumphbogen mehr, der nicht übertürmt gewesen wäre. Die Frangipani allein hatten zu ihren Festungen benutzt die Bogen des Titus und Konstantin und mehrere Janusbogen. Nicht weit vom Bogen des Titus stand am Fuße des Palatin rechts von der Via Sacra der mächtige Hauptturm ihrer palatinischen Burg, die Turris Cartularia, von welcher die Mirabilien sagen, daß sie auf dem Tempel des Äskulap erbaut worden war. Im 11. Jahrhundert befand sich in diesem Turm ein Teil des päpstlichen Archivs, das Cartularium juxta Palladium genannt, und davon hieß der Turm Cartularia. Auch der Cirkus Maximus wird von den Türmen der Frangipani gestarrt haben; ein dortiger Bogen gab einem Zweig ihres Geschlechts den Namen de Arco.

In allen Städten Italiens herrschte damals die Leidenschaft, Türme zu erbauen. Pisa besaß deren so viele,

daß Benjamin von Tudela ihre Zahl auf 10000 übertreiben durfte. Noch stehen als Denkmäler jener Zeit der Gemeindefreiheit und der Stadtfehden in Venedig der hohe Turm von S. Marco, in Bologna die himmelhohen Türme Asinella und die hängende Garisenda, in Pisa der prachtvolle hängende Turm der Kathedrale. Die Türme, die man in Rom errichtete, waren nur selten so kostbar oder anspruchsvoll verziert wie jener des Nicolaus, in der Regel waren sie flüchtige, leicht zerstörbare, schnell wieder herzustellende Bauten. Die Stadt zeigt noch heute teilweise erhaltene Türme des Mittelalters, alle aus gebrannten Ziegeln, viereckig, unverjüngt, ungegliedert; sie erhoben sich meist aus den Burgpalästen. Wenn die Stadmauern nach der Zählung der Mirabilien mehr als 360 Türme hatten, wenn man sich dazu die zahllosen Glockentürme der Kirchen, die Türme der Geschlechter und so viele hochaufragende Ruinen des Altertums vorstellt, so mag man die heute so großartig bekuppelte Stadt in ihrer mittelalterlichen Erscheinung vor sich sehen. Dieser Wald finstrer und drohend emporsteigender Türme verlieh ihr damals einen trotzigen, kriegerischen Charakter, welcher auch auf die mächtigsten Kaiser Eindruck machen mußte.

Aber die Stadt selbst bot im 12. Jahrhundert ein Schauspiel von chaotischer Trümmerhaftigkeit und Verwilderung dar, für welches auch die lebendigste Phantasie nicht Vorstellungskraft genug besitzt. Nach dem normannischen Brande verödeten die Hügel mehr und mehr; die wuchernde Kraft des Südens überdeckte sie mit Pflanzenwuchs; ehemalige Stadtviertel wurden zu Feldern, und fiebervolle Sümpfe breiteten sich in den Niederungen aus. Die Bevölkerung drängte sich nach dem Tiber und dem Marsfelde zusammen, zu Füßen des wieder freien Kapitols; und dort, in Gassenlabyrinthen, welche Schutthaufen, zertrümmerte Marmortempel und Monumente unterbrachen, saß das wilde Volk der Römer, gering an Zahl und doch stark genug, die Päpste zu vertreiben und die Kaiser von den alten Mauern Aurelians zurückzuwerfen.

Nach der Beendigung des Investiturstreites konnte sich

die Stadt langsam aus ihrem Verfall erheben. Allein die Armut der Bürger war zu groß, und die Päpste hatten sich nur mit den Kirchen zu beschäftigen, deren Herstellung durch den Kultus geboten war. Während sich in den meisten Republiken Italiens prachtvolle Dome neuesten Stils erhoben, beschränkte sich die römische Baukunst nur auf Erneuerung und Ausschmückung des in Fülle Vorhandenen.

Daß schon im Anfange des 12. Jahrhunderts ein stärkeres Gefühl für das Schöne lebendig war, lehrt hier die Kirche S. Maria in Cosmedin, im Gebiet der Scola Graeca. Diese kleine Schatzkammer mittelalterlicher Kunst wurde unter Calixt II. erneuert und von seinem Kämmerer Alphanus ausgeschmückt. Sie bewahrt noch viele Zeugnisse jener Zeit, Werke naiver Skulptur, die eine Epoche trefflich darstellen, wo mitten in der eisernen Barbarei die Muse mit einem lieblichen Kindergesicht spielend und schüchtern aufzutreten beginnt. Ein Hauch jener Zeit überweht den Betrachter, blickt er dort auf die bunte Steinmosaik des Fußbodens, auf die zierlichen in Marmor ausgelegten Ambonen, die Türpfosten, den mosaizierten Bischofsstuhl in der Apsis und manches andere Werk aus den Tagen des Alphanus.

Schon früher bemerkten wir, wie Calixt II. im S. Peter und im Lateran bauen ließ, wo er die Siege der Kirche in Malerei hatte darstellen lassen. Mit einigen Unterbrechungen nahmen auch seine Nachfolger diese Tätigkeit wieder auf; namentlich glänzte darin Innocenz II. Das wahrhafte Denkmal seines Pontifikats ist S. Maria in Trastevere. Diese uralte Basilika, noch heute eine der anziehendsten Roms, wurde von ihm nach dem Tode Anaklets neu aufgebaut. Er selbst war Trasteveriner von Geburt, und die Türme seines Geschlechts standen im Gebiet jener Parochie. Er konnte jedoch die Kirche nicht vollenden, was erst Innocenz III. tat, aber trotz mancher Umwandlungen im Laufe der Zeit ist sie doch wesentlich sein Werk. Mit ihren 24 schwärzlichen Granitsäulen, die noch so viel klassisches Heidentum an ihren Kapitälen tragen, mit dem antiken Gebälk über ihnen, dem altertümlichen Fußboden, dem Tabernakel auf Por-

phyrsäulen und den Musiven ist diese Basilika noch heute von dem antik-christlichen Geist erfüllt, welcher dem Mittelalter Roms eigen war. Von den Musiven der Apsis und des Bogens gehören noch viele, obwohl erneuerte, jener Zeit an. Sie sind keineswegs ganz barbarisch, sondern zeigen mit Festhaltung der Tradition schon freiere Bewegung. Namentlich sind die Gestalten des Heilands und der Jungfrau Tempelbilder feierlichen und nicht zu schweren Stils. Die übrigen Gemälde sind späteren Ursprungs, aber das bedeutende Musiv in der Hohlkehle an der Außenseite der Basilika (die Madonna und zehn Jungfrauen darstellend) gehört der Mitte des 12. Jahrhunderts an und lehrt, daß die musivische Technik wieder einen Aufschwung genommen hatte. Vielleicht waren die Künstler, die dasselbe arbeiteten, aus Monte Casino hergekommen.

Als Desiderius seine schöne Klosterkirche baute, ließ er zwar Material, doch keine Meister aus Rom kommen. Die Chronik von Monte Casino sagt ausdrücklich, daß er Mosaizisten aus Byzanz berief und sodann in seinem Kloster eine Mosaikschule errichtete, damit diese Kunst in Italien nicht untergehe, wo sie seit 500 Jahren nicht geübt worden sei. Allein die Fortdauer der musivischen Technik in Italien widerlegt die Übertreibung des Chronisten; nur dies ist wahrscheinlich, daß die Kunstschule Monte Casinos auf Rom viel Einfluß übte, und in der Zeit der innigen Verbindung mit den Königen Siziliens, welche so herrliche Dome bauten, haben vielleicht auch Künstler aus Palermo für die Päpste gearbeitet. Jedoch weder die Wandmalerei noch die Mosaik hatte in Rom aufgehört, geübt zu werden.

Die Malerei, im Dienste der Kirchen, scheint den Künstlern bereits Wohlhabenheit und Ansehen verliehen zu haben, denn im Jahre 1148 findet sich ein Maler Bentivenga sogar unter den Senatoren. Schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts werden römische Künstlerfamilien bekannt, die durch Marmorarbeiten in der Stadt wie außerhalb sich Ruhm erwarben. Vier Söhne eines Meisters Paulus, Johannes, Petrus, Angelus und Sasso, machten im Jahre 1148 das Tabernakel in

S. Lorenzo vor Rom, und denselben gehören noch andere ähnliche Werke an. Gleichzeitig blühte in der Stadt eine Künstlerfamilie, deren Haupt der Römer Ranucius war. Sie arbeitete musivische Bildwerke in S. Maria di Castello zu Corneto. Sodann erscheinen um das Jahr 1180 die sogenannten Cosmaten, ein merkwürdiges Künstlergeschlecht Roms, welches im 12. Jahrhundert in voller Blüte stand. Solcher Art sind die Anfänge der neueren Bildhauerkunst, die aus dem sogenannten Opus Alexandrinum hervorging, das heißt aus mosaikartigem Schmuck für Kirchen, wozu farbige Marmorstücke verwendet wurden. Es waren architektonische Skulpturen, und Steinmetzen verfertigten sie. Die Bildhauerei jener Zeit beschränkte sich auf Grabmäler, Kanzeln oder Ambonen, auf Marmorkandelaber für die Osterkerze und Tabernakel, von denen Rom einige gleichmäßigen Stils aufzuweisen hat.

Unter den Kriegsstürmen der Stadt saßen also in ihren einsamen Werkstätten, in der ersten Morgendämmerung der Kunst, Künstler, die sich voll Stolz Marmorarbeiter (marmorarii) und römische Meister (doctissimi magistri Romani) nannten, und sie arbeiteten mit frommem Eifer für die Kirchen, welche ihnen Beschäftigung boten. Ihre Kunst ging vom Vater auf Söhne und Enkel über und bildete sich in Schulen fort. Seit der Mitte der 12. Jahrhunderts erhielten diese römischen Meister immer mehr Aufträge, denn nun gab es kaum einen Papst mehr, der nicht Kirchen herstellte oder verzierte.

Lucius II. baute S. Croce neu auf Eugen III. stellte die Basilika S. Maria Maggiore wieder her, die er mit einem Portikus versah. Päpste begannen, wie auch Kardinäle, Paläste zu bauen. Anastasius IV. errichtete einen solchen beim Pantheon, und Eugen III. baute in Segni eine päpstliche Residenz. Er erweiterte auch den Vatikan, wo er wahrscheinlich einen Neubau errichtete, welchen Cölestin III. fortsetzte. Denn diese beiden Päpste werden als diejenigen betrachtet, welche den Grund zum vatikanischen Palast gelegt haben.

Auch am lateranischen bauten Clemens III. und Cöle-

stin III. Dieser Papst ließ im Jahre 1196 dort eherne Türen einsetzen. Von Clemens III. rührt wohl auch der Klosterhof in S. Lorenzo her, heute der älteste Bau solcher Art in Rom, welcher schon das folgende Jahrhundert andeutet, wo man schöne Klosterhöfe mit kleinen mosaizierten Säulenhallen anzulegen verstand.

Am Ende des 12. Jahrhunderts wurde also auch in Rom ein reger Eifer für die Kunst sichtbar, der mit dem allgemeinen Triebe in Italien zusammenhing. Sie erreichte freilich gerade dort nie eine nationale Blüte. Sie suchte vielmehr den jungfräulichen Boden solcher Städte, wo sie nicht vom tyrannischen Gesetz der kirchlichen Tradition beschränkt ward, und so wurde im Jahre 1200 Nicola Pisano geboren, das staunenswürdige Genie einer neuen Kulturepoche, die im 13. Jahrhundert zur Entfaltung kam.

Rom im Widerstreit von Reich, Kirche und Bürgertum

Das 13. Jahrhundert

Nach der ritterlichen und religiösen Begeisterung des 12. Jahrhunderts zeigt das folgende die gereiftere Menschheit in heißen Kämpfen um ihre bürgerliche Verfassung, doch schon im Genusse eines durch Arbeit, Wissen und Künste veredelten Lebens. Das 13. Jahrhundert ist die Höhe des Mittelalters, auf welcher die Kirche in ihrer glänzendsten Machtgestalt dasteht, während das alte germanische Reich mit den Hohenstaufen aus der Geschichte Abschied nimmt, um selbständigen Nationalstaaten den Weg frei zu lassen. Das Reich setzte noch mit einer letzten riesigen Anstrengung unter Friedrich II. den Kampf um sein legitimes Dasein gegen zwei Zeitrichtungen fort, deren vereinigter Gewalt es erliegen mußte. Es bekämpfte die weltbeherrschende Macht des Papsttums, und dieses verbündete sich, wie in der

zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, mit den italienischen Demokratien, welche das germanische Feudalsystem als fremde Einrichtung durch das lateinische Bürgertum zerstörten. Das 13. Säkulum ist das Zeitalter eines großen Freiheitskampfes gegen eine veraltende Legitimität: der Revolution des Bürgertums gegen den Feudaladel, der Demokratie gegen die Kaisermonarchie, der Kirche gegen das Reich, des Ketzertums gegen das Papsttum. Es glänzt von der republikanischen Freiheit Italiens heller als von jeder andern Erscheinung. Dieses Mutterland der europäischen Bildung erhob sich zum ersten, noch unvollständigen Bewußtsein seiner eigenen Nationalität in festummauerten, gleichartig regierten Städten, worin eine erstaunliche Summe von Geist, Vermögen und Arbeitskraft aufgesammelt war. Dies war die mittelalterliche Epoche der Städte. Der Mensch wurde wieder vorzugsweise der Stadtbürger, wie im Altertum. Die Stadt mit ihren Geschlechtern und Sippschaften, mit ihren geordneten Zünften, ward zum zweitenmal in der Geschichte zum Begriff des Staates. Die Rückkehr Italiens, des wahren Landes der Städte, zum politischen Gemeindekultus, sobald es aus dem morschen Rahmen des Reichs herausfiel, könnte als Rückschritt erscheinen, wenn man übersieht, was dieser merkwürdige Munizipalgeist ausdrückte: die Überwindung der Feudalität, die Besitznahme der Lebensgüter durch das Wissen und die Arbeit, die Erschaffung einer eigenen Nationalkultur, welche das Werk der bürgerlichen Gesellschaft war. Die in einem langen Prozeß erzeugten Kräfte des Laientums bedurften schützender Gefäße, worin sie sich sammelten; dies waren die freien Städte, die schönsten Blüten des Mittelalters, rastlose Werkstätten einer neuen Kultur. Italien blühte noch einmal selbständig in seinen Demokratien auf und fiel nochmals in das tiefste Elend, sobald diese Freistädte abgeblüht waren.

Die Beschränkung des Staates auf die Stadt, der Nation auf das kommunale Bürgertum ist jedoch ein unzulänglicher Zustand, in welchem das Höhere nicht ausgedrückt werden kann. Es bildeten sich Städtebünde wie im Altertum, aber ihre Erweiterung zu einer italieni-

schen Eidgenossenschaft blieb unmöglich. Das noch herein=ragende Reich und das mit einem Staat ausgerüstete Papsttum hinderten dies, und die Kirche, welche die Un=ausführbarkeit der guelfischen Idee von einer päpstlichen Theokratie Italiens erkannte, vereitelte jede Vereinigung bald durch die Gründung einer französischen Monarchie im Süden. Gleich unfähig, die politische Nation zu schaffen, fielen die Städte in das beschränkteste Sonder=wesen. Der energische Parteitrieb, welcher ihr Staats=leben wach erhielt, ein Ausdruck des Bedürfnisses eines Symbols für einen allgemeinen politischen Kultus, ergriff den Gegensatz von Kirche und Reich und schuf die welt=geschichtlichen Parteien der Guelfen und Ghibellinen. Die verhinderte Nationaleinigung machte die Lebenssäfte, welche nicht, wie im antiken Italien und in Hellas, durch Kolo=nisation abgeleitet wurden, in engen Kanälen stocken, und nach dem Erlöschen des Weltkampfes zwischen Kirche und Reich mußten die von Kraft strotzenden Städte im wütenden Klassen= und Bürgerkrieg sich auskämpfen, woraus sich mit Notwendigkeit erst die Pöbelherrschaft, dann die Stadttyrannis, endlich das Kleinfürstentum er=gab.

Auch die Stadt Rom brachte die munizipale Richtung in ähnlicher Weise zur Erscheinung. Sie beseitigte den letzten praktischen Zusammenhang mit dem Reiche folge=richtig in derselben Zeit, als dies Feudalreich von den Bürgerschaften im Verein mit dem national gewordenen Papsttum zum Rückzug aus Italien gezwungen wurde. Es waren die Päpste, welche die Stadt jenem Zusammen=hang enthoben, den antiken Begriff der Respublica Romana als der Quelle des Imperiums auslöschten, Rom des Halts am Kaisertum beraubten und zur Kirche allein in ein Schutzverhältnis brachten. Die Stadt kämpfte unablässig und um so heftiger gegen den Papst, welcher die Kaiserrechte über sie beanspruchte; sie erlangte ihre bürgerliche Autonomie und sogar in einigen glänzenden Augenblicken ihre völlige Unabhängigkeit als Republik. Unfähig sich zu dem Anspruch zu erheben, noch als die Urbs Orbis zu gelten oder das Haupt eines allgemeinen Städte=bundes Italiens zu werden, stimmte sie ihren Ehrgeiz

dazu herab, den Umfang des römischen Ducats vom Kapitol aus zu beherrschen. Sie zeigte sich im 13. Jahrhundert in einer durchaus praktischen munizipalen Beschränkung, wie Mailand oder Florenz, aus welcher sie sich erst im folgenden Jahrhundert wieder zu einem phantastischen Ideale erhoben hat. Es ist überraschend, das römische Volk mit seiner häuslichen Republik ernsthaft und um die Welthändel unbekümmert sich beschäftigen zu sehen. Während das Reich zum Schatten aufgezehrt ward, während die Kirche an ihr großes Ziel gelangte, die Weltverfassung zu sein, hielten die Römer ihre Blicke fest auf das graue Kapitol gerichtet, verschlossen sie den Päpsten wie dem Kaiser die Tore und dachten sie allein an die beste Verfassung ihrer Gemeinde. Die Munizipalgeschichte Roms enthält im 13. Jahrhundert einige rühmliche Blätter, die zur Achtung des römischen Volkes zwingen, weil es unter schwierigen Verhältnissen periodenweise seine Selbständigkeit behauptete. Denn das Papsttum war, auf dem Gipfel seiner Weltherrlichkeit, im 13. Jahrhundert durchaus ohnmächtig in Rom.

Am Beginn und Ende dieses großen Säkulums stehen Innocenz III. und Bonifacius VIII. als die beiden Grenzsäulen des bedeutendsten Zeitraumes der mittelalterlichen Kulturgeschichte, und sie bezeichnen zugleich den höchsten Emporschwung und den Niedergang des Papsttums überhaupt.

Die Krönung Innocenz' III.

Am 8. Januar 1198 wurde im Septiconium der Kardinal Lothar einstimmig zum Papst gewählt und als Innocenz III. ausgerufen. Er war ein Sohn des Grafen Trasmund von Segni, aus einem alten Herrengeschlecht Latiums, welches dort in Anagni und in Ferentina begütert war. Die Ahnen Lothars waren germanisch und in Latium eingewandert. In der Geschichte der Stadt hatten sie sich nicht bemerkbar gemacht, aber Claricia, die Mutter Innocenz III., war Römerin vom Geschlecht des Romanus de Scotta.

Der junge, reiche Lothar hatte in Paris und Bologna studiert, viel scholastisches Wissen, sehr große Rechtskenntnisse erworben und dann unter den Nachfolgern Alexanders III. als Kleriker mit Auszeichnung gedient, bis ihn Clemens III. zum Kardinaldiacon von S. Sergius und Bacchus am Kapitol erhob. Mit 37 Jahren bestieg er den Heiligen Stuhl. Er war ein Mann von schöner, obwohl kleiner Gestalt, von großer Beredsamkeit und von alles bewältigender Willenskraft.

Kaum gewählt, wurde Innocenz vom römischen Volk mit lautem Geschrei nach Geld bestürmt. Die Römer forderten von ihren Päpsten Huldigungsgeschenke, statt sie ihnen zu bieten. Ihr Eid der Treue wurde fortdauernd erkauft, und überdies beanspruchte die Stadtgemeinde von jedem neu gewählten Papst einen Tribut von 5000 Pfund. Der Thron Innocenz' III. war in Gefahr, umgestürzt zu werden, ehe er ihn noch wirklich bestieg. Als er dem ungestümen Verlangen der Römer nachgab, beschloß er aus einem Mißbrauche bleibenden Gewinn zu ziehen. Er kargte nicht, wie es Lucius III. zu seinem Unglück getan hatte, sondern gab reichlich und gewann die Massen des Volkes; aber eine päpstliche Geldausteilung von so großem Umfange war beschämend und ein Kaufpreis der Herrschaft zu nennen.

Am 22. Februar 1198 wurde Lothar im S. Peter geweiht, worauf er seinen Festzug nach dem Lateran hielt, begleitet vom Stadtpräfekten und Senator, vom Adel, von den Landbaronen, den Konsuln und Rektoren der Städte, die zur Huldigungsfeier erschienen waren.

Sein Krönungszug gibt uns Gelegenheit, diese merkwürdigen Schauspiele des Mittelalters mit einigen Linien zu zeichnen. Nicht minder prunkvoll als die Krönungsritte der Kaiser, doch ohne deren fremden militärischen Pomp und ohne die Leonina-Schlachten, stellten sie den Glanz des Papsttums in einem römischen Schaugepränge dar. Schon im 11. Jahrhundert pflegte der im S. Peter geweihte Papst in feierlichem Aufzuge nach dem Lateran, seiner Residenz, zurückzukehren, und seit Nikolaus I. wurde diese Prozession zu einem triumphartigen Krönungsritt mitten durch Rom auf einem Wege, der als Via Sacra

Papae herkömmlich ward. Sein Ziel war die Basilika Konstantins, von welcher der Papst unter seltsamen Zeremonien Besitz nahm; und damit bezeichnete er den Antritt seiner Regierung überhaupt, auch als weltlicher Herr Roms und des Kirchenstaats.

Sobald er durch die Bischöfe von Ostia, Albano und Portus geweiht war, ließ er sich über der Plattform der S. Peterstreppe auf einem Sessel nieder. Der Archidiaconus nahm ihm die bischöfliche Mitra vom Haupt und setzte ihm unter dem Zuruf des Volks das fürstliche Regnum auf. Dies war die runde, zugespitzte Tiara, jene fabelhafte Krone, welche Konstantin dem Papst Sylvester geschenkt haben sollte; ursprünglich bestand sie aus weißen Pfauenfedern, dann wurde sie mit Edelsteinen verziert, von einem Goldreifen, später sogar von drei Diademen umschlossen und auf der Spitze mit einem Karfunkelstein geschmückt. Der Archidiaconus sprach, indem er den Papst krönte, die stolze Formel: „Nimm die Tiara und wisse, daß du der Vater der Fürsten und Könige, der Regierer der Welt, auf Erden der Vikar unseres Heilandes Jesus Christus bist, dessen Ehre und Ruhm währet in alle Ewigkeit." Christus und seine barfüßig wandelnden Apostel würden mit tiefem Staunen die in prachtvolle, von Gold und Edelsteinen strahlende Gewänder gehüllte Gestalt ihres Nachfolgers betrachtet haben, der sich nun vom Thron erhob, das Regnum auf dem Haupt, und als Papstkönig ein mit Scharlach gedecktes Roß bestieg. Kaiser oder Könige hielten ihm, wenn sie anwesend waren, den Steigbügel und gingen eine Strecke lang am Zügel her; wenn nicht, so verrichteten diesen Dienst die Großen und Senatoren Roms. Alle Teilnehmer des Zuges bestiegen ihre Pferde, denn dies war eine Prozession zu Roß. Sie zog in folgender Reihenfolge: zuerst ein leeres, reich geziertes Pferd des Papstes, dann der Kreuzträger (crucifer) zu Pferd; zwölf reitende Bannerträger, rote Fahnen in der Hand; zwei andere Reiter, goldene Cherubim auf Lanzen tragend; die zwei Seepräfekten; die Scriniarien, die Advokaten, die Richter in langen schwarzen Amtstalaren; die Sängerschule; die Diaconen und Subdiaconen; die auswärtigen Äbte; die

Bischöfe; die Erzbischöfe; die Äbte der zwanzig Abteien Roms; die Patriarchen und Kardinalbischöfe, die Kardinalpresbyter; die Kardinaldiaconen; alle zu Roß, auf dem sich mancher Greis nur mit Mühe aufrecht halten mochte. Hierauf folgte der Papst auf einem weißen Zelter, welchen Senatoren oder Edle links und rechts am Zügel führten. In der Nähe ritten Subdiaconen und der Stadtpräfekt, begleitet von Richterkollegien. Es folgten die städtischen Körperschaften, die Milizen, die Ritter und Großen Roms in strahlenden Harnischen, mit den Wappenzeichen und Farben ihrer Geschlechter. Der stundenlange Zug dieser geistlichen und weltlichen Herren, die feierlichen Gesänge, das Geläute aller Glocken, der Zuruf des Volks, die Ordnungen, Würden und Ämter, die Mannigfaltigkeit der Trachten, das Gemisch des Kirchlichen mit dem Weltlichen boten ein seltsames Schauspiel dar, welches das Wesen des Papsttums in einem einzigen Gemälde entfaltete.

Die Stadt war bekränzt; Ehrenpforten erhoben sich auf dem Papstweg, von Laien errichtet, unter welche dafür eine Geldentschädigung verteilt wurde. Durch den Triumphbogen der Kaiser Gratian, Theodosius und Valentinian bewegte sich die Prozession nach dem Viertel Parione, wo der Papst am Turm des Stephan Petri anhielt, um den Zuruf der Judenschole zu empfangen. Denn eine Deputation der Kinder Israel, der standhaften Bekenner des reinen, unverfälschten Monotheismus, stand hier voll Furcht oder voll scheuer Hoffnung, den Rabbi der Synagoge an ihrer Spitze, welcher die verschleierte Rolle des Pentateuch auf der Schulter trug. Die römischen Juden mußten in jedem neuen Papst ihren Landesherrn begrüßen, der ihnen huldvoll ein Asyl in Rom gab, gleich den alten Kaisern, bei deren Thronbesteigung ihre Vorfahren bereits huldigend erschienen waren. Sie lasen in den finstern oder wohlwollenden Blicken des neuen Papstes ihr Schicksal, während der Rabbi dem Stellvertreter Christi das Gesetzbuch Mosis zur Bestätigung darbot. Der Papst warf nur einen flüchtigen Blick darauf, reichte die Schriftrolle hinterwärts dem Rabbi wieder und sagte mit herablassendem Ernst: „Wir anerkennen das Gesetz, aber wir

verdammen die Ansicht des Judentums; denn das Gesetz ist durch Christus bereits erfüllt worden, welchen das blinde Volk Juda noch immer als Messias erwartet." Die Juden verschwanden unter dem Hohngeschrei des römischen Pöbels, und die Prozession zog durch das Marsfeld weiter, während hie und da der Klerus Weihrauch opfernd und Hymnen singend den Papst begrüßte und das in karnevalischer Lustbarkeit ausgelassene Volk Freudenlieder erschallen ließ. Um den Andrang des Pöbels zu zerstreuen, vielleicht auch noch in Erinnerung uralter konsularischer Gebräuche, warfen Kämmerer an fünf bestimmten Orten Geld aus.

Über die Fora, durch die Triumphbogen des Septimius Severus und Titus, am Kolosseum vorüber, an S. Clemente vorbei, erreichte der Zug den lateranischen Platz. Hier empfing den Papst der Klerus des Lateran mit feierlichem Gesange. Man geleitete ihn zum Portikus, wo er sich auf einem antiken Marmorsessel der Sella stercoraria, niederließ. Die symbolische Zeremonie tiefster Erniedrigung des Oberhauptes der Christenheit auf einem Stuhl solches Namens ist vielleicht der bizarrste Gebrauch des Mittelalters, von dem man heute nur mit Lächeln hören kann. Aber herzueilende Kardinäle erhoben den Heiligen Vater vom Sessel der Ungebühr mit den tröstlichen Worten der Schrift: „Er richtet den Dürftigen aus dem Staube auf und vom Kote den Armen." Der Papst blieb stehen, nahm aus dem Schoße eines Kämmerers drei Handvoll Gold, Silber und Kupfer, und warf sie unter das Volk mit dem Spruch: „Gold und Silber ist nicht für mich; was ich aber habe, gebe ich dir." Er betete im Lateran, empfing auf einem Throne hinter dem Altar die Huldigung des Kapitels der Basilika, durchschritt den Palast, von welchem er wandelnd oder sich setzend Besitz nahm, und ließ sich in der Stellung eines Liegenden vor der Kapelle S. Sylvesters auf einem antiken Porphyrsessel nieder, worauf ihm der Prior des Lateran den Hirtenstab und die Schlüssel der Kirche wie des Palastes übergab, jenen als Symbol seiner regierenden, diese als Symbol seiner lösenden und bindenden Gewalt. Er setzte sich auf einen zweiten Porphyrsessel, gab dem Prior jene

13*

Zeichen zurück und wurde mit einem rotseidenen Gürtel umgürtet, woran eine purpurne Börse hing, enthaltend Moschus und zwölf Siegel aus kostbarem Stein, Sinnbilder der Apostelgewalt und der christlichen Tugend. Alle Offizianten des Palastes wurden jetzt von ihm zum Fußkusse zugelassen. Er warf dreimal Silberdenare unter das Volk und sprach: „Er zerstreute und gab's den Armen; seine Gerechtigkeit dauert in Ewigkeit." Er betete sodann in der päpstlichen Hauskapelle Sancta Sanctorum vor den Reliquien: er ruhte wieder auf einem Throne in S. Sylvester, während der Reihe nach Kardinäle und Prälaten vor ihm niederknieten, mit aufgehaltener Mitra, in welche er das herkömmliche Geldgeschenk oder Presbyterium legte.

Es folgte der Huldigungseid des römischen Senats im Lateran und endlich das Bankett im Speisesaal. Der Papst saß allein an einer mit kostbaren Gefäßen besetzten Tafel, während an andern Tischen die Prälaten und Großen, die Senatoren und der Präfekt mit den Richtern Platz nahmen. Die edelsten Herren bedienten ihn; beim Festmahl anwesende Könige trugen die ersten Schüsseln auf und nahmen dann bescheiden ihre Plätze am Tisch der Kardinäle ein.

Dies sind die Grundzüge jener großen päpstlichen Krönungsprozession. Sie dauerte in ihrer mittelalterlichen Gestalt bis auf Leo X.; dann kamen die alten symbolischen Gebräuche ab, und die Zeremonie verwandelte sich in die zeitgemäßere Form des Possessus oder der prunkvollen Besitznahme vom Lateran.

Von seinem Throne warf Innocenz III. einen Blick auf das, was er beherrschte, und er sah nur Trümmer; auf das, was er unternehmen sollte, und er sah die Welt in solcher Verfassung, daß sie sich einem kühnen Geiste zur Beherrschung darbot. Die weltliche Macht St. Peters war unter seinem schwachen Vorgänger völlig zerstört worden; denn die entfernteren Provinzen des alten Kirchenstaats befanden sich im Besitze deutscher Grafen, der damit belohnten Generale Heinrichs VI.; die Landschaften bei Rom in der Gewalt des Adels oder des Senats. Die erste Aufgabe für Innocenz war daher diese: die

Herrschaft des Papsttums in den nächsten Kreisen wiederherzustellen. Wenn ihm dies und noch Größeres unerwartet schnell gelang, so verdankte er es der Bestürzung, in welche der Tod Heinrichs VI. und die plötzliche Verwaisung des Reichs die kaiserliche Partei versetzt hatten. Das Papsttum erhob sich am Sarge seines Bedrängers aus tiefer Schwäche plötzlich zur Nationalmacht Italiens.

Religiöse Bewegungen des 13. Jahrhunderts.

Das 13. Jahrhundert war eine fortgesetzte große Revolution: der bürgerliche Geist erkämpfte seine Freiheit von Feudalität, Reich und Kirche, und neben ihm erhob sich der evangelische Gedanke, die Freiheit des Glaubens zu erobern. Diese Revolution war in der Zeit nicht siegreich wie jene; ihre hochauflodernde Flamme wurde von der Kirche gelöscht, doch erstickt konnte ihr Funke nicht werden. Eine tiefe enthusiastische Bewegung ketzerischer Lehren drang gegen die dogmatische Machtform an, in welcher Innocenz III. die Menschheit zu fesseln glaubte. Am Blicke dieses Papstes ging die Zeit wie ein ihm huldigender Triumphzug vorüber, doch er gewahrte auch trotzende Geister, die ihm Furcht erregten. Der erste Ansturm der häretischen Grundsätze gegen das kirchlich-politische Dogma fiel gerade in die Zeit der zweiten Gründung des Kirchenstaats und der päpstlichen Weltmonarchie. Während die hierarchische Kirche die stärkste Festigkeit gewann, wurde die Einheit ihres Lehrgebäudes so heftig bedroht wie noch nie zuvor. Mit römischer Entschlossenheit nahm Innocenz den Kampf wider die Ketzerei auf, welche er durch Feuer und Schwert auszutilgen befahl; seine Strenge gab der kirchlichen Unduldsamkeit das Beispiel und die Richtung für Jahrhunderte. Die Vernichtung der Albigenser durch die ersten wirklichen Ketzerkriege voll von empörenden Freveln war die Wirkung der Machtgebote Innocenz' III. Sie hat eine tiefe Spur im Gedächtnis der Menschheit zurückgelassen. Schmerz um die Zerstörung eines schönen Landes voll von Erinnerungen antiker Kultur, ritterlich-

romantische Sympathien, etwas übertriebene Bewunderung provençalischer Liederkunst und das empörte Gefühl für Menschlichkeit und Freiheit haben den Untergang der Albigenser mit unverlöschlicher Glorie geschmückt und Innocenz mit einem dauernden Urteil gestraft. Wenn auch im Leben der Völker der geschichtlichen Notwendigkeit Opfer fallen müssen, so ist doch das Los, ihr Vollstrecker zu sein, nicht beneidenswert. Es ist freilich nicht schwer, die Frage zu beantworten, welche Gestalt unsere Kultur würde angenommen haben, wenn im 13. Jahrhundert der Häresie und allen ihren manichäischen Ausartungen volle Freiheit wäre gegeben worden. Der Grundsatz der Gewissensfreiheit, das höchste Kleinod der menschlichen Gesellschaft, war nicht für jene unreifen Jahrhunderte bestimmt, aber er entsprang dennoch siegreich aus den Scheiterhaufen derer, welche die Inquisition gemordet hat, die furchtbare Wächterin der Einheit der Kirche, jene Schreckensmacht, die auf der Höhe der Papstgewalt Innocenz' III. entsprungen ist.

Ein schwärmerisches, aller praktischen Gesellschaft und Kultur todfeindliches Prinzip, vor welchem die Menschen wie vor der Pest zurückbeben, trat damals zum zweitenmal als ein religiöses Ideal in die Welt und begeisterte die frömmsten Gemüter. Die Doktrin von der vollkommenen Armut, als der wahren Nachfolge Christi, bildete den dogmatischen Kern der Ketzersekten jener Zeit, von denen die Armen von Lyon oder die Waldenser der Kirche besonders gefährlich wurden. Denn diese aszetische Lehre machte den Eindruck apostolischer Wahrheit und bot den Feinden der päpstlichen Monarchie eine schneidende Waffe dar. Im Angesichte des Pomps, des Reichtums und der unapostolischen Macht derselben erwachte die Sehnsucht nach den Idealen des Christentums, und die evangelischen Ketzer stellten dessen reines Urbild einer mißgestalteten Wirklichkeit entgegen. Das Papsttum würde im Kampfe wider ein um sich greifendes Gefühl von der Reformationsbedürftigkeit der Kirche in die äußerste Gefahr geraten sein, wenn diese nicht das Bedürfnis der christlichen Entsagung in sich selbst wieder zu finden und als eignen katholischen Gedanken zu er-

zeugen vermochte. Es erhoben sich aus ihrer Mitte zur rechten Stunde zwei merkwürdige Menschen als Apostel derselben Armut, und sie erfüllten die Kirche mit neuer Kraft. Neben Innocenz III. stellten sich Franziskus und Dominicus, berühmte Charaktere jener Zeit. Ihr Verhältnis zur Kirche hat die Legende in einem Traumgesicht des Papstes dargestellt, worin er zweimal den einfallenden Lateran von zwei unscheinbaren Männern stützen sah, in welchen er sodann erwachend jene Heiligen erkannte. Das plötzliche Erscheinen dieser beiden Menschen, ihr legendäres Dasein, ihre Wirksamkeit mitten unter den praktischen Kämpfen der Welt, ihr ganz erstaunlicher Einfluß sind in der Geschichte der Religion wahrhafte Phänomene.

Der liebenswürdigste der Heiligen, Franziskus, war der Sohn eines Kaufherrn in Assisi, wo er um 1182 geboren wurde. Schwärmerische Andacht ergriff ihn mitten unter einem üppigen Leben als Jüngling, so daß er schöne Gewänder, Gold und Habe von sich warf und sich weltverachtend in Lumpen hüllte. Man verhöhnte ihn, man nannte ihn wahnsinnig. Aber nach einiger Zeit hörten andächtige Scharen auf seine wunderbare Beredsamkeit, und von ihm berauschte Jünglinge folgten seinem Beispiel, während er selbst in der Kapelle Portiuncula bei Assisi ein Vereinshaus gründete. Der Ruf Christi aus dem Munde eines bettelhaften Apostels: „Wirf, was du hast, von dir und folge mir nach," schallte auf den Straßen unter Enthusiasten der Armut wider, welche dieses Gebot buchstäblich zu erfüllen eilten. Der rätselhafte Zudrang zu einem mystischen Bruderbunde, dessen Grundsatz die Besitzlosigkeit, dessen Lebensunterhalt das Almosen und dessen Schmuck das Bettlerkleid war, ist eine der seltsamsten Tatsachen des Mittelalters, welche jeden ernsten Geist zum Nachsinnen über die wichtigsten Fragen der Gesellschaft bewegen muß. Es war nicht Empörung über die zu ungleiche Verteilung der Güter der Erde, was jene umbrischen Idealisten entflammte. Sie wurden Zyniker und Kommunisten nicht aus philosophischer Spekulation, sondern aus einem religiösen, die damalige Menschheit krankhoft bewegenden Triebe. Wenn

der seraphische Visionär auf der scharfen Grenze zwischen Licht und Dunkel ein gewöhnlicher Geist gewesen wäre, so würde er sich als Eremit aus der Welt verloren haben; aber Franziskus war, wie Buddha, eine liebeselige, begeisterte Natur, darum zog er die Menschen mit Macht an sich. In diesem Propheten war ein geniales Anschauen der Gottheit, welches ihn in andern Epochen zum Religionsstifter würde gemacht haben. In seinen Tagen konnte er nur einer der Heiligen der Kirche werden, ein schon im Leben unter Legenden wandelndes Nachbild von Jesus, dessen Wundenmale seine Jünger an ihm wollten gesehen haben. Seine Anhänger stiegen nicht in den Abgrund eines dichterischen Gemüts hinab, dessen überirdische Ekstase unerfaßbar war; sie gaben einem Reich tiefsinniger, jenseits der Welt schwebender Entzückungen eine rohe äußerliche Gestalt; sie forderten die Erhebung eines enthusiastischen Daseins in der Freiheit der Seele zu einem geregelten Mönchsstaat, worin die Armut, als mystische Königin, unter Hymnen singenden Bettelbrüdern auf einem goldenen Throne saß.

Diese Jünger konnten indes die menschliche Gesellschaft nicht reformieren, denn die Entbehrung ist erfinderisch und revolutionär, aber die Armut ohne sie kein reformatorisches Prinzip. Sie trieben ihren Heiligen, der kein Theoretiker, sondern ein naives Kind Gottes war, dazu an, ein Gesetzgeber zu sein. Die Kirche untersagte die Gründung neuer Regeln, weil der Mönchsorden schon zu viele waren und alle verweltlicht und abgenutzt; daher wurde es Franziskus oder seinen Jüngern nicht leicht, durchzudringen. Er fand jedoch in Rom mächtige Freunde, die edle Jacoba de Septemsoliis vom Haus der Frangipani, den reichen Kardinal Johann Colonna, den Kardinal Hugolin, seinen eifrigsten Beschützer, nachmals Papst Gregor IX., ferner den hochangesehenen Matheus Rubeus Orsini. Innocenz, der Mann des großen praktischen Verstandes, erkannte die Bedeutung des entstehenden Bettlerordens nicht. Ahnte er vielleicht die Gefährlichkeit eines Prinzips, welches der weltlichen Macht der Kirche entschieden feindlich war? Es gibt keine größeren Gegensätze als die Gestalten des in weltherrlicher Maje-

stät thronenden Innocenz III. und des demutsvollen Bettlers Franziskus, welcher, ein Diogenes des Mittelalters vor Alexander, vor jenem dastand, in seinem Nichts größer als er, ein Prophet und Mahner, ein Spiegel, worin die Gottheit diesem Papst die Nichtigkeit aller Weltgröße zu zeigen schien. Innocenz und der heilige Franz sind in Wahrheit zwei wundervolle Bilder auf den Kehrseiten ihres Zeitgepräges. Der große Papst stellte übrigens dem Heiligen keine Hindernisse in den Weg. Aber erst sein Nachfolger Honorius III. anerkannte den Orden der Fratres minores (Minoriten oder Geringe Brüder) im Jahre 1223 und gab ihm unter der Benediktiner-Regel die Befugnis der Kanzel und des Beichtstuhls.

Die erste Niederlassung der Franziskaner zu Rom im Jahre 1229 war das Hospital S. Blasio, heute S. Francesco in Trastevere; hierauf übergab ihnen Innocenz IV. im Jahre 1250 das Kloster S. Maria in Aracoeli, aus welchem die Benediktiner entfernt wurden. Auf das alte Kapitol zogen triumphierende Bettelbrüder ein, in der braunen Kutte, den weißen Strick um den Leib, und von der Spitze der tarpeischen Burg, in dem fabelhaften Palast des Octavian, gebot ein barfüßiger Bettlergeneral, dessen Befehle in dienstbaren „Provinzen" gehört wurden, die sich wie zu Römerzeiten vom letzten Britannien bis an die Meere Asiens erstreckten.

Als der Heilige von Assisi in Umbrien mit seinen begeisterten Bettlern umherwanderte, wie Jesus mit armen Fischern und Handwerkern im Tale Genezareth, ahnte er nicht, daß an den Ufern der Garonne ein anderer Apostel ähnlichen Einfluß gewann. Der Kastilianer Dominikus von Calahorra, der gelehrte Schüler des Bischofs Diego de Azevedo, faßte im Jahre 1205 auf einer Reise in Südfrankreich den Gedanken, sein Leben der Bekehrung jener kühnen Ketzer zu widmen, welche die Kirche mit evangelischen Idealen bekämpften. Franziskus und Dominikus waren Dioskuren, aber im Innersten der Charaktere voneinander verschieden. Der liebevolle Enthusiast von Umbrien predigte unter Bettlern, hielt mit Bäumen und Vögeln Zwiegespräche und richtete Hymnen an die Sonne, während Dominikus von Leidenschaft

glühend wie jener, doch ganz wirklich und tatkräftig, über die praktischen Mittel, die Ketzerei auszurotten, mit den düsteren Helden des Albigenserkrieges sich beriet, dem Bischof Fulco von Toulouse, dem Abt Arnold von Citeaux, dem Legaten Pier von Castelnau und dem schrecklichen Simon von Montfort. Er war Zuschauer des Untergangs eines edlen Volks; er sah die rauchenden Trümmer von Beziers, wo auf den fanatischen Wink Arnolds 20000 Menschen gemordet wurden; er betete verzückten Geistes in der Kirche zu Maurel, als Simon mit seinen Kreuzesrittern das Heer Peters von Aragon und der Grafen von Toulouse zersprengte. Mitten unter diesen Greueln, vor denen Franziskus würde zurückgeschaudert haben, fühlte der fanatische Spanier nichts als heiße Liebe zur Kirche, nichts als inbrünstige Demut, und er besaß keine andere Leidenschaft als den Trieb, Menschen von Ansichten zu bekehren, die er für frevelhaft hielt. Die Anfänge seines Ordens liegen in dem Frauenkloster Notre Dame de Pruglia am Fuße der Pyrenäen und in Vereinen zu Montpellier und Toulouse.

Er ging nach Rom im Jahre 1215. Er wohnte hier dem großen Konzile bei, auf welchem die Toulouser Grafen gezwungen wurden, ihre Länder dem Eroberer Simon abzutreten. Innocenz durchschaute die praktische Absicht des feurigen Predigers gegen die Ketzerei klarer als den geheimnisvollen Sinn der mystischen Träume des Franziskus. Nach einigem Bedenken war er geneigt, den neuen Orden unter der augustinischen Regel anzuerkennen, und nur der Tod hinderte ihn daran. Bald darauf gab ihm Honorius III. die Bestätigung am 22. Dezember 1216, als Dominikus wieder in Rom war. Er erteilte den Predigerbrüdern (Fratres praedicatores) das Recht der Seelsorge und Predigt in allen Ländern. Auch in diesem Orden war die Armut ein Hauptgesetz, Predigt und Lehre die Aufgabe, und bald genug machte er sich dadurch furchtbar, daß er die Inquisition, erst neben den Franziskanern, dann allein in die Hände nahm. Die ersten Häuser der Dominikaner in Rom waren seit 1217 das Kloster S. Sixtus auf der Via Appia und seit 1222 die alte schöne Kirche S. Sabina auf dem

Aventin, wo die Mönche noch heute das Lokal zeigen, welches ihr Stifter bewohnt haben soll. Dominikus starb in Bologna am 6. August 1221. Er wurde dort in der Kirche seines Namens in einer prachtvollen Urne begraben, welche die erwachende Bildhauerkunst Italiens mit den ersten Blüten ihres Genies geschmückt hat.

Die beiden Patriarchen des bettelnden Mönchtums, die zwei strahlenden Leuchter auf dem Berge, wie die Sprache der Kirche sie nennt, waren neben Innocenz III. die Apostel der neuen kirchlichen Weltherrschaft, wie einst der Mönch Benedikt neben dem Papst Gregor. Wenn frühere Ordensstifter Einsiedeleien oder Abteien gründeten, wo die Mönche ein kontemplatives Leben führten, während die Reichtümer aufhäufenden Äbte als Reichs- und Lehenfürsten über Vasallen geboten, so verwarfen Franziskus und Dominikus ein System, durch welches das römische Institut verweltlicht worden war. Ihre Reform bestand in der Rückkehr zum Ideal entsagender Armut, aber auch in der Abwendung von einer bloß eremitischen Lebensweise. Das neue Mönchtum stellte sich mitten in den Städten unter das Gewühl des Volks; es nahm selbst Laien, in der Form der Tertiarier, auf. Dieses vielgeschäftig praktische Verhältnis der Bettelorden zu allen Richtungen des Lebens gab ihnen eine unermeßliche Kraft. Jene alten Orden waren aristokratisch und feudal geworden; Franziskus und Dominikus demokratisierten das Mönchtum, und darin lag ihre volkstümliche Macht. Die Doktrinen der Ketzer, der demokratische Geist in den Städten, das Empordrängen der Arbeiterklassen, und aller vulgären Elemente selbst in der Sprache, hatten den Boden für die Erscheinung jener Heiligen bereitet. Ihre Lehren wurden wie populäre Offenbarungen aufgenommen und wie Reformen der Kirche betrachtet, wodurch die gerechten Anklagen der Ketzer zum Schweigen gebracht werden konnten. Das gedrückte Volk sah die verachtete Armut auf einem Altar erhöht und in die Glorie des Himmels gestellt. Der Zudrang zu den neuen

Orden war daher sehr groß. Schon im Jahre 1219 konnte Franziskus auf einer General-Versammlung zu Assisi 5000 Brüder zählen, welche seiner Ordensfahne folgten. Die Errichtung von Bettelklöstern wurde bald in den Städten eine so wichtige Angelegenheit, wie es heute etwa die Anwendung einer das Leben umgestaltenden Erfindung ist. Reiche und Geringe traten dort ein, und Sterbende jedes Standes ließen sich mit der Kutte des heiligen Franziskus bekleiden, um sicher ins Paradies einzugehen.

Die Bettelbrüder beeinflußten alle Schichten der Gesellschaft. Sie verdrängten die Weltgeistlichen von den Beichtstühlen und Kanzeln; sie besetzten die Katheder der Universitäten; die größten Lehrer der Scholastik, Thomas von Aquino, Bonaventura, Albertus Magnus, Baco waren Bettelmönche. Sie saßen im Kollegium der Kardinäle und bestiegen als Päpste den Heiligen Stuhl. Ihre Stimme flüsterte in der stillsten Familienkammer in das Gewissen des Bürgers und am glänzendsten Hof in das Ohr des Königs, dessen Beichtiger und Räte sie waren; sie erscholl in den Sälen des Lateran wie in den stürmischen Parlamenten der Republiken. Sie sahen und hörten alles. Sie wanderten wie die ersten Jünger „ohne Stab, ohne Sack, ohne Brot, ohne Geld" und barfüßig durch das Land; aber diese Bettlerscharen waren zugleich in Hunderten von Klöstern nach Provinzen organisiert und von einem Minister-General befehligt, auf dessen Gebot jeder einzelne Bruder bereit war, ein Missionar zu sein und ein Martyrer, ein Kreuz- und Bannprediger, ein Friedensrichter, ein Truppenwerber für den Papst, ein Ketzerrichter und Inquisitor, ein verschwiegener Bote und Kundschafter und ein sehr hartnäckiger Zöllner oder Eintreiber von Ablaßgeldern und Zehnten für die Kasse des Lateran.

Die römische Kirche bemächtigte sich mit Klugheit der demokratischen Richtung dieser Orden, welche ihren Zusammenhang mit dem Volk vermittelten, während sie sich durch Exemtionen der Aufsicht der ordentlichen Geistlichkeit ganz entzogen. Die Päpste machten aus ihnen immer kampffertige Heere, deren Unterhalt sie nichts

kostete. Die Grundsätze von der göttlichen Gewalt des Papsttums wurden von diesen Bettelmönchen auf tausend Wegen in das Vorstellen der Menschheit geleitet, deren Gemüt durch Gewissensangst und Schwärmerei, durch Wohlwollen, Hingebung und Aufopferung zum duldenden Gehorsam unter die Gebote des unfehlbaren Papstes gebeugt ward. Die demokratische Natur der Franziskaner war indes schwer zu beherrschen; ihre Mystik drohte in Häresie auszuarten, und das apostolische Prinzip der Armut brachte der Kirche mehr als einmal Gefahr. Der Orden spaltete sich schon nach dem Tode des Stifters, denn eine mildere, von Fra Elia, dem angesehensten Schüler des Heiligen, geführte Partei forderte die Gestattung des Gütererwerbs unter gewissen Bedingungen. Das Gebot bettelhafter Armut überstieg die Gesetze der menschlichen Natur, welche ihre persönliche Lebens- und Willenskraft praktischer Weise nur in Besitzesverhältnissen ausdrücken kann. Die Meisterhand Giottos stellte zwar die Vermählung des Heiligen mit der verklärten Armut in einem entzückenden Gemälde über dessen Grabe in Assisi dar, doch der große Stifter des Bettelordens ruhte schon in einem von Gold und Marmor funkelnden Dom. Seine Bettelkinder erfreuten sich bald begüterter Klöster in aller Welt; die Armut blieb draußen vor dem Klostertor.

Jedoch eine strengere Partei erhob sich aus der Asche des frommen Heiligen mit schwärmerischer Glut. Sie behauptete den Grundsatz absoluter Besitzlosigkeit gegen ihre gemächlicheren Brüder und die weltherrliche Kirche selbst. Das Evangelium dieser Sekte vom Heiligen Geist oder der Spiritualen waren die Prophezeiungen des kalabrischen Abts Joachim de Flore, welcher die bisherige Kirche nur als eine Vorstufe für das Reich des Heiligen Geistes hielt; und jene tiefmütigen Mönche hatten die kühne Meinung, daß Franziskus an die Stelle der Apostel und daß ihr mönchisches Reich an die Stelle des päpstlichen getreten sei, um das verkündigte Zeitalter des Heiligen Geistes zu beginnen, der an keine Form, an kein Regiment, an kein Mein und Dein gebunden sei.

Die Geschichte der Kirche und der Kultur kennt den

Einfluß der Franziskaner und Dominikaner auf die menschliche Gesellschaft; doch wir dürfen weder ihre anfangs rühmliche Tätigkeit, noch den tiefen Verfall ihres Ideals oder die Fesseln stumpfsinniger Verknechtung zeigen, welche sie später der Freiheit des Denkens und der Wissenschaft angelegt haben, noch von den Folgen reden, die ein feierlich anerkanntes Prinzip des Bettlertums auf Vermögen und Arbeitskraft der bürgerlichen Gesellschaft ausgeübt hat.

Größe des Papsttums unter Innocenz III.

Innocenz III., der wahrhafte Augustus des Papsttums, nicht ein schöpferisches Genie wie Gregor I. und Gregor VII., war doch einer der bedeutendsten Menschen des Mittelalters, ein ernster und gediegener, schwermütiger Geist, ein vollendeter Herrscher, ein Staatsmann von durchdringendem Verstande, ein Hoherpriester voll wahrhafter Glaubensglut und zugleich von unermeßlichem Ehrgeiz und von Furcht verbreitender Willenskraft; ein kühner Idealist auf dem Papstthron, uud doch ein ganz praktischer Monarch, ein kalter Jurist. Das Schauspiel eines Mannes, der in ruhiger Majestät die Welt auch nur einen Augenblick lang wirklich nach seinem Willen richtet, ist erhaben und wundervoll. Dem Papsttum gab er durch die kluge Ausbeutung der geschichtlichen Verhältnisse, durch die geschickteste Anwendung von kanonischen Gesetzen und Erdichtungen und die Leitung des religiösen Gefühls der Massen eine so gewaltige Kraft, daß es in seiner Machtströmung die Staaten, die Kirchen und die bürgerliche Gesellschaft unwiderstehlich mit sich fortriß. Seine durch priesterliche Ideenmacht allein bewirkten Eroberungen waren, wie die Hildebrands, staunenswert im Verhältnis der Kürze seiner Regierung: Rom, der Kirchenstaat, Sizilien; Italien ihm untertan oder als seinem Protektor zugewandt; das Reich über die Alpen zurückgedrängt und unter den päpstlichen Richterspruch gebeugt. Deutschland, Frankreich und England, Norwegen, Aragon, Leon, Ungarn, das ferne Ar=

menien, die Königreiche in Ost und West hatten das richterliche Tribunal des Papstes anerkannt. Der Prozeß um die verstoßene dänische Ingeborg bot Innocenz die Gelegenheit, den mächtigen König Philipp August dem Kirchengesetz zu unterwerfen, und ein Investiturstreit machte ihn zum Lehnsherrn von England. Seine meisterhafte Unternehmung gegen den englischen König, dessen Kronrecht er Gewalt antat, seine Anmaßung, das freie England einem fremden Fürsten, Philipp August, zu übertragen, das straflose Spiel, welches er mit diesem Monarchen selbst zu treiben wagte, seine Erfolge und Siege sind Dinge, die in Wahrheit ans Wunderbare grenzen. Der elende Johann legte in sklavischer Furcht seine Krone öffentlich nieder und empfing sie als tributbarer Vasall des Heiligen Stuhles aus den Händen Pandulfs, eines einfachen Legaten von ganz antikem Römerstolz und Römermut. Die berühmte Szene in Dover erinnert durchaus an Zeiten des alten Rom, wo entfernte Könige auf Befehl von Prokonsuln ihre Diademe niederlegten oder aufnahmen. Sie glänzt in der Geschichte des Papsttums wie die Szene in Kanossa, deren Seitenstück sie war. Sie hat England tief gedemütigt; aber kein Volk erhob sich so schnell und so rühmlich aus der Demütigung als diese mannhafte Nation, welche ihrem feigen Tyrannen die Magna Carta abzwang, die Grundlage aller politischen und bürgerlichen Freiheit in Europa.

Das Glück Innocenz' III. war grenzenlos. Alle Verhältnisse der Welt wirkten auf den einen Zeitpunkt, wo dieser Papst erschien und durch sie mächtig wurde. Selbst die kühnen Träume Hildebrands, die griechische Kirche den Gesetzen Roms zu unterwerfen, sah er wirklich werden, weil nach der Eroberung von Konstantinopel durch die lateinischen Kreuzfahrer der römische Ritus in die byzantinische Kirche eingeführt ward. Nie mehr hat ein Papst ein so hohes und doch so reelles Bewußtsein seiner Macht gehabt als Innocenz III., der Schöpfer und Vernichter von Kaisern und Königen. Kein Papst kam dem kühnen Ziele Gregors VII. so nahe, Europa zu einem römischen Lehn, die Kirche zur Verfassung der Welt zu

machen. Die lange Reihe seiner Vasallen eröffneten Könige, ihnen folgten Fürsten, Grafen, Bischöfe, Städte und Herren, die alle von diesem einen Papste Lehnbriefe trugen. Er umgab die Kirche mit Terrorismus: der Schrecken, den das absolute Machtgebot Roms zur Zeit Neros und Trajans in der Menschheit verbreitete, war nicht größer als die knechtische Ehrfurcht der Welt vor der milden Ermahnung oder dem drohenden Donnerkeil des Römers Innocenz III., des majestätischen Priesters, welcher den bebenden Königen in der Sprache des Alten Testaments sagen durfte: „Wie in der Bundeslade Gottes die Rute neben den Tafeln des Gesetzes lag, so ruht auch in der Brust des Papstes die furchtbare Macht der Zerstörung und die süße Gnadenmilde." Der Heilige Stuhl wurde durch ihn der Thron der dogmatischen und kirchenrechtlichen Gewalt, das politische Völkertribunal Europas. Während seiner Epoche anerkannte der Westen und Osten, daß der Schwerpunkt aller sittlichen und politischen Ordnung in der Kirche, dem moralischen Universum und ihrem Papste sei. Dies war die günstigste Konstellation, in welcher sie jemals in der Geschichte erschienen ist. Das Papsttum kulminierte in Innocenz III. auf einer schwindelerregenden und unhaltbaren Höhe.

Friedrich II.

Das geistige Leben des Abendlandes war in jener Zeit zwischen Mönchtum und Rittertum, zwischen feudaler Willkür und Knechtschaft, gläubigem Fanatismus und freigeistiger Ketzerei, zwischen bürgerlicher Arbeit und stiller Forschung des Gedankens geteilt, in zahllose Richtungen, Rechte, Freiheiten, Staaten im Staat gesondert oder kastenartig abgegrenzt; das einigende, den Nationalstaat schaffende Königtum war nur im ersten Entstehen. In dem verworrenen Gewebe widerstreitender Parteizwecke, nationaler Triebe, städtischer Individualitäten und Lehnsherrschaften stand als ein festes, vielgegliedertes, doch unendlich einfaches System nur die Kirche da, mit ihrer alle christlichen Völker umfassenden

gleichmäßigen Hierarchie, mit ihrem Dogma und kanonischen Recht, mit ihrem Mittelpunkte Rom und ihrem unbestrittenen Haupt, dem Papst. Die Kirche, das Imperium der Geister, setzte sich an die Stelle des Reichs. Könige und Länder wurden dem Papste tributbar; sein Richterstuhl wie seine Zollstätte war in allen Provinzen aufgestellt, und der gesamte Episkopat anerkannte seinen Primat.

Friedrich bekämpfte bis an seinen Tod das Papsttum, wie es Innocenz III., sein Protektor, neu geschaffen hatte, doch unter allen seinen Angriffen nahm er jeden nur aus der angemaßten politischen Gewalt, keinen aus der geistlichen Autorität desselben her. Kein karolinischer, sächsischer und fränkischer Kaiser würde dem Papst so viel eingeräumt haben, als Friedrich II. es tun mußte, nachdem die Grundsätze Gregors VII. von der Welt gutgeheißen worden und er selbst die Absetzung Ottos IV. durch den Papst anerkannt und als Stufe zu seinem eigenen Throne benutzt hatte. Die Tatsachen sprachen wider ihn und raubten seinem Prinzip, daß die Päpste keine Richtergewalt über die Könige besäßen, die Kraft. In seinem Kampfe mit dem Papsttum blieb er allein und schwach, weil er ihn im Namen eines schon abstrakten und deshalb unpraktischen Begriffes führte, des Reichs oder der weltlichen Autorität überhaupt, nicht eines wirklichen Staats und einer in ihrem Recht gekränkten Nation. Die Könige verband kein Vorteil mit dem Kaisertum; sie verfolgten ihre Sonderinteressen und fürchteten noch, wie die Bischöfe, Bannstrahlen und Absetzung. Vergebens rief ihnen der scharfblickende Kaiser zu, daß seine Sache auch die ihrige sei. Daß damals ein frommer, wenngleich der Kirche gegenüber entschiedener Mann auf dem Throne Frankreichs, ein schwachherziger Fürst auf dem Englands saß, brachte dem Papst unberechenbaren Vorteil. Heinrich III., der Magna Charta treubrüchig, bedurfte desselben wider seine Barone; er unterstützte seinen Schwager nicht gegen dieselbe römische Hierarchie, die sein eigenes Königreich zum Kirchenlehn gemacht hatte; Ludwig von Frankreich, welchem Friedrich die schiedsrichterliche Entscheidung angetragen hatte, ließ es bei

wertlosen Vermittlungen bewenden und scheute sich, sein aufblühendes, zur Monarchie werdendes Frankreich in die Angelegenheiten des Reiches zu verwickeln. Deutschland, müde der italienischen Kriege, die es nicht mehr als Reichskriege ansehen wollte, hielt zuerst den römischen Künsten mutig Widerstand, dann zerfiel es in Parteien, stellte Gegenkönige auf und begann den großen Kaiser zu verlassen, während dieser sich in die Labyrinthe Italiens verstrickte und seine Geisteskräfte in einem Lande verschwendete, welches für sein Genie zu klein war. Nur die damals noch wertlose Stimme evangelischer Ketzer sprach sich für ihn aus.

Als die Kirche seit der Sentenz von Lyon aus dem leidenden Zustande zum heftigsten Angriff übergegangen war, wurde jede Versöhnung unmöglich. Der Papst sprach es mit Bestimmtheit aus, daß er mit Friedrich niemals Frieden schließen, noch ihn und seine Söhne, die „Vipernbrut", je auf dem Throne dulden werde. Was schon Innocenz III. zuerst gewollt hatte, beschloß Innocenz IV. um jeden Preis durchzuführen: die Entsetzung der Hohenstaufen für ewige Zeit, die Erhebung eines Kaisers, der als päpstliches Geschöpf auf den Kirchenstaat und Italien verzichtete.

Er führte seinen Krieg mit allen verwerflichen Mitteln, zu denen die Selbstsucht weltlicher Herrscher greifen mag: fanatische Verfolgung der Anhänger Friedrichs in allen Ländern, so weit die Macht der Kirche reichte, Aufreizung zum Abfall, Erkaufung gemeinen Verrats, ränkevolle Künste von Legaten und Agenten, welche, nach einem Gegenkönig suchend, Fürsten und Bischöfe zur Empörung stacheln, welche selbst Konrad, des Kaisers Sohn, zu verführen trachten. Schwärme von Bettelmönchen erfüllten die Gemüter mit Fanatismus, und die Völker sahen ruhig zu, wie ihr Vermögen in die Kassen Roms floß und der Sündenablaß für die heilige Kreuzesfahrt denen erteilt ward, welche ihre Waffen gegen ihren Herrn erheben würden. Das Gelübde des Kreuzzuges wurde in die Pflicht verwandelt, den Kaiser zu bekriegen. Schon Gregor IX. hatte ihn öffentlich als Ketzer gebrandmarkt; der Vorwurf, daß er ein Feind des christlichen Glaubens

sei, war eine mächtige Waffe in der Hand der Priester. Seine sarazenische Umgebung, sein hellblickender Geist boten dem Haß Gelegenheit zu den giftigsten Anklagen. Das Kreuz wurde gegen den Kaiser als einen Heiden in allen Ländern gepredigt, und ein deutscher Fürst, der Landgraf von Thüringen, Heinrich Raspe, welcher im Frühling 1246 das Gegenkönigtum auf sich nahm, errötete nicht, die Mailänder zum Kriege gegen Friedrich, „den Feind des Gekreuzigten", aufzurufen. Der Kaiser erkannte sehr wohl, daß er in dem fortgesetzten Kampfe wider das Papsttum kein anderes Schicksal finden werde als seine Vorgänger im Reich; er wollte Versöhnung mit der Kirche selbst unter demütigenden Bedingungen; er legte sein katholisches Glaubensbekenntnis in die Hände einiger Bischöfe nieder. Sie brachten es urkundlich an den Papst, der es verwarf. Innocenz IV. wollte den Untergang Friedrichs und seines Geschlechts; er selbst zwang den Kaiser, den Krieg fortzusetzen.

Für diesen Vernichtungskrieg blieb Italien wesentlich der Schauplatz; nur mit italienischen Kräften konnte der Kaiser dort seinen Kampf fortführen. An der Spitze der Ghibellinen standen der schreckliche, zum Wüterich ausgeartete Ezzelin, Manfred Markgraf Lancia, Obert Palavicini, während König Enzius, Stellvertreter des Kaisers, und dessen anderer Bastard, Friedrich von Antiochien, Vikare in Tuskien und der Maritima waren. Die zur Empörung mahnenden, an die Völker Italiens gerichteten Briefe des Papstes wirkten auch in Sizilien und sogar am kaiserlichen Hof. Innocenz hoffte durch eine Verschwörung käuflicher Barone dem Kaiser die Grundlage seiner Macht in Italien zu rauben und sich des hohenstaufischen Erblandes zu bemächtigen, wohin er die Kardinäle von S. Maria in Trastevere und in Cosmedin als Legaten schickte. In Sizilien gab es Unzufriedene genug. Der unter die Gesetze des Staates gestellte, hart verfolgte Klerus, der um die Privilegien der hohen Gerichtsbarkeit gebrachte Lehnsadel, die durch den Fiskus ausgesogene Bürgerschaft boten Stoff zur Empörung dar, und diese wurde durch die wandernden Bettelmönche, die Agenten des Papstes, mit Eifer angeregt. Aber die

14*

von Friedrich in seinem Königreich gegründete monarchische Macht bewies sich fest genug; das Volk und die Städte, durch manche weise Gesetze, zumal den Baronen gegenüber, für den Verlust ihrer Freiheiten entschädigt, erhoben sich nicht gegen ihren Herrn. Die Verschwörung blieb in den Kreisen des Adels, welcher sich durch Güter und Ehren gewinnen ließ. Denn eine förmliche Umwälzung des Besitzstandes fand statt; den Anhängern des Kaisers wurden Güter genommen und an die Anhänger des Papstes gegeben. Theobald Francesco, bisher Podestà von Parma, Pandolf Fasanella, Capitan in Tuskien für den Kaiser, die Herren von Sanseverino, von Morra und Cicala machten mit dem päpstlichen Legaten einen Verschwörungsplan, wobei es auf das Leben des Kaisers abgesehen war. Er entdeckte den Anschlag, während er im März 1246 zu Grosseto im Lager stand. Pandolf und andere flüchtige Verschworene fanden vorübergehend Aufnahme in Rom, weshalb Friedrich voll Entrüstung einen Brief an die Senatoren und das Volk schrieb. Der Papst selbst, der unter Lockung des Wiedergewinns verlorner Privilegien die Sizilianer in der Sprache eines Demagogen aufreizte, gegen den „zweiten Nero" sich zu erheben, die Sklavenketten zu zerbrechen und das Glück der Freiheit und des Friedens wieder zu erlangen, förderte die Verschwörung mit Eifer. Wir lesen noch seine gewissenlosen Briefe an jene Verräter, „die herrlichen Söhne der Kirche, über welche Gott sein Angesicht leuchten läßt".

Der Kaiser folgte den nach Apulien entronnenen Rebellen auf dem Fuß; er zermalmte sie im Juli 1246 in ihren Burgen Scala und Capaccio; dann kehrte er nach dem Norden zurück, um den Feind, wie es seine Absicht war, in Lyon selbst aufzusuchen. Das Glück zeigte sich ihm günstig genug. Seine Capitane waren in Tuskien und Umbrien siegreich gewesen; Marinus von Eboli hatte den Kardinal Rainer Capocci und die guelfische Liga der Peruginer und Assisinaten besiegt; Camerino kehrte unter das kaiserliche Regiment zurück, und Pisa und Siena kämpften für Friedrich wider die guelfischen Städte. Im Römischen war nicht nur Corneto durch Gefangennahme und Hinrichtung vieler Bürger schon im Jahre 1245

niedergebeugt, sondern auch Viterbo wurde durch Hungersnot gezwungen, vom Papst abzufallen und sich Friedrich von Antiochien (im Jahre 1247) zu ergeben. Derselbe Sohn des Kaisers zog sogar in Florenz ein, wo man die Guelfen verbannte und ihm die Signorie der Stadt übertrug. Dies machte Friedrich II. zum Herrn von ganz Toskana.

Die Stadt Rom blieb sich selbst überlassen. Daß hier die guelfische Partei noch die herrschende war, zeigt der Brief eines Senators, welcher den Papst so dringend zur Rückkehr aus Lyon einlud, wie es die Römer hundert Jahre später taten, als ihre Päpste in Avignon wohnten. Schon in diesem Schreiben wird Rom, das Haupt der Welt, hauptlos ohne seinen Hirten genannt und als trauernde Witwe dargestellt, der Papst aber an die Legende von dem fliehenden Petrus erinnert, welcher dem Heiland begegnet, ihn fragt Domine quo vadis, und die Antwort erhält, „ich gehe nach Rom, zum zweitenmal gekreuzigt zu werden,“ worauf auch der beschämte Apostel wieder umkehrt. Die lange Abwesenheit Innocenz' IV. begann die Römer mit dem Argwohn zu ängstigen, daß ihr Papst in Frankreich bleibend seinen Thron aufschlagen könne, und daß dann Rom, „die Augenbraue der Welt, das Tribunal der Gerechtigkeit, der Sitz der Heiligkeit, der Thron des Ruhmes“, um seine Ehre oder um die einzige Quelle des Wohlstandes würde gebracht werden. Der Brief des unbekannten Senators war eine Ahnung Avignons, jedoch Innocenz IV. konnte dem Rufe der Römer nicht folgen, weil seine Rückkehr den Plan und das Werk seiner Flucht würde vereitelt haben. Er suchte dagegen seine Partei in Rom zu verstärken, indem er Anhänger des Kaisers auf seine Seite zog. Die Frangipani, bisher die Häupter der Ghibellinen, gewann er durch die Anerkennung ihrer Rechte auf das Fürstentum Tarent, welches einst die Kaiserin Constanza dem Otto Frangipane zugesagt haben sollte, Friedrich II. aber seinem Sohne Manfred gegeben hatte. Innocenz verlieh es dem Pfalzgrafen Heinrich Frangipane und gab demselben zugleich die Einkünfte des Judicats Arborea in Sardinien. So fiel jenes römische Geschlecht von den Hohenstaufen ab und wurde

den Erben Friedrichs II. entschieden feind. Der Kaiser bedrängte übrigens Rom nicht mehr, denn der Gegenstand seines Hasses befand sich nicht mehr hier; er bemühte sich, den Römern zu zeigen, daß er mit dem Papst, nicht mit ihnen Krieg führe.

In Italien wieder mächtig, wollte er über Savoyen nach Lyon ziehen, die Welt im Angesicht seines Feindes von seinem Recht zu überzeugen. Wenn er an der Spitze siegreicher Scharen wirklich dorthin vorgedrungen wäre und Deutschland, wo der durch Konrad besiegte Gegenkönig Heinrich Raspe am 17. Februar 1247 seinen Wunden erlegen war, wieder unter seine Fahnen gesammelt hätte, so würde sein Kampf eine neue und größere Form genommen haben. Dies kühne Unternehmen, welches von weltgeschichtlicher Wichtigkeit hätte werden müssen, unterblieb, denn zu seinem Unglück zwang den Kaiser der Abfall einer bisher treuen Stadt in seinem Rücken zur Umkehr am Fuße der Savoyer Alpen, und er hielt ihn von Deutschland, dem naturgemäßen Boden seiner Macht, fern. Der Widerstand der Städte war unbezwingbar; eine jede von ihnen eine ummauerte Festung, und eine jede ein selbständiger Staat von mannhaften Bürgern. Die fürchterliche Natur des Städtekrieges zersplitterte die Kraft des Kaisers; fielen einige Städte, so erhoben sich andere, und selbst die Treue freundlich gesinnter Gemeinden war unsicher, denn über Nacht konnte sich wie ein Sturmwind die feindliche Partei erheben und ihre Banner auf das Stadttor pflanzen. Der Krieg der Kaiser gegen diese wankelmütigen, trotzigen und heroischen Bürgerschaften war daher die qualvolle Arbeit des Sisyphus — ein schreckliches Einerlei von ewigen Märschen, Belagerungen, Verwüstungen der Felder und von Greueltaten jeder Art. Wir heutige Menschen begreifen es kaum, weder wie die Geduld genialer Herrscher, noch wie das Vermögen arbeitsamer Völker diesen dauernden Zustand zu ertragen vermochte. Parma fiel am 16. Juni 1247 durch einen Handstreich in die Gewalt der von dort Vertriebenen, namentlich der Rossi, der Vettern des Papstes Innocenz. Sofort kehrte der Kaiser in Turin um und rückte gegen jene Stadt, deren

Belagerung er am 2. Juli begann. Der Krieg sammelte sich um Parma; denn dorthin hatte sich Gregor von Montelongo, ein Verwandter Innocenz' III., des Papstes Legat, ein im Waffenhandwerk wie in der Diplomatie gleich geschickter Priester, mit vielem Volk guelfischer Städte und Fürsten geworfen.

Den Herbst und Winter über lag Friedrich vor Parma in seiner voll Siegeshoffnung erbauten Lagerstadt Vittoria. Äußerste Not trieb endlich die Belagerten zur Verzweiflung, so daß sie, während einer Abwesenheit des Kaisers auf der Jagd, herausfielen; Vittoria wurde am 18. Februar 1248 ein Raub der Flammen; Tausende bedeckten das Feld; auch Thaddäus von Suessa ward erschlagen, ein tapferer Krieger und ein großer Staatsmann, einst der beredte Anwalt seines Herrn in Lyon und nun im rühmlichen Soldatentod glücklicher zu preisen als Petrus de Vineis. Tausende gerieten in die Gefangenschaft der Bürger Parmas; die Lagerbeute war groß; selbst die kaiserliche Krone kam in die Hände des Feindes; ein koboldartiger Mensch vom Pöbel trug sie unter dem Jubelgeschrei des Volkes in die Stadt. Dies ist das Los aller Majestät auf Erden, daß am Ende auch der Narr in ihrem Purpur einhergehen darf. Der Tag von Parma war für die guelfischen Städte ein zweites Legnano. Lieder verherrlichen ihn. Der Glücksstern Friedrichs aber ging unter.

Als Flüchtling erschien er in Cremona, sammelte sein Heer und kehrte rachevoll in das Parmensische zurück, jedoch die guelfischen Städte leisteten ihm Widerstand. Ein Unglücksschlag folgte dem andern. Enzius, die Blume der Ritterschaft, Friedrichs Lieblingssohn, fiel am 26. Mai 1249 bei Fossalta in die Gewalt der Bolognesen; die frohlockenden Sieger führten die unschätzbare Kriegsbeute in die Mauern ihrer Stadt, und sie antworteten den Bitten wie Drohungen des Kaisers mit einem Bürgertrotz, dessen stolze Sprache das lebendigste Zeugnis von dem hohen Sinn der Republikaner jener Zeit gibt. Enzius begrub seine königliche Jugend in einer zweiundzwanzig Jahre langen Gefangenschaft und fand in ihr seinen Tod.

Der beste der Söhne Friedrichs war gefangen, der

treueste seiner Räte erschlagen, und seines genialsten Ministers und Freundes beraubte ihn entweder dessen wirkliche Schuld oder eigener Argwohn, der traurige Begleiter schwindenden Glücks und wankender Herrschaft. Der Untergang des Petrus de Vineis, jenes berühmten Bürgers von Capua, der sich durch sein Genie aus dem Staube zum ersten Staatsmanne seiner Zeit emporschwang, fiel als Schatten in das Leben des großen Kaisers, wie der Tod des Boetius das Leben Theodorichs des Großen verdunkelt hatte. Beide germanische Könige gleichen einander in dem letzten Ende ihrer Laufbahn und auch in dem schnellen und tragischen Ausgang ihres Geschlechts. Die Geschichte hat weder die Schuld noch die Todesart noch die genaue Zeit des Falles von Petrus aufgeklärt, welchem Dante ein halbes Jahrhundert später ein unsterbliches Sühnopfer gegeben hat.

Der Kaiser war aus Toskana im Mai 1249 nach Apulien zurückgekehrt und verließ Süditalien nicht mehr. Verhältnisse, die er nicht durchbrechen konnte, hielten ihn zu seinem Unglück in dem Lande fest, wo die Entscheidung seines großen Kampfes nicht mehr ganz durchführbar war. Wenn man auch urteilen darf, daß Friedrich II. nicht unterlegen ist, daß er bis zuletzt seine Macht nicht allein in seinem Königreiche, sondern im größten Teile Italiens aufrechtgehalten hat, so muß man dennoch bekennen, daß er den Einfluß auf die großen Weltverhältnisse verloren hatte und in Italien vereinsamt zurückgeblieben war. Der Papst freilich in Lyon fürchtete einen Umschwung zugunsten Friedrichs, da dieser nach der Wiedergewinnung Ravennas Herr der Marken geworden war, während die von Palavicini und Ezzelin bedrängten lombardischen Städte ganz ermattet waren. Indes die römische Kirche hätte der Kaiser nur dann vollständig besiegen können, wenn er die deutsche Nation zum Kampfe heranführte und mit allen dem Papsttum feindlichen Richtungen in England und Frankreich einen Bund schließen konnte. Noch nicht am Ziele seines tatenvollen Lebens angelangt, erlag der unbesiegte Friedrich II. einer kurzen Krankheit am 19. Dezember 1250 in seinem Schloß zu Florentino bei Luceria.

Wenn es wahr ist, was alte Chronisten erzählen, so starb der große Feind der Päpste mit einem philosophischen Blick auf die Nichtigkeit aller irdischen Macht, mit christlicher Hoffnung auf die Ewigkeit, gehüllt in die Kutte der Zisterzienser und absolviert von seinem treuen Freunde, dem Erzbischof Berard von Palermo. Wir wollen es glauben, weil es menschlich ist. Das Sterbebett Ottos IV. umstanden Mönche, welche ihn auf seine flehentlichen Bitten wund gegeißelt hatten, und am Todeslager Napoleons stand ein geringer Priester, der ihm die Kommunion gereicht hatte. Der Held seines Jahrhunderts, dessen Genie die Welt mit Bewunderung erfüllte, starb nach langen Kämpfen um ihre Befreiung von der Alleingewalt des Priestertums, gleich den meisten großen Menschen von seiner Zeit nicht begriffen, verlassen und in tragischer Einsamkeit. Der Erbe seiner Kronen war fern in Deutschland im Felde gegen den Usurpator Wilhelm von Holland; an des Kaisers Lager standen sein Bastard Manfred, in dessen Armen er verschied, und der treue Erzbischof Berard. Sein Schloß hüteten Sarazenen, seine Garden. Die Bahre wurde nach Tarent geführt, von wo man den toten Kaiser zuerst nach Messina, dann nach Palermo überschiffte. Im dortigen Dom ruht er in seinem Grabmal von Porphyr.

Die Leidenschaften, welche der gewaltige Kampf Friedrichs II. mit dem Papsttum erregte, werden noch heutiges Tags in den Urteilen der Welt gespürt. Es gibt eine guelfische und eine ghibellinische Ansicht über ihn, denn jene beiden Parteien leben noch in andern Formen fort, und sie werden noch so lange dauern, als das Prinzip ihres Gegensatzes besteht. Die niedrigste Auffassung vom Wesen Friedrichs II. ist jene der kirchlichen Partei seiner eignen Zeit. Es ist begreiflich, daß ein Innocenz IV. in seinem großen Gegner nur den Antichrist, einen Pharao und Nero erblickte; denn der evangelische Begriff der Kirche war längst verfälscht, und wo Priester von ihr reden, darf man unter ihr nur die Hierarchie oder das Papsttum verstehen. Aber es ist wohl befremdend, daß jenes Urteil priesterlichen Hasses aus längst vergangenen Tagen noch in der heutigen Geschichtschreibung ein Echo

gefunden hat. Die Ansicht des Denkers mildert der ruhige Blick in die Weltordnung, deren Gegensätze, welchen Parteinamen immer sie in der Zeit haben, sich in der Sphäre der Ideen zu den dienenden Mächten der höchsten, die Welt durchbildenden Vernunft gestalten. Die lange Reihe zum Teil großer Päpste, welche vom menschlichen Glauben mit der religiösen Gewalt bekleidet die Freiheit der Kirche vom politischen Gesetz mutig erkämpft haben, gewährt ein so bewundernswürdiges Schauspiel, wie die Reihe jener ruhmvollen, um die Menschheit hochverdienten Kaiser, die von demselben Glauben mit der Majestät ziviler Macht bekleidet die Freiheit des Weltgeistes gegen die ausgeartete Kirche verteidigten. Innocenz IV. sammelte in sich die Reihe von jenen und die Resultate ihrer Anstrengungen, Friedrich II. die Reihe und die Resultate von diesen. Die mittelalterliche Welt war, ihrem Ideale nach, ein kosmisches System, dessen Zusammenhang und Einheit, ja selbst dessen philosophischer Gedanke unsere Gegenwart zur Bewunderung zwingt, weil die Menschheit dies ausgelebte System noch nicht durch eine gleich harmonische Verfassung hat ersetzen können. Als eine in sich abgerundete Sphäre hatte jene Welt des Mittelalters zwei Pole, Kaiser und Papst. Die Verkörperung der die damalige Menschheit lenkenden Prinzipien in diesen beiden Weltfiguren wird ein ewig staunenswürdiges, ein nie mehr wiederholbares Erzeugnis der Geschichte bleiben. Sie waren wie zwei Demiurgen, zwei Geister des Lichts und der Macht, in die Welt gesetzt, jeder seine Sphäre zu regieren, Schöpfungen des sich fortsetzenden, im Medium irdischer Notwendigkeit getrübten Kulturgedankens des römischen Weltreichs und der christlichen Weltreligion. Indem der eine die bürgerliche, der andere die geistliche Ordnung darstellte, der eine die Erde, der andere den Himmel vertrat, entstand dieser die Menschheit bildende, die Jahrhunderte erfüllende und zusammenhaltende Titanenkampf des Mittelalters, das großartigste Schauspiel aller Zeiten. Friedrich II. war dessen letzter Held. Er war mit allen Fehlern und Tugenden der vollständigste und genialste Mensch seines Jahrhunderts und der Vertreter von dessen Kultur.

Man hat indes Friedrich II. seiner eignen Zeit zu weit entrückt, indem man ihm den Plan zuschrieb, die bestehende Verfassung der Kirche zu zerstören und die königliche wie priesterliche Gewalt in sich selbst als Papst-Kaiser zu vereinigen. Eine Kirche ohne Papst war den Staatsbegriffen jener Zeit gänzlich fremd. Die Vorstellung von den beiden Weltlichtern blieb ein anerkanntes Symbol, und weder hat je ein Kaiser den Gedanken gehabt, das Papsttum zu zerstören, noch ein Papst diesen, das Reich zu vernichten. Sie anerkannten der eine den andern als die höchste geistliche und die höchste weltliche Macht, aber sie kämpften miteinander um die Ausdehnung ihrer Gewalt. Das religiöse Bewußtsein Friedrichs, des furchtbaren Feindes der politischen Ausartung des Papsttums, war so gut katholisch wie die Überzeugung des ghibellinischen Dante. Er hat die apostolische Gewalt im Papst nicht bestritten; aber er rief den Fürsten zu: „Helft uns mutig im Kampfe gegen die boshaften Priester, auf daß wir ihren Hochmut brechen und der heiligen Kirche, unserer Mutter, würdigere Vorsteher geben; denn dies gebührt unserem kaiserlichen Amt, und es ist unser aufrichtiger Wunsch, sie zur Ehre Gottes zu reformieren.“ Hier erscheint das Wort „Reformation“ im Munde Friedrichs II.; jedoch er verstand darunter nur die Befreiung des Kronrechts von dem Kirchenrecht, die Trennung der weltlichen von der geistlichen Gewalt, die Beschränkung des Priestertums auf das apostolische Amt, die Säkularisation der Kirche nach den von den Ghibellinen anerkannten Ideen Arnolds von Brescia und die Herstellung des königlichen Investiturrechts, wie er es in Sizilien vollzogen hat. Ein weiter Weg trennte noch die Menschheit von den Bekenntnissen zu Augsburg und Worms; ein langer geistiger Prozeß war noch durch die scholastische und klassische Wissenschaft zu führen, bis Deutschland dort anlangte. Die Trennung Deutschlands von der römischen Kirche geschah durch die Reformation; diese aber entsprang nicht in einer gegebenen Zeit, sondern ihre Entwicklung reicht als eine Kette von Ursachen bis zum Evangelium hinauf, und die lange Reihe von Kaisern, welche den Investitur- und Reichskampf wider

die Alleingewalt Roms gekämpft haben, führt als geschichtliche Voraussetzung geradezu auf die deutsche Reformation. In den Kämpfen Friedrichs II. wider das maßlos gewordene Papsttum wurden demnach viele neue Keime der Reformation in Europa ausgestreut.

Friedrich II., konservativster Vertreter des alten Reichsprinzips und ein Neuerer zugleich, schritt hier seiner Zeit voraus und verleugnete sie dort. Darf man sich verwundern, daß er noch an das Ideal des römischen Kaisertums glaubte, wenn dasselbe noch ein Jahrhundert nach ihm den edelsten Geistern Italiens als das fortdauernde legitime Reich der Römer, als die nicht unterbrochene Weltordnung und als der Begriff aller menschlichen Kultur erschien? Denn dies war noch der geniale Irrtum Dantes und Petrarcas. Eine erhabene Tradition, durch die Jahrhunderte fortgepflanzt, eine theokratische Anschauung von der Weltverfassung und der Einheit des Menschengeschlechts, in der sich unter den Germanen, die das Römerreich aufgelöst hatten, das Bedürfnis einer gesetzlichen Form des Weltlebens neben der Einheit der Religion Ausdruck gab, ein großes Kulturideal und ein kosmopolitischer Begriff, der nie zur vollen Wirklichkeit ward, beherrschte mit der Festigkeit eines Dogma das ganze Mittelalter; und dies Vorstellen dauerte noch, als die romanischen und die germanischen Nationen, welche einander die zwei Weltcharaktere, Kaiser und Papst, zugeteilt hatten, durch lange Entwicklungsprozesse eigene Staatsformen, Gesetze, Nationalität und Nationalsprache erworben hatten. Die lateinische Rasse hatte im Zeitalter Friedrichs II. ihre germanischen Bestandteile in sich aufgezehrt und stellte sich jetzt diesseits der Alpen als eine neue, eigenartige, die italienische Nation dar. Sie war vom alten Übergewicht der germanischen Feudalität frei geworden, weil sie in der Gemeindeverfassung und im römischen Recht sich selbst wiedergefunden hatte. Der demokratische Nationalgeist, mit dem sich die Kirche verband, protestierte daher sowohl gegen die Wiederherstellung des germanischen Feudalprinzips in Italien durch Heinrich VI., als gegen das neue monarchische Prinzip Friedrichs II., und das Pro-

gramm der Ghibellinen, der politischen Legitimisten jener Zeit, Italien auf Kosten seiner nationalen Unabhängigkeit und Städtefreiheit das zweifelhafte Glück monarchischer Einheit durch einen fremden Kaiser zu geben, war nicht höher berechtigt als der wilde Freiheitsdrang der Guelfen, die nur aus Not und Vorteil ihre Stütze in dem natürlichen Gegner des monarchischen Prinzips in Italien, dem Papste, suchten.

Friedrich II. beschloß die Epoche jenes altgermanischen Reichs, welches sich diesseits und jenseits der Alpen ausgelebt hatte, und ließ die Kirche und die guelfische Partei im Besitze des Sieges und der Zukunft; er beschloß jenes Reich aber in einer neuen Gestalt, als der erste eigentliche Monarch; der Gründer eines Staatsprinzips einheitlicher Regierungsgewalt, der erste Fürst, welcher seinem Volk ein geordnetes Gesetzbuch gab, den Kampf des Königtums gegen die Feudalität begann und den dritten Stand zu den Parlamenten berief. In seinem Erblande Sizilien war es, wo er die Praxis seiner Grundsätze vollzogen hat, nach welchen sowohl die feudalen als die demokratischen Ungleichheiten in der Monarchie aufgehoben sein sollten. Die Zeit ergriff diese monarchischen Tendenzen und entwickelte langsam den modernen Staat. Auf diesen neuen Wegen für den alten Kampf mit der päpstlichen Hierarchie geschah es, daß fünfzig Jahre nach Friedrich II. die französische Monarchie durch die Kraft des Staatsrechts, durch das Prinzip der nationalen Unabhängigkeit und durch den Willen der vereinigten Landesstände das innocentianische Papsttum und die mittelalterliche Papstgewalt überhaupt wirklich überwinden konnte.

Der Senator Brancaleone

Ein Bürger Bolognas brachte um die Zeit der Rückkehr Innocenz' IV. durch seinen großen Sinn und seine Kraft das Senator-Amt Roms plötzlich zu hohen Ehren und gab der Stadt selbst einen vorübergehenden Glanz. Seine Regierung und das Wesen der römischen Republik überhaupt zu seiner Zeit ist einer aufmerksamen Betrachtung wert.

Seit dem 13. Jahrhundert pflegten die italienischen Freistädte ihre Podestaten aus dem Adel anderer befreundeter Gemeinden zu nehmen. Ein auf sechs Monate zur Regierung berufener Fremder bot größere Gewähr parteilosen Regiments und mindere Wahrscheinlichkeit sich befestigender Tyrannis dar als ein einheimischer Mächtiger. Ein solcher Austausch der Talente und Gewalten zwischen den Demokratien, welche einander ihre berühmtesten Bürger als Rektoren darliehen, war das schöne Zeugnis republikanischer Verbrüderung und gemeinsamen Nationalverbandes. Es gereicht den Italienern zu sehr hohem Ruhm. Weil man in der Regel nur bedeutende Männer zu Podestaten berief, so war dieser Ruf an sich das echteste Zeugnis bevorzugter Talente. Wer die wahre Blüte der Aristokratie in dem großen republikanischen Jahrhundert Italiens, dessen edelste Ritter, Feldhauptleute, Gesetzgeber und Richter kennen lernen will, der muß die Kataloge der Podestaten in den einzelnen Demokratien nachlesen; sie geben zugleich die Übersicht der angesehenen Familien, welche im 13. und 14. Jahrhundert an der Spitze des geschichtlichen Lebens der Kommunen standen. Sie machen in einer Zeit, wo das übrige Europa keine namhaften großen Bürger zählte, durch eine Fülle von Staatsmännern und Kriegern erstaunen, wie Hellas und Rom in ihren besten republikanischen Tagen. In dieser Epoche stellten die Städte die völlige Befreiung ihres politischen Geistes von der Kirche dar, und sie entfalteten ein glänzendes Gemälde des nationalen Bürgertums, ehe dieses von den Dämonen des Parteiwesens und dem maßlosen Plebejerregiment nach kurzer Blüte zerstört wurde.

Die Römer waren daran gewöhnt, feierliche Botschaften aus manchen Städten, selbst aus Pisa und Florenz, auf dem Kapitol erscheinen und um einen römischen Edeln als ihren Podestà bitten zu sehen; aber sie selbst hatten ihren Senator noch nie aus einer fremden Stadt geholt. Wenn sie das im Jahr 1252, während Innocenz IV. in Perugia wohnte, taten, so muß sie der zerrüttete Zustand ihres Gemeinwesens dazu genötigt haben; und sicher war es nicht der eifersüchtige Adel, sondern

das von ihm mißhandelte Volk, welches infolge einer Revolution den Beschluß durchsetzte, die Gewalt des bisher geteilten Senats einem einzigen, gerechten und weisen Manne als Senator und Kapitän zu übergeben und diesen außerhalb Roms zu suchen.

Die Römer wandten sich an Bologna. Diese Stadt glänzte damals durch ihre Rechtsschule von europäischem Ruf; ihr Reichtum war groß, ihre Waffenstärke furchtbar; ein König saß gefangen in ihren Mauern. Der bolognesische Rat empfahl den Römern Brancaleone degli Andalò, Grafen von Casalecchio, einen Mann aus altem Geschlecht, reich und angesehen, von strengem Republikanergeist, einen gründlichen Kenner des Rechts. Er gehörte durch Natur zu den gewaltigen Charakteren der Hohenstaufenzeit, zu Salinguerra, Palavicini, Boso da Doara, Jacopo von Carrara, Azzo von Este, Ezzelin. Er besaß die Kraft dieser eisernen Menschen, aber nichts von ihrem ränkevollen Wesen oder ihrer schrecklichen Selbstsucht. Er kannte diese Parteihäupter, weil er im lombardischen Kriege für Friedrich II. gekämpft hatte.

Wenn die Bolognesen einen Ghibellinen zum Senator Roms vorschlugen, so mußte die Parteifärbung für beide Städte gleichgültig geworden sein oder das römische Volk sich wieder den Ghibellinen zuneigen. Daß es dies nach dem Tode Friedrichs II. tat, war begreiflich; denn die Römer hatten nicht mehr den Kaiser, wohl aber den Papst zu fürchten. Die Wahl Brancaleones, des Freundes Palavicinis und Ezzelins, war ein wirklicher Protest gegen das aus Lyon heimkehrende weltliche Regiment des Papstes. Schwerlich hat Innocenz IV. diese Wahl damals bestätigt; er hat sie vielmehr nur notgedrungen anerkannt und das von seinen Vorgängern erlangte Recht der Senatswahl für den Augenblick preisgeben müssen.

Brancaleone erklärte sich bereit, Rom zu regieren; doch weil er die Leidenschaften der Republikaner, zumal die ungebändigte Wildheit des römischen Adels genugsam kannte, suchte er sich gegen Gefahren zu sichern. Er verlangte die Regierung für drei ganze Jahre mit unbeschränkter Gewalt; und als Gewähr seiner persönlichen Sicherheit

die Söhne edler Römer zu Geiseln. Das römische Volk muß durch die Tyrannei der Adelsfaktionen in tiefer Bedrängnis gewesen sein, weil es so unerhörte Forderungen bewilligte und eine dreijährige Diktatur in die Hände eines Fremdlings legte. Das Gemeindegesetz gab dem Amt des Senators bisher nur die Dauer von sechs Monaten; der Senator war bisher nur aus dem städtischen Adel gewählt worden, und das mit Brancaleone zum erstenmal in Rom angewendete Prinzip, einen Fremden (forensis) zum Senator zu ernennen, stellte sich erst hundert Jahre später fest.

Ein bis zur Peinlichkeit genaues Gesetz bestimmte alle Pflichten und Rechte, welche der fremde Senator zu leisten und zu fordern hatte. Sein Gehalt betrug im Durchschnitt 1500 Goldflorene oder Dukaten für sechs Monate, aus der städtischen Kammer zahlbar. Davon erhielt er ein Drittel bei seinem Regierungsantritt, das zweite am Anfange des dritten Monats; das letzte wurde in der Kammer niedergelegt und ihm dann nur ausgehändigt, wenn er straflose Rechnung seines Amtes abgelegt hatte. Jene Zeit war noch von rauher Einfachheit und vom Luxus späterer Jahrhunderte weit entfernt. Die Ehre galt noch als etwas, was man um seiner selbst willen suchte. Eine monatliche Summe von 750 Talern reichte vollkommen hin, die Bedürfnisse des Senators der Römer zu bestreiten, zumal ihr Geldwert damals mindestens siebenfach höher war, als er heute ist. Der Senator mußte davon auch seine Hofhaltung besolden. Jeder Podestà einer Freistadt brachte nämlich seine Kurie aus der Fremde mit sich; die Kommunen setzten einen Stolz darein, daß ihr Podestà mit Glanz auftrat, aber sie schrieben ihm die Anzahl seines Gefolges, seiner Diener, Wachen und Beamten mit mißtrauischer Genauigkeit vor. Die Offizianten des römischen Senators bestanden aus fünf Notaren und sechs Richtern, von denen wenigstens einer ein studierter Jurist sein mußte, um ihm als Collateralis oder Beisitzer zur Seite zu stehen. Sie bildeten sein Kabinett, während der Gesamtrat der kapitolischen Richter, oder das Assektamentum, in allen wichtigen Fällen von ihm berufen und gehört wurde. Er hielt eine

Wache von 20 Mann zu Fuß und 20 zu Roß, einige Ritter als höfische Begleitung und zwei Marschälle als Exekutoren der Polizei. Von diesen Beamten, die man die „Familie“ des Senators nannte, sind die Offizialen der Stadt oder die vom Volk ernannten Behörden durchaus zu trennen. Ihre Zahl war sehr groß, ihr Amt mit zeremoniösem Pomp umgeben; denn die Stadt war eifersüchtig, neben dem Hofe des Papstes in einer Fülle amtlicher Kollegien aufzutreten.

Wenn der fremde Senator nach der Stadt kam, die ihn berufen hatte, ward er mit fürstlichen Ehren empfangen: durch die bekränzten Straßen wurde er unter der Akklamation des Volkes aufs Kapitol geführt, wo auf der Treppe des Senatshauses die Regionencapitane mit ihren Bannern und andere Magistrate ihn erwarteten. Sein Zug zur Besitznahme des Gemeinde-Palastes belebte Rom als das dritte großartige offizielle Schauspiel neben dem Krönungsritt des Kaisers und des Papstes. Ehe er seine Gewalt antrat, beschwor er vor einem Ausschusse des Parlaments die Statuten der Stadt, die Aufrechthaltung der Ketzeredikte, das friedliche und gesetzliche Regiment über die Stadt Rom, ihre Bürger, ihren Komitat und Distrikt, den Schutz der Hospitäler und frommen Orte, der Witwen und Waisen und die Erhaltung aller Rechte und Gewohnheiten der Römer. In seine Hand wurde die vollziehende Gewalt in allen Kreisen städtischer Autonomie gelegt. Er war das politische Haupt der Gemeinde in Frieden und Krieg, Oberrichter und Feldherr. Er urteilte über Leben und Tod. Er empfing die Huldigungseide von Vasallen der Stadt; er setzte Podestaten in den Orten ein, welche die Jurisdiktion des Kapitols anerkannten; er schickte Gesandte (ambasciatores) an fremde Staaten; er schloß Verträge mit Fürsten und Republiken. Er verkündigte neue Gesetze über Finanzen und Justiz durch Ausruf der Herolde oder Präcones. Er prägte endlich auf die Gold- und Silbermünzen Roms seinen Namen, sein Wappen und sein Bild, welches ihn vor S. Petrus knieend darstellte, während ihm der Apostel die Fahne der Investitur überreichte. Das Recht, Münze zu schlagen, hatten demnach die Päpste im

13. Jahrhundert verloren und dem römischen Volk überlassen.

In ein mit Pelz gefüttertes Scharlachgewand gekleidet, auf dem Haupt ein Barett ähnlich jenem, welches der Doge von Venedig trug, stellte der Senator im Pomp festlicher Aufzüge, umgeben von seinem Hof, bei Volksspielen oder Thronbesteigungen der Päpste oder bei politischen Handlungen die Majestät des römischen Volkes dar. Seine diktatorähnliche Gewalt wurde jedoch durch die Räte und Volksausschüsse gemäßigt oder überwacht und endlich durch das verfassungsgemäße Wahl- und Zustimmungsrecht der Volksversammlung beschränkt. Die Furcht vor der Tyrannis ist in Republiken der schlaflose Wächter, welcher die Gewalthaber beobachtet, und das oberste Gesetz ist die Verantwortlichkeit der Regierenden vor dem Volk. Das kurzdauernde Amt des Senators war von vielen Gefahren des Parteikampfes und der Volksaufstände bedroht und oft nur eine glanzvolle Pein. Jeder seiner Schritte wurde beobachtet und gezählt. Er war an das Kapitol gebannt und durfte die Stadt nicht über ein vorgeschriebenes Maß von Raum und Zeit hinaus verlassen. Jeder vertrauliche Verkehr mit den Bürgern war ihm untersagt, nicht einmal im Palast eines Großen durfte er speisen. So lange als er die Stadt regierte, blieb er verurteilt Witwer zu sein, denn sein Weib durfte ihn nicht begleiten; kein naher Verwandter durfte bei ihm sein. Bevor er, und dies galt von jedem andern Podestà, von seinem Amte abtrat, wurde ein Syndikat eingesetzt, eine Behörde, welche seine und seiner Offizialen Amtsführung zu prüfen hatte. Zwei Tage vor dem Schlusse des Amts rief der Banditor auf den Stufen des Kapitols öffentlich aus, daß der erlauchte Senator der Römer gerichtet werde, und zehn Tage lang gab der Syndikus allen Anklägern Gehör. Wenn der Senator schlechter Amtsführung überwiesen ward, so wurde er mindestens in den Verlust des Drittels seines Gehaltes verurteilt, und im Falle diese Summe nicht ausreichte, so lange in Haft gehalten, bis er genug tat. Wenn er Lob und Ehre eingeerntet hatte, so entließ ihn die Stadt an die Republik, von welcher er her-

gekommen war, und sie mochte ihn außerdem mit dem Bürgerrecht beschenken und ihm erlauben, das S. P. Q. R., als Wappen Roms, in das seinige aufzunehmen.

Außer allen diesen Beschränkungen unterlagen die Handlungen des Senators der Bestätigung der Volksversammlung. Seine Herolde riefen bei jeder wichtigen Angelegenheit das Volk zum Parlament, während die Glocke des Kapitols gezogen ward. Wenn das Parlament allgemein war (plenum et publicum), so tagte es vor dem Senatshause, indem die Bürger sich auf dem kapitolischen Platz und über dessen Abhang bis zur heutigen Piazza di Araceli herab aufstellten. Der Senator legte dieser Volksversammlung Entwürfe über innere und äußere Angelegenheiten vor, und das „erhabene Volk der Römer" entschied sodann durch Abstimmung, Handaufheben oder Zuruf, ob Krieg mit Viterbo zu führen, ob ein Bund mit andern Republiken zu schließen, ob der Kaiser anzuerkennen oder der vertriebene Papst zur Rückkehr einzuladen sei. Es vernahm hier die Briefe von Fürsten und Städten und bisweilen auch die Stimme von Gesandten, die dem Parlament ihr Anliegen vorzutragen erschienen waren. Wenn nur die Volksausschüsse nach den 13 Regionen, der große und kleine Rat (consilium generale et speciale) berufen wurden, so fanden sie in der Basilika Araceli hinlänglichen Raum. Diese ehrwürdige Kirche war jetzt an die Stelle des Tempels der Concordia, des oftmaligen Parlamentshauses der alten Römer, getreten. Die Patres conscripti der mittelalterlichen Republik, Colonna, Pierleoni, Capocii, Frangipani, Savelli und Orsini, Aristokraten oder Demagogen, Guelfen oder Ghibellinen, ließen ihre wilde und unstilisierte Beredsamkeit, ihre Invektiven gegen Kaiser oder Papst in dem Säulenschiff jener Franziskanerkirche vernehmen. Sie blieb bis zum 16. Jahrhundert der Schauplatz der parlamentarischen Debatten und der Tribunale Roms. Nur in dem kleinen und großen Rat fanden solche statt, und nur hier erhoben sich Redner, Anträge zu bekämpfen oder zu unterstützen, welche dann zur Bestätigung an das Volksparlament gelangten, worauf sie der Senator als Gesetze verkündigte.

Ein Blick in diese tumultarischen Parlamente, auf die Tribunale und Richterstühle des Kapitols und das bunte Treiben der Demokratie mit ihren Eidgenossenschaften, Kollegien, Magistraten und ihrem wunderlichen Wahlsystem würde den Beobachter mit Verwunderung und oft auch mit Achtung erfüllen. Aber auch diese mittelalterliche Republik ist auf dem Kapitol versunken; im städtischen Archiv erinnert kein Pergament mehr an sie, und von den Flankentürmen des verwandelten Senatshauses wie von den Galerien der Höfe sind die Inschriften und Wappenschilder aller jener Republikaner verschwunden, welche dort im Zeitalter der Guelfen und Ghibellinen die Alma Roma regiert haben.

Nach seiner Wahl im August 1252 kam Brancaleone, wahrscheinlich im Beginne des November, sein Amt anzutreten. Ein stattliches Gefolge von Richtern, Notaren und Rittern begleitete ihn, alle in Bologna, Imola und andern Städten in seinen Dienst genommen. Es war das erste Mal, daß die höchste Magistratur der Stadt ganz aus Fremden bestand, und daß romagnolische Herren die römische Republik regierten. Auch sein Weib Galeana durfte den Senator begleiten. In Rom fand Brancaleone Zustände, deren Ordnung nur einem Geiste monarchischer Willenskraft gelingen konnte. Die Plage der Stadt war nicht der unruhige Sinn der Demokratie, sondern das gesetzlose Wesen der Feudalherren. Ihre Macht war viel zu groß, als daß sie vom Volke hätte besiegt werden können. Ihre Kastelle und Güter erstreckten sich über das ganze römische Gebiet; selbst die Stadt hatten sie unter sich geteilt, denn sie saßen quartierweise in verschanzten Monumenten, täglich im Kriege miteinander aus Blutrache oder Ehrgeiz, und des Kapitols spottend, dessen Würden sie an sich rissen, ohne seine Gesetze zu achten. In andern Republiken hatte sich der Adel den Gemeinden unterworfen und seinen Sitz in die Stadt verlegen müssen; nur in Rom behauptete er fortdauernd sein Übergewicht. Wir finden keine Beweise dafür, daß römische Barone auf der Campagna sich der Stadtgemeinde unterwarfen, wie es der Adel der Landschaften von Modena, Bologna, Padua oder Florenz so

oft tat. Die römischen Großen besaßen feste Plätze in der Stadt, welche sie, wenn die Not es gebot, wieder verließen, um auf ihren Landburgen unter bewaffneten Vasallen Sicherheit zu suchen. Die Quelle ihrer Macht war das Papsttum selbst. Aus den römischen Geschlechtern gingen Päpste hervor, welche alte und neue Nepotenfamilien begünstigten oder erhoben und sich ihrer gegen die Stadtgemeinde bedienten. Römische Signoren saßen zahlreich im Kardinalskollegium und in der Prälatur. Die Reichtümer der Kirche flossen daher in den Schoß der adligen Geschlechter zurück, und die höchsten Ämter blieben im Besitz einer Reihe bevorzugter Familien. Colonna, Orsini, Savelli, Conti, Anibaldi, Frangipani, Capocci waren die hervorragendsten schiatte oder Adelsstämme, welche Rom im 13. Jahrhundert abwechselnd beherrschten und spalteten, indem sie selbst in die Parteien der Guelfen und Ghibellinen zerrissen waren. Brancaleone hatte Mühe, diese Hyder zu bekämpfen; doch es gelang ihm anfangs mit Erfolg. Rom und die Campagna fühlten seine kraftvolle Hand; die Straßen wurden sicher, und manchen trotzigen Edeln sah man an den Zinnen seines Turmes aufgeknüpft.

Der neue Senator beanspruchte sofort auch die Oberherrlichkeit über Latium. Er forderte von Terracina Unterwerfung, zu deren Zeichen jene Stadt Abgeordnete zu den öffentlichen Spielen schicken sollte. Als er den Gehorsam zu erzwingen drohte, wandte sich Terracina an Innocenz, der noch in Assisi war. Der Papst schrieb einen abmahnenden Brief an den Senator, beschwor alle Städte und Vasallen der Campagna, den Römern, wenn sie ausziehen sollten, Widerstand zu leisten, und befahl dem Rektor der Campania und Maritima, dem Subdiaconus Jordan, Truppen zusammenzuziehen. Der Senator stand von Terracina ab. Dagegen wurde Tivoli schon seit 1252 mit Krieg überzogen und bald darauf dem Kapitol wirklich unterworfen, was der Papst aus gewichtigen Rücksichten nicht hindern konnte.

Wir sahen, daß Innocenz IV. durch Brancaleone zur Rückkehr gezwungen wurde und bald wieder in Umbrien seinen Sitz nahm. Der Tod Konrads, mit welchem der Senator in freundlicher Verbindung gestanden hatte, bewog ihn, in die Nähe des sizilischen Königreichs zu eilen, welches ein überschwengliches Glück seiner Herrschaft noch einmal darbot. Er berührte nur Rom; er redete im S. Peter zum Volk, gab ihm viele schöne Worte und bat die Römer, seine Pläne in Sizilien zu unterstützen. Hierauf begab er sich nach Molara, einer Burg des Kardinals Anibaldi, und reiste schleunig weiter nach Anagni.

Die römischen Milizen lagen damals vor Tivoli. Die Bürger dieses festen Ortes wehrten sich verzweifelt gegen die Stürme Brancaleones, bis sie die Friedensvermittlung des Papstes annahmen, Gesandte in demutsvollem Aufzug auf das Kapitol schickten und Vasallentreue gelobten.

Tivoli, immer eine freie Republik, nie von Baronen beherrscht, bisweilen das Asyl verfolgter Päpste, dann ghibellinisch unter Friedrich II., war von der Kirche gegen die Ansprüche der Römer stets geschützt worden. Man wird sich erinnern, daß ein Krieg Roms gegen Tibur die Vertreibung Ottos III., ein andrer die Wiederherstellung des Senats veranlaßt hatte. Drei Jahrhunderte lang hatten die Römer diesen kleinen, den Musen und Sibyllen geweihten Ort, den Lieblingsitz ihrer Vorfahren, durch Kriegszüge bedrängt, bis er endlich in ihre Gewalt geriet; Tivoli wurde ein Feudum der Stadt Rom. Wenn ihr Innocenz IV. eine so wichtige Stadt überließ, so beweist dies, wie gering seine weltliche Gewalt in Rom war, und wie sehr er der Gunst des Senators bedurfte. Sein Lebensbeschreiber versichert, daß er jenen Frieden auf Bitten der hart mitgenommenen Römer vermittelte, obwohl er Ursache hatte, Brancaleone zu zürnen; denn dieser Manfred freundlich gesinnte Senator hatte sein Gesuch um Beistand nicht erhört, vielmehr das Verbot erlassen, dem Papst Anleihen zu gewähren, Zufuhren nach Anagni zu bringen oder Truppen zu stellen. Kurz,

er hatte der päpstlichen Unternehmung nach Sizilien Hindernisse in den Weg gestellt. Die Unterwerfung dieses Königreichs unter den Heiligen Stuhl lag nicht im Vorteil der Römer; aber Innocenz erkaufte sich durch die Preisgabe Tivolis (am Ende des Sommers 1254) das Versprechen des Senators, nichts Feindliches in seinem Rücken zu unternehmen, während er sich anschickte, von Apulien Besitz zu ergreifen.

Anagni, wo er sich befand, die Vaterstadt des den Hohenstaufen feindlichen Hauses Conti, in dieser Zeit oft das Theater von Papstwahlen, wurde wiederum der Mittelpunkt aller kirchlichen Geschäfte. Von hier aus sollte den Dingen im Königreich Gestalt gegeben werden. Die Regentschaft für seinen jungen Sohn hatte dort der sterbende Konrad IV. nicht Manfred, sondern dem Markgrafen Berthold von Hohenburg übertragen, einem Verwandten seiner Gemahlin Elisabeth. Berthold war General der deutschen Kriegsvölker in Apulien, mächtig und angesehen, so lange als Konrad lebte, aber als Fremder verhaßt und seiner Aufgabe nicht gewachsen. Er versuchte, Frieden mit dem Papst zu schließen. Seine Boten, unter ihnen Manfred selbst, kamen nach Anagni, um die Anerkennung der Rechte Konradins zu bitten, welchen das Testament seines Vaters dem Schutz der Kirche empfohlen hatte. Doch Innocenz forderte die unbedingte Auslieferung Siziliens. Als eine von ihm gesetzte Frist abgelaufen war, bannte er am 8. September Manfred, Friedrich von Antiochien, Berthold von Hohenburg und dessen Bruder nebst andern Ghibellinen. Seinen Neffen, den Kardinal Wilhelm Fieschi, hatte er zum Legaten für Sizilien ernannt und ihm aufgetragen, Truppen bei Ceprano zu versammeln. Er gab ihm Vollmacht, Geld von römischen Banken aufzunehmen und dafür alle Kirchengüter in der Stadt und Campagna zu verpfänden; Geld aus allen vakanten und nicht vakanten Stühlen mit Güte oder Gewalt zu ziehen; Geld zu schaffen aus einer Steuerauflage Siziliens und aus der Einziehung der Güter aller Ghibellinen, die sich der Kirche nicht unterwerfen würden.

Berthold, durch den Bann entmutigt, übergab die

Regentschaft Manfred, der sie nach einigem Sträuben auf das Dringen der sizilianischen Großen übernahm. Seine Lage war jedoch mißlich genug: viele Herren und Städte erklärten sich offen für den Papst. Ohne Mittel, den Krieg zu führen, sah der junge Fürst für den Augenblick keinen andern Weg der Rettung, als Unterwerfung unter die Kirche. Er bot sie Innocenz IV. durch den Grafen Galvan Lancia, seinen Oheim, in Anagni, worauf der Papst voll Freude am 27. September einen Vertrag vollziehen ließ: Manfred trat als Vikar eines großen Teils des neapolitanischen Festlandes in die Dienste des Heiligen Stuhls und empfing außer Tarent und andern ihm von Friedrich II. vergabten Gütern auch die Grafschaft Andria als erbliches Kirchenlehn. So doppelsinnig handelte der Papst, der sich durch feierliche Verträge England verpflichtet und dem König Heinrich III. geschrieben hatte, daß er seinen Vertrag mit Edmund auch nach Konrads IV. Tode aufrecht halte und die Eroberung Siziliens durch englische Waffen ins Werk gesetzt zu sehen wünschte. Mit keinem Wort wurde dieser englischen Unterhandlungen gedacht, aber in einem Rundschreiben erklärte Innocenz, daß er Konradin die Krone Jerusalems und das Herzogtum Schwaben erhalten wolle, und daß die Sizilianer in die Formel des der Kirche zu leistenden Huldigungseides die Worte aufnehmen sollten: unbeschadet des Rechts des Kindes Konrad.

Manfred durchschaute die Absicht des Papstes, ihn erst unschädlich zu machen, um sich dann seiner zu entledigen. Die Not zwang ihn, als Lehnsmann der Kirche an der Grenze Latiums zu erscheinen, sobald Innocenz IV., umgeben von einem Schwarm rachevoller Exilierter Siziliens, aus Anagni aufgebrochen war, vom Königreiche Besitz zu nehmen. Der Sohn Friedrichs führte in Person, des Papstes Pferd am Zügel haltend, den Todfeind seines Geschlechts über die Lirisbrücke in das Erbland seiner Ahnen. Die Apulier empfingen zwar den Papst mißtrauisch, doch sie waren des Regiments der Deutschen und Sarazenen satt. Die Städte hofften Gemeindefreiheit, welche so wenig Konrad IV. wie Friedrich II. geduldet hatte, und vor allem Befreiung von dem Druck

der neuen Auflagen Friedrichs und der unerträglichen Kollekten; sie unterwarfen sich daher der Kirche, unter deren Schutz viele Kommunen, namentlich in Sizilien selbst, ein republikanisches Regiment errichtet hatten. Die Barone ihrerseits hofften, die hohe Gerichtsbarkeit und andere Privilegien wiederzuerlangen; sie huldigten dem Papst in Capua. Dasselbe taten die Brüder Hohenburg; diese Herren überließen ihren Gefährten Manfred seinem Schicksal, um dafür von der Kirche Lehen zu empfangen.

Innocenz IV. hielt seinen Einzug in Neapel am 27. Oktober. Die hartnäckige Feindin der Hohenstaufen, das Mailand Süditaliens, empfing den Papst mit aufrichtigen Ehren und anerkannte willig seine Herrlichkeit. Er sah das Königreich der Normannen ohne Kampf unter das Regiment der Kirche zurückkehren, und hoffte es darin festzuhalten. Aber der lebhafte Geist Manfreds durchbrach plötzlich die Unnatur erniedrigender Verhältnisse; Mißtrauen und Verrat umgaben ihn, die Mißachtung der mit Innocenz hereingekommenen verbannten Barone und neuen Günstlinge beleidigte ihn; das hochfahrende Auftreten des Kardinallegaten, welcher von ihm den Eid der Treue forderte, während von den Rechten Konradins nicht mehr die Rede war, klärte ihn über seine Zukunft auf, und die zufällige Tötung eines ihm feindlichen Großen durch seine Leute zwang ihn an seine schnelle Rettung zu denken. Die Flucht Manfreds aus Acerra, sein nächtlicher Ritt durch die Gebirge Apuliens, sein plötzliches Erscheinen in Lucera mitten unter den rettenden Moslem, sein männliches Auftreten im Feld, seine ersten Siege, der Übertritt apulischer Städte, die gänzliche Unfähigkeit der päpstlichen Führer bieten ein anziehendes Schauspiel von Kühnheit, Glück und Umwandlung der Verhältnisse dar. Am 2. Dezember zersprengte Manfred die Feinde bei Foggia. Der Legat floh aus Troja; sein Heer löste sich auf; er selbst eilte, die Kunde dieser Unglücksfälle dem Papst nach Neapel zu bringen.

Innocenz befand sich dort krank in einem Palast, welcher dem berühmten Petrus de Vineis gehört hatte. Hier starb er am 7. Dezember 1254. Sein im Tode, wie

man erzählt, zwischen Reue und Zorn wechselndes Gemüt oder das ihm zugeschriebene Abschiedswort ans Leben spricht das Urteil seiner Zeitgenossen über ihn aus. Weinende Nepoten umringten mit roher Ungebärde sein Sterbelager; er rief ihnen zu: Was jammert ihr Elende? Habe ich euch nicht reich genug gemacht? Der englische Chronist erzählt von einer Vision nach des Papstes Tode; ein boshafter Kardinal sah Christus zwischen Maria und einer edeln Frau stehen, welche das Abbild der Kirche in Händen trug, während der kniende Innocenz um Vergebung seiner Sünden flehte. Die ehrwürdige Matrone klagte ihn dreier Hauptvergehen an: daß er die Kirche zur Sklavin gemacht, den Tempel Gottes in eine Wechslerbank verwandelt und Glauben, Gerechtigkeit und Wahrheit, die Grundpfeiler der Kirche, erschüttert habe. Der Heiland sagte zu dem Sünder: Gehe und empfange den Lohn deiner Taten; und so ward er hinweggeführt.

Innocenz IV., den letzten hervorragenden Papst des Mittelalters aus der Schule Innocenz' III., hat sein Sieg über das staufische Reich berühmt gemacht. Ein gewissenloser Priester, das entschiedene Parteihaupt der guelfischen Richtung seiner Zeit, listig mit Verträgen spielend, vor nichts zurückschreckend, was ihm der eigene Vorteil gebot, so erfüllte er die Welt mit Empörung und Bürgerkrieg und zog er die Kirche tief in die weltlichen Dinge herab, die er zu heiligen stempelte. Jeder Mensch von freiem Urteil kann nur mit Widerwillen auf den Zustand eines beständigen Feldlagers oder Diplomatenkabinetts oder eines Geldgeschäftes blicken, in welchen Innocenz die Kirche versetzte, und er wird Mühe haben, das Urteil über ihn durch den Charakter seiner Zeit zu mildern. Dieser Papst kam als Erbe der Leidenschaften Gregors IX. und seiner Vorgänger zur Gewalt und übernahm die Aufgabe, die ausgeartete Kirche gegen große, nicht minder gewissenlose Gegner zu verteidigen. Als Kardinal war er um seiner Einsicht und Gelehrsamkeit willen von Friedrich II. geehrt, als Papst machte ihn die Natur der Dinge zu seinem unerbittlichen Feinde. Ich habe, so sagt der größte Geschichtschreiber jener Epoche, in den Annalen der Menschheit nie von

einem gleich unerbittlichen Haß gehört, als es der zwischen Innocenz IV. und Friedrich war. Diese ererbte Parteileidenschaft brannte nicht minder stark in der Seele eines Papstes als im Herzen eines Kaisers oder eines Kriegers wie Ezzelin. Wenn sie den Gestalten jenes Jahrhunderts voll hochfliegendem Ehrgeiz, voll Freiheitsglut und edlem Bürgerstolz, voll Priesterhochmut und Tyrannenlust, wenn sie dem Wesen der Republiken und Herrschenden den Charakter streitbarster Männlichkeit und verschlagenster Arglist verleiht, so mildert sie freilich auch ihre Verbrechen und Untugenden.

Der Tod des Papstes, Manfreds Sieg bei Foggia, die Zerstreuung des Heeres, dessen Trümmer der Kardinal Fieschi eben nach Neapel führte, machten die Kardinäle bestürzt. Die Sarazenen, so hieß es, nahten schon, das Heilige Kollegium aufzuheben. Nur jener Kardinal und der mit ihm nach Neapel gekommene Berthold hinderten eine schimpfliche Flucht und erzwangen die schnelle Wahl.

Die Geschichte der Päpste liebt unmittelbare Widersprüche von Charakteren. Auf Innocenz III. folgte der sanfte Honorius III., auf Innocenz IV. Alexander IV., ein Papst, der mit Kriegen nichts zu tun haben wollte, ein starkbeleibter Herr, gütig, gerecht und gottesfürchtig, jedoch geldgierig und schwach. Reginald, Bischof von Ostia und Velletri, wurde am 12. Dezember 1254 in Neapel gewählt und am 27. als Alexander IV. geweiht. Mit ihm bestieg wieder ein Mann aus jenem Haus der Conti den Heiligen Stuhl, welches die Hohenstaufen bereits durch zwei große Päpste bekämpft hatte. Er war ein Neffe Gregors IX., gebürtig aus Jenna in der Diözese Anagni, einem Baronalkastell über der wilden Schlucht des Anio, der dort entspringt.

Mit wenigem Talent begabt, versuchte sich der neue Papst auf dem gefährlichen Wege weiter zu bringen, welchen Innocenz IV. und die Verhältnisse ihm vorgezeichnet hatten. Er warb sich Freunde durch Schenkungen, er bestätigte die Lehen seines Vorgängers den Brüdern Berthold, Otto und Ludwig von Hohenburg und fügte ihnen noch, sie von der Sache Manfreds ganz zu trennen, das Herzogtum Amalfi hinzu. Er unterhandelte, ob-

schon erfolglos, mit Manfred selbst, dessen baldiges Erscheinen vor Neapel man fürchtete. Er schickte sogar Briefe nach Deutschland, die den kleinen Konradin seines Wohlwollens versicherten, aber bald darauf sandte er am 9. April 1255 die Bulle nach England, worin er die Belehnung Edmunds endgültig bestätigte und diesem Prinzen die Investitur mit Sizilien, dem Erbe Konradins, gab. So ging Alexander IV. in dem Labyrinth der Politik seines Vorgängers weiter fort. Ganz wie dieser verwandelte er das Gelübde Heinrichs III. zum Kreuzzuge gewissenlos in die Pflicht der Eroberung Siziliens, und er forderte selbst den König von Norwegen auf, statt nach dem heiligen Grabe nach Neapel zu ziehen, um den englischen König durch seine Waffen zu unterstützen. Die Kriege ihrer Hauspolitik wurden demnach von den Päpsten fortdauernd zu frommen Kreuzzügen erklärt.

Die Geldverlegenheit der erschöpften Kirche war groß. Heinrich III. versprach alles und leistete nichts mehr. Als nun der Papst die Hoffnung schwinden sah, Manfred das Königreich Sizilien zu entreißen, worin derselbe von Konradin oder von dessen Vormundschaft als Regent anerkannt war, verließ er Neapel, ging im Juli nach Anagni und war am Ende des November 1255 in Rom. Hier hatte unterdes eine sehr wichtige Umwälzung stattgefunden.

Schon drei Jahre lang regierte Brancaleone die Stadt mit großer Kraft. Der übermütige Adel, zumal Anibaldi und Colonna, beugten sich unter seine schonungslose Gerechtigkeit. Er stellte durch Waffenmacht die Jurisdiktion des Kapitols über das Landgebiet und die Kastelle der Barone wieder her, zog manches Kirchengut zur städtischen Kammer, besteuerte den Klerus und zwang ihn vor das bürgerliche Tribunal. Rom, vom Kaiser und Papst völlig unabhängig, war ein geachteter Freistaat geworden, unter der Regierung eines hochherzigen Republikaners, der dem Amte des Senators eine wirkliche politische Bedeutung verliehen hatte. Das Volk liebte Brancaleone als seinen Beschützer; auf das Volk stützte er seine Gewalt. Wenn uns genaue Nachrichten über seine Regierung erhalten wären, so würden wir be-

merken, daß die Demokratie in Rom durch ihn mächtiger emporkam und die Zünfte eine festere Ausbildung gewannen.

Am Sturze des großen Bolognesen arbeiteten Adel wie Klerus, vor allem das beleidigte Haus der Colonna. Als sein dreijähriges Amt im Beginne des November abgelaufen war und das Volk seine Wiedererwählung verlangte, überhäufte ihn die Gegenpartei mit Anklagen vor dem Syndikus; sie lärmte, daß man die Tyrannis eines Fremden verewigen wolle, und sie erstürmte endlich das Kapitol. Brancaleone, gezwungen die Waffen niederzulegen, ergab sich dem Volk, wurde von diesem im Septiconium verwahrt, aber bald dem Adel ausgeliefert, worauf er in den Turm Passerano gebracht ward. Der edle Mann, dessen Tod Barone und Kardinäle forderten, war unrettbar verloren, wenn ihn nicht die römischen Geiseln schützten, die noch Bologna festhielt. Seine mutige Gattin Galeana entfloh aus Rom und beschwor mit den Verwandten ihres Gemahls den Rat jener Stadt, die Geiseln nicht herauszugeben, sondern die Befreiung ihres Mitbürgers zu erzwingen. Die Republik Bologna schickte hierauf angesehene Männer nach Rom, aber der Papst, welcher nach dem Sturze des Senators in die Stadt zu kommen gewagt hatte, schlug ihre Forderung ab und verlangte die unbedingte Auslieferung der Geiseln. Bologna verweigerte sie mit großer Standhaftigkeit. Der Adel und mehrere Kardinäle drangen jetzt in den Papst, jene guelfische Stadt, die alte Beschützerin der Kirche, in den Bann zu tun. Doch selbst das Interdikt beugte nicht den hochherzigen Mut der Bolognesen; diese freien Bürger zeigten, daß die Schreckmittel der Bannstrahlen ihre Wirkung verloren hatten denn die römischen Geiseln wurden in noch strengerem Gewahrsam festgehalten.

Unterdes schritt die siegreiche Partei zur Wahl eines neuen Senators. Die flehenden Briefe der römischen Geiseln aus Bologna sowie die Standhaftigkeit der Bolognesen, welche überdies zwei Verwandte Alexanders IV.,

die man in der Romagna aufgegriffen hatte, dem Papste zurücksandten, erwirkten endlich die Befreiung Brancaleones, und vielleicht erzwang sie auch die drohende Haltung des Volkes. Man nötigte ihn, vor dem Syndikus des neuen Senators auf seine Rechte Verzicht zu tun, was er mit der Erklärung tat, daß er dazu gewaltsam gezwungen sei. Als er hierauf im August oder September 1256 von Rom abreiste, schickte ihm der römische Adel den Syndikus Andreas Mardone bis Florenz nach und bestimmte den Florentiner Rat, den gefürchteten Exsenator nicht eher aus der Stadt zu lassen, bis er den schon in Rom beschworenen Verzicht erneuert habe. Brancaleone gab ihn mit derselben Verwahrung seiner Rechte an die römische Gemeinde und an Privatpersonen, worauf er niemals verzichtet zu haben erklärte; ohne Zweifel befanden sich darunter auch Forderungen eines Teils seines Gehaltes, welches in der Kammer zurückbehalten worden war. Er kehrte sodann mit Ruhm bedeckt in seine Vaterstadt heim, die nach Auslieferung der Geiseln vom Banne gelöst wurde.

Die Regierung des neuen Senators Emanuel de Madio war stürmisch und unglücklich. Ein Geschöpf des guelfischen Adels, diente er nur Parteizwecken und erbitterte durch Schwäche oder Mißhandlung das von Brancaleone gepflegte Volk. Die Anibaldi, Colonna, Poli, Malabranca und andere Große bemächtigten sich der Gewalt; die alte Verwirrung brach wieder herein, und die gehässige Adelsreaktion erzeugte Bürgerkrieg. Das Volk, welches sich nach dem festen Regiment Brancaleones zurücksehnte, erhob sich; man kämpfte um das Kapitol und in den Straßen der Stadt. Im Frühjahr 1257 wurde der Aufstand allgemein. Die Zünfte vereinigten sich und erhoben zu ihrem Haupt einen Bäckermeister von englischer Abkunft, Matheus de Bealvere. Emanuel ward im Stadtkrieg erschlagen, ein Teil des Adels verjagt, der Papst selbst gezwungen, sich nach Viterbo zu begeben, wo er sich am Ende Mai befand.

Das römische Volk rief sofort Brancaleone zurück; er kam, nicht ohne Gefahr, da ihm die Kirche nachstellte. Man empfing mit Jubel den edlen Mann, welcher die

Bürgerschaft drei Jahre lang so kraftvoll regiert und gegen den Übermut des Adels verteidigt hatte. Ohne Zweifel wurde ihm die Senatsgewalt nochmals für drei Jahre zuerkannt.

Brancaleone begann sein zweites Regiment mit einer Strenge, welche das Rachegefühl vielleicht übertrieb, der Zustand der Stadt aber nötig machte. Alle Peiniger des Volks verjagte er oder warf sie in Ketten oder richtete sie. Zwei Anibaldi, Verwandte des Kardinals Richard, ließ er an den Galgen hängen. Mit Manfred, der jetzt auf dem Festlande und der Insel Sizilien völlig Herr war und schon daran dachte, sich die Krone aufzusetzen, schloß er ein Bündnis zur Vernichtung der guelfischen Partei. Der Widerspruch, daß Brancaleone, Republikaner von Charakter und Neigung, mit den Nationalfeinden der italienischen Städtefreiheit sich verbündete, entsprang aus der Stellung der Stadt Rom zum Papst. Wenn dieser sonst als das natürliche Haupt der Guelfen und als Protektor der munizipalen Unabhängigkeit erschien, so trat er in Rom als Ghibelline auf, als Beschützer nämlich des feudalen Baronentums, mit dessen alleiniger Hilfe er die Demokratie im Zaume hielt. Alexander IV. bannte Brancaleone und dessen Räte. Man antwortete seiner Ohnmacht mit Spott. Der Senator erklärte, daß der Papst nicht das Recht habe, den römischen Magistrat zu exkommunizieren. Er kündigte hierauf durch öffentliches Aufgebot einen Rachezug gegen Anagni an; diese Vaterstadt des Papstes, so hieß es, sollte dem Senat unterworfen, wenn nicht vom Erdboden vertilgt werden. Die Verwandten Alexanders, von der bestürzten Gemeinde Anagni nach Viterbo abgeschickt, warfen sich dem Papste flehend zu Füßen, so daß er sich herablassen mußte, den schrecklichen Senator um Schonung zu bitten. Wahrscheinlich löste er ihn vom Bann. Seine Zivilgewalt in Rom wurde gar nicht mehr anerkannt.

Brancaleone wollte jetzt den Trotz der Großen durch einen Hauptschlag brechen: er befahl die Adelstürme, Zwingburgen des Volks, Kerker der Verschuldeten, Höhlen schändlicher Gewalttat niederzureißen. Dieser Proskriptionsliste sollen im Jahre 1257 mehr als 140 feste Türme

erlegen sein, über welche sich das Volk mit Zerstörungswut stürzte. Die Zahl der gebrochenen Burgen kann einen Begriff von ihrer Menge überhaupt geben; denn mochte das gerechte Gesetz auch den meisten Türmen gelten, so ließ doch Brancaleone schwerlich alle abbrechen, und mancher Turm ghibellinischer oder befreundeter Großen blieb verschont. Wenn wir die Adelstürme in der Stadt obenhin auf 300 rechnen, 300 der Stadtmauern, ebenso viele der Kirchen zählen, so bot das damalige Rom das kriegerische Bild einer Stadt dar, welche 900 Türme gen Himmel streckte. Da viele dieser Türme, die zugleich einen wesentlichen Teil der Adelspaläste ausmachten, auf Bauwerken des Altertums erbaut waren, so mußte jene systematische Zerstörung den Untergang mancher Denkmäler in sich schließen. Brancaleone wird daher unter die schlimmsten Feinde der römischen Monumente gezählt und von ihm eine neue Epoche des Ruins der antiken Stadt datiert. Im 14. Jahrhundert fabelte man sogar, daß er den Tempel des Quirinus zerstört habe. Die der Vernichtung geweihten Paläste wurden zugleich der Plünderung freigegeben, und bei solcher Gelegenheit gingen auch manche Familienarchive mit ihren Urkunden unter.

Der Anblick, welchen die Stadt nach diesem Akt der Justiz darbot, muß abschreckend gewesen sein; aber Rom war, wie alle andern Städte, an solche Zerstörungen gewöhnt. Die Bürger jener Zeiten genossen niemals des Gefühls einer sicheren und schön geordneten Vaterstadt. Sie gingen unter Trümmern umher und sahen fast an jedem Tag deren neue entstehen. Das barbarische Einreißen von Häusern war ein so gewöhnlicher Vorgang, wie es heute irgendeine Polizeimaßregel ist. Die Städte des Mittelalters befanden sich in beständiger Revolution, und Straßen, Mauern und Wohnungen spiegelten in ihrer schnellen Veränderung den Charakter der Parteifurie und die Unruhe einer ewig wechselnden Regierung ab. Wenn sich das Volk irgendwo im Aufstand erhob, warf es die Häuser der Feinde nieder; wenn ein Geschlecht das andere befehdete, so wurden die Paläste des unterliegenden Teiles zerstört; wenn die Staatsbehörde Schuldige exilierte, so wurden ihre Wohnungen eingerissen: wenn die

Inquisition in irgendeinem Hause Ketzer fand, so wurde es von Staats wegen dem Erdboden gleichgemacht. Wenn ein Kriegsheer eine feindliche Stadt eroberte, so legte es ihre Mauern nieder, wenn nicht die Stadt selbst zertrümmert wurde. Nach der berühmten Schlacht bei Montaperto konnten die erbitterten Ghibellinen nur durch den edeln Unwillen eines großen Bürgers abgehalten werden, Florenz zu zerstören; und noch am Ende des 13. Jahrhunderts warf der Zorn eines Papstes eine ganze Stadt zu Boden. Bonifatius VIII. ließ über die Trümmer Palestrinas Salz streuen, wie einst Barbarossa über Mailand Salz gesäet hatte.

In jenen Ruin ihrer Türme wurden zugleich die Geschlechter hineingerissen; denn viele Große büßten ihre Schuld durch Exil, Gütereinziehung und Henkertod. Aber Ruhe und Sicherheit herrschten nun in der Stadt und auf der Campagna, wo das raubgierige Gesindel vertilgt wurde.

Brancaleone regierte, gefürchtet und geliebt, nur noch kurze Zeit. Das Fieber ergriff ihn während einer Belagerung Cornetos, dieses wegen seines Kornmarktes wichtigen Ortes, welcher ihm den Huldigungseid verweigerte; er ließ sich nach Rom tragen und starb auf dem Kapitol, in der vollsten Kraft seines Lebens, im Jahre 1258. Das einstimmige Urteil der Zeitgenossen pries Brancaleone d'Andalò als den unerbittlichen Rächer alles Unrechts, den strengen Freund des Gesetzes und den Beschützer des Volks — der beste Ruhm der Regierer zu jeder Zeit. In diesem großen Bürger Bolognas, dem praktischen Zögling der dortigen Rechtsschule, erschien ein antiker Geist wieder, und hat sich die republikanische Kraft seiner Periode trefflich bewährt. Es genügt für seinen Nachruhm, daß er die zerrüttete Stadt mehrere Jahre lang ordnen und ihr eine gesetzliche Freiheit geben konnte. Wenn er länger regierte, so würde er große Veränderungen in ihrem Verhältnis zum Papst hervorgebracht haben, und selbst die lange Tyrannis eines Mannes seiner Art hätte für die Römer nur heilsam sein können.

Das Volk ehrte das Andenken seines besten Senators auf seltsame Weise: sein Haupt wurde, wie eine Reli-

quie, in eine kostbare Vase gelegt und zum dauernden Gedächtnis über einer Marmorsäule aufgestellt — eine bizarre Apotheose, aber eine Trophäe, welche das Kapitol mehr zierte als das Mailänder Carrocium. Die Erinnerung an Brancaleone ist in Rom erloschen, wo kein Denkmal, keine Inschrift von ihm redet.

Geißlerprozessionen

Unablässige Kriege und Plagen hatten die Städte heimgesucht. „Die Seele schaudert mir," so schreibt ein Chronist von damals, „die Leiden meiner Zeit und ihren Ruin zu sagen; denn nun sind es etwa zwanzig Jahre, daß auf Grund des Zwiespalts zwischen Kirche und Reich das Blut Italiens wie ein Strom ausgegossen wird." Ein elektrischer Schlag traf plötzlich die Menschheit und trieb sie zur Buße; zahllose Scharen erhoben sich mit Klagegeschrei in den Städten; man zog, sich bis aufs Blut geißelnd, in Prozessionen zu hundert, zu tausend, ja zu zehntausend weiter fort. Stadt um Stadt wurde in den Strom dieser Verzweiflung hineingerissen, und bald erschollen Berge und Täler von dem erschütternden Weheruf: „Friede! Friede! Herr, gib uns Gnade!" Viele Geschichtschreiber der Zeit reden von dem befremdenden Ereignis mit Verwunderung; alle sagen, daß sich dieser moralische Sturm zuerst in Perugia erhob und dann der Stadt Rom mitteilte. Er ergriff jedes Alter und jeden Stand. Selbst fünfjährige Kinder geißelten sich. Mönche und Priester erfaßten das Kreuz und predigten Buße; uralte Eremiten kamen aus ihren Gräbern in der Wildnis hervor, erschienen zum erstenmal in den Straßen und predigten Buße. Die Menschen warfen ihre Kleider bis zum Gürtel ab, hüllten das Haupt in eine Kapuze und griffen nach der Geißel. Sie schlossen sich in Zügen aneinander; sie gingen in paarweisen Reihen, in der Nacht mit Kerzen, barfuß durch den Winterfrost; sie umkreisten mit schauerlichen Liedern die Kirchen; sie warfen sich weinend an den Altären nieder; sie geißelten sich zum Gesange von Hymnen auf

die Passion Christi mit Wahnsinn ähnlicher Wut. Sie stürzten bald zur Erde nieder, bald erhoben sie ihre nackten Arme gen Himmel. Wer sie sah, hätte ein Stein sein müssen, wenn er nicht tat wie sie. Die Zwietracht hörte auf; Wucherer und Räuber kamen zur Obrigkeit; Sünder bekannten; die Kerker öffneten sich; Mörder gingen zu ihren Feinden und legten das bloße Schwert in deren Hand, flehend, sie zu töten; aber diese warfen die Waffe voll Abscheu von sich, und sie stürzten weinend zu den Füßen ihrer Beleidiger nieder. Wenn diese schauerlichen Wanderscharen in eine andere Stadt zogen, so fielen sie darauf wie ein Gewittersturm, und so pflanzte sich die Geißelbrüder-Krankheit ansteckend fort von Stadt zu Stadt. Sie kamen nach Rom im Spätherbst 1260, aus Perugia. Selbst die harten Römer gerieten in Ekstase.

Das Auftreten der Flagellanten ist eines der erschütterndsten Phänomene des Mittelalters. In der frommen Furie der Kreuzzüge hatte sich auf Grund ähnlicher langer Verwirrung durch den Kampf zwischen Kaisertum und Priestertum die Sehnsucht der Menschheit nach der Erlösung ausgesprochen; in dem Geißelsturm des Jahres 1260 wiederholte sich dieselbe Sehnsucht. Die leidende Menschheit sammelte in den Tiefen ihres Gefühls die Eindrücke von Ereignissen, die es erschütterten: Ketzerei, Inquisition und Scheiterhaufen, Fanatismus der Bettelmönche, Tartaren, wütender Kampf beider Weltgewalten, die Furie der Faktionen, der verwüstende Bürgerkrieg in allen Städten, die Tyrannis eines Ezzelin, Hungersnot, Pest, die Lepra oder der Aussatz: dies waren die Plagen, welche die damalige Welt geißelten. Der dämonische Wanderzug der Flagellanten war der volkstümliche Ausdruck eines allgemeinen Elends, der verzweifelte Protest und die selbstauferlegte Buße der damaligen Gesellschaft, welche noch von dem epidemischen Massengefühl so stark ergriffen wurde wie das Geschlecht der Kreuzzüge. In so dunkler Büßergestalt nahm die Menschheit Abschied von der Epoche des Weltkampfes zwischen Kirche und Reich. Am Ende dieser Epoche erschien ein Genie als ihre Frucht. Dies war Dante, der jener mitteltalterlichen Welt ein

16*

einziges Denkmal schuf. Sein unsterbliches Gedicht ist ein gotisch aufgetürmter wunderbarer Dom, auf dessen Zinnen die hervorragenden Gestalten der Zeit sichtbar sind, Kaiser und Päpste, Ketzer und Heilige, Tyrannen, Republikaner, die alten und die neuen, Wissende und Schaffende, Sklaven und Freie, alle um den büßenden Menschengeist gereiht, welcher die Freiheit sucht.

Manfred und Karl von Anjou

Manfred Lancia, geboren im Jahre 1232, war Friedrichs II. Sohn von Blanca Lancia, einer schönen und edeln Frau aus piemontesischem Geschlecht. Die Zeitgenossen nennen ihn Bastard, was er war, und nur schwache Gründe unterstützen die Ansicht, daß Friedrich seiner Verbindung mit Manfreds Mutter die Gesetzlichkeit gegeben hatte. Er hatte ihn schon im Jahre 1248 mit Beatrix, der verwitweten Markgräfin von Saluzzo, vermählt, einer Tochter des Grafen Amadeus von Savoyen, und sein Testament, worin er der andern Bastarde Enzius und Friedrich von Antiochien nicht gedachte, bewies, daß er den Sohn Blancas nach seinen echten Söhnen als erbberechtigt anerkannte. Die Natur hatte Manfred mit Geist und Schönheit, die sorgsamste Bildung ihn mit Anstand der Sitte und Wissenschaft begabt; alle Zeitgenossen schildern ihn als einen herrlichen Menschen, großmütig, freigebig, heiter, einen Sänger und Troubadour und geborenen König. Und bald machte er seinen Namen in der Welt berühmt. Wenn der Papst hoffte, daß nach dem Tode Friedrichs die Städte Apuliens und Siziliens sofort die Fahne S. Peters aufpflanzen würden, so täuschte er sich. Der Zauber des Namens und der Macht des großen Kaisers starb dort nicht sogleich mit ihm. Nur einige Barone der Städte, darunter freilich Capua und das mit großen Freibriefen vom Papst beschenkte Neapel, erklärten sich für die Kirche. In seiner ersten Bedrängnis schickte Manfred Friedensanträge an Innocenz IV.; aber die Forderung, für seine unbedingte Unterwerfung Tarent als Kir-

chenlehn anzunehmen, mußte der Vikar Konrads IV. ablehnen. Durch geschickte und schnelle Märsche bezwang er die Rebellen in Apulien, scharte die deutschen Soldtruppen um sich, erwarb durch ritterliche Waffentaten seinem Namen Achtung und erschien bereits drohend vor Neapel.

Nach des Kaisers Tode hatte Manfred seinen Bruder Konrad aufgefordert, die Alpen herabzukommen und sein Erbland Sizilien in Besitz zu nehmen. Der junge König der Römer folgte den politischen Ideen seiner Ahnen und Manfreds Ruf.

Konrad schiffte sich in Pola ein, wo der Markgraf Bertold von Hohenburg ihn mit sizilischen Galeeren erwartet hatte. Er landete zu Siponto am 8. Januar 1252, und sogleich wirkte sein Erscheinen auf Barone und Städte. Die Eifersucht, welche sich Konrads bemächtigte, entwaffnete die kluge Haltung Manfreds, der die Regierung des Königreichs, selbst seine Lehen, in die Hände des Bruders zurückgab, nachdem er ihm die Wege zu Neapel gebahnt hatte. Die Laufbahn Konrads IV. in Apulien war kurz und ruhmvoll. Nachdem er dem Papst erfolglos die günstigsten Friedensbedingungen um den Preis seiner Anerkennung oder Belehnung mit Sizilien geboten hatte, bewies er seine Rechte mannhaft mit dem Schwert. Er stand 1251 in Apulien und Campanien; die Barone huldigten ihm; Capua öffnete ihm am Ende des Jahres 1252 die Tore, und im Frühling des folgenden anerkannten ihn alle Städte, bis auf Neapel, welches er jedoch mit Nachdruck belagerte.

Konrad IV. beherrschte Sizilien und Neapel als sein durch mannhaften Krieg wieder erworbenes Erbe und rüstete sich bereits, den Kampf seines Vaters mit dem Papsttum aufzunehmen. Ich komme, so meldete er den Ghibellinen, mit 20000 Kriegern bald nach dem Norden, die Empörer zu züchtigen und die Reichsgewalt herzustellen. So schrieb er im April 1254, und am 21. Mai war er tot. Die Anstrengungen im heißen Süditalien rafften den Sohn Friedrichs II. hin; er starb zu Lavello, in der Fülle jugendlicher Kraft, im 26. Jahre seines Lebens unter schmerzlichen Klagen über sein Schicksal und

das Unglück des Reichs, welches er zerfallen sah. Wie seinen Vater und Großvater, wie das gesamte sizilische Hohenstaufengeschlecht verschlang ihn die verhängnisvolle Erde Italiens.

Der jähe Fall der Hohenstaufen ist eins jener tragischen Geheimnisse, für deren Erklärung der bigotte Aberglaube den Schlüssel schnell bei der Hand hat, die tatsächliche Geschichte ihn nicht bietet, dessen Notwendigkeit aber die in ihre Gesetze eindringende Vernunft wohl entdecken kann. Wie einst nach dem Tode Heinrichs VI. vom Hause Barbarossas nur ein einziger Erbe, ein Kind, Friedrich II. selbst, übriggeblieben war, so lebte auch jetzt von der zahlreichen Nachkommenschaft dieses Kaisers nur ein einziger legitimer Sproß, Konrads Sohn, Konradin, ein zweijähriges Kind, im Bayernland zurückgeblieben. Zum Vormunde dieses Kindes hatte der sterbende Konrad, aus Argwohn gegen Manfred, den Papst selbst ernannt und zum Stellvertreter oder Baliven im Königreich den Markgrafen Bertold von Hohenburg bestellt.

Am Sarge Konrads stand Manfred, wie er kurz vorher am Sarge Friedrichs II. gestanden hatte: das Werk vierjähriger Anstrengungen lag zertrümmert vor ihm; die Zukunft war aufs neue dunkel und ungewiß.

* * *

Manfred strebte nach der Krone und erlangte sie. Auf ein wahrscheinlich mit Absicht verbreitetes und geschickt benutztes Gerücht vom Tode Konradins ließ er sich am 10. August 1258 in Palermo zum Könige krönen. Wenn dies eine offenbare Anmaßung der Rechte jenes Erben war, so wurde sie doch von der Stimme des Landes gefordert, von den Verhältnissen geboten und entschuldigt: sie fand ihr Vorbild an Philipp von Schwaben, welcher gleichfalls aus dem Vormunde seines Neffen der Usurpator von dessen Krone geworden war. Den protestierenden Gesandten Konradins erklärte Manfred mit gutem Grund, daß die Herrschaft eines im fernen Deutschland lebenden Kindes über Sizilien unmöglich sei, daß dieses Land nur einem

einheimischen Fürsten gehorchen werde, daß er selbst durch Geburt und Sitte Italiener sei; das Königreich, welches er mit seinem Schwert zwei Päpsten abgekämpft habe, wolle er als rechtmäßiger Monarch beherrschen; nach seinem Tode möge Konradin sein Nachfolger werden. Die Krönung Manfreds war ein Akt, der ihn für immer zum Feinde der legitimen hohenstaufischen Ansprüche auf Sizilien machte, ihn zwang, diese von den italienischen Grenzen abzuwehren und das Nationalprinzip Italiens zu vertreten. Die politische Verbindung dieses Landes mit Deutschland wurde dadurch aufgehoben und ein Zustand geschaffen, wie ihn die Guelfen erstrebt hatten.

Als sich nun Manfred aus einem Stellvertreter Konradins in dessen Feind und aus einem Vikar Deutschlands in einen nationalitalienischen Herrscher verwandelt hatte, mochte vielleicht die Klugheit Alexander IV. raten, ihn unter günstigen Bedingungen als Lehnkönig der Kirche anzuerkennen, wie einst ein Papst Ähnliches getan hatte, nachdem der Normanne Roger zum König Siziliens erhoben war. Aber Manfred wollte kein Lehnfürst, sondern ein selbständiger Monarch sein, und die Folgen seiner Krönung waren deren Nichtigkeitserklärung durch den Papst, eine neue Exkommunikation und das über alle Bischöfe und Städte, welche ihn anerkannten, verhängte Interdikt. Der Haß der päpstlichen Kurie gegen das Geschlecht Friedrichs blieb unversöhnbar; ihr begründeter Argwohn stellte sich vor, daß Manfred immerdar der Feind der Ansprüche des Papstes bleiben und nicht ruhen werde, bis er das Königtum Italiens errungen und die Kaiserkrone sich aufgesetzt habe.

Die mehrmals versuchte Aussöhnung scheiterte auch an der Forderung des Papstes, die Sarazenen aus Italien zu entfernen. Die Fortdauer dieser Kolonie von Mohammedanern in Apulien ruft die Geschichte jener Zeiten zurück, wo die Araber aus ihren Raubburgen am Garigliano Italien geschreckt hatten. Friedrich II. hatte ihre sizilischen Stammgenossen als ein immer kampffertiges Lager ausgezeichneter Bogenschützen nach Luceria verpflanzt. Die Predigermönche, welche ihnen Gregor IX. wiederholt sendete, bekehrten diese Ungläubigen nicht; der Name Allahs

wurde nach wie vor von den Türmen ausgerufen und der Koran von den Schriftkundigen in den Moscheen erklärt. Seine Garde hatte Friedrich aus Sarazenen gewählt und manchen Moslem vorurteilslos zu hohen Ämtern erhoben. Diese Mohammedaner lebten durch die Duldung der Hohenstaufen und blieben ihnen treu. Wenn die Angabe des englischen Chronisten, daß sie 60000 streitbare Männer zählten, auch übertrieben ist, so waren sie doch zahlreich genug, den Papst zu ängstigen. In den Kriegen der Hohenstaufen wider die Kirche waren sie das einzige stehende Heer, die eifrigsten Kämpfer und die schonungslosesten Verderber ihrer Feinde. Unverwundbar für Bannstrahlen, erwürgten sie Priester und Bettelmönche, verbrannten sie ohne Gewissensbisse Kirchen und Klöster und zerstörten sie eroberte Städte, wie Albano und Sora unter Friedrich II., wie Ariano unter Manfred. Den Päpsten blieb ihre Kolonie in Süditalien ein Stachel im Herzen. Alexander IV. forderte ihre Entfernung, doch Manfred hatte seine Rettung nur ihrer Treue und seine ersten Erfolge ihren Bogen und Pfeilen verdankt; er schützte sie und rief, wie sein Vater, immer neue Scharen von Arabern herbei, welche von den Küsten Afrikas kamen, unter seinen Fahnen Sold zu nehmen. Die Päpste stellten ihn als den Sultan und Verbündeten der Heiden dar, und ihre Kreuzpredigten waren stets gegen Manfred und die Sarazenen Lucerias zugleich gerichtet.

Nach seiner Krönung trat er in eine neue Epoche seiner Laufbahn. Er gewann schnell Einfluß in Mittel- und Norditalien; seine Macht nahm größere Verhältnisse an. Der Gedanke, Italien als nationaler König unter seinem Zepter zu vereinigen, beschäftigte ihn, obwohl dessen Ausführung unabsehbare Schwierigkeiten bot. Sein Bruch mit Konradin und Deutschland näherte ihn den Guelfen; er schloß Verträge mit Genua und mit Venedig. Aber es zeigte sich bald, daß die guelfische Partei nicht mehr die wahrhaft nationale war; denn sie stand im Bunde mit demselben Papsttum, welches Italien an fremde Fürsten verhandelte. Der Landesverrat der Päpste steigerte das Nationalgefühl aller patriotisch fühlenden Italiener, und Manfred war eine Zeitlang der erhoffte Mann Italiens.

Selbst nach der Kaiserkrone durfte er streben, seinem höchsten Ziel. Wie er einsah, daß die Aussöhnung mit dem Papste unmöglich sei, nahm er die Überlieferungen seines Hauses wieder auf und bekämpfte mit den Ghibellinen den Kirchenstaat. Selbst das mächtige Florenz öffnete ihnen die Tore und huldigte dem Grafen Jordan für Manfred: ein folgenschweres Ereignis! Es minderte die Macht des Papstes; es zersprengte die guelfische Partei, aber es machte sie für immer zum unversöhnlichen Feinde jenes Königs; es kettete diesen ganz an die Ghibellinen, in deren Arme er sich jetzt warf. Es zerstörte für ihn die Möglichkeit des Friedens mit der Kirche, welche in ihrer Not einen fremden Despoten zur Hilfe herbeizog, aber es schuf für Manfred augenblicklich eine neue Grundlage in Mittelitalien, von wo aus er den Papst bedrängen und den Kirchenstaat bis vor die Tore Roms in Aufruhr halten konnte.

Das jetzt ghibellinische Florenz, Pisa, Siena und andre Städte schlossen unter dessen Autorität ein Schutz- und Trutzbündnis wider alle Guelfen und deren Anhänger, am 28. März 1261. So kam die alte tuskische Eidgenossenschaft in die Gewalt Manfreds. Nur der Umbrische Bund, dessen Haupt das guelfische Perugia war, hielt noch seine Fortschritte auf und blieb der Kirche getreu.

Bald darauf starb der schwache Alexander IV., von Kummer niedergebeugt, am 25. Mai 1261 in Viterbo, wohin er sich nach einem langen Aufenthalt in Anagni und einem flüchtigen im unruhigen Rom kurz zuvor begeben hatte.

Urban IV., Sohn eines Schuhmachers aus Troyes, war ein durch Talente und Glück in der Kirche emporgekommener Prälat. Er übernahm den von seinen Vorgängern ererbten Haß gegen die „Vipernbrut" Friedrichs II. mit der Leidenschaft eines persönlichen Feindes. Die Tatsache, daß ein Franzose den Heiligen Stuhl bestieg, kündigte neue politische Beziehungen an, wodurch das Papsttum zu seinem Unglück die nationale Bahn verließ und sich der französischen Monarchie in die Arme warf. Das Ziel der Päpste, die letzten Hohenstaufen in

Italien zu stürzen, war der Grund jener engen Verbindung mit Frankreich; und dies Ziel wurde um einen unermeßlich hohen Preis erreicht.

Man stritt damals um die Wahl des Senators. Guelfen und Ghibellinen spalteten die Stadt mit solcher Entschiedenheit, daß sich dies Parteiwesen seither dauernd befestigte. Jene wählten kurz vor dem Tode Alexanders Richard von Cornwall, den gekrönten König der Römer, zum Senator auf Lebenszeit, nachdem ihm der englische Kardinal Johann von S. Lorenzo ihre Stimmen erkauft hatte. Dagegen riefen die andern Manfred zum Senator aus. Es war das erstemal, daß die Römer ihre so eifersüchtig gehütete Senatsgewalt einem fremden königlichen Herrn übertrugen; ein Zeugnis vom Verfall des demokratischen Sinnes unter ihnen. Der Geist der Freiheit hatte mit Brancaleone von Rom Abschied genommen, denn dieser edle Mann war der letzte wahrhafte Republikaner auf dem Kapitol.

Indem die Römer, zu schwach, um sich wider den Papst zu behaupten, Fürsten zu ihren Senatoren erwählten, waren sie der Ansicht, daß ein königlicher Senator ihre eigene Freiheit gegen die Ansprüche des Heiligen Stuhles nachdrücklicher verteidigen werde, als irgendein anderer Podestà das zu tun vermochte. Manfred machte ihnen Hoffnung dazu, denn er bestritt die Richtergewalt des Papstes über das Reich.

Der geistvolle König stand auf der Höhe seines Glücks, dessen flüchtige Gunst er im Glanze seines heitern, von den Musen geschmückten Hofes in Sizilien und Apulien genoß. Sein Einfluß reichte bis nach Piemont. Mächtige Könige waren ihm Freund. Nach dem Tode seiner Gemahlin Beatrix hatte er sich im Juni 1259 mit Helena, der Tochter des Despoten von Epirus, Michael Angelus Ducas, vermählt, und seine eigene Tochter Konstanza vermählte er im Jahre 1262 mit Peter von Aragon, dem Sohne des Königs Jakob, trotz des Einspruchs des Papstes, welcher die Nemesis zu ahnen schien, die sich einst aus dieser Ehe erheben sollte, den Fall der Hohen-

staufen zu rächen. Seine Wahl zum Senator mußte für Manfred die höchste Wichtigkeit haben. Was konnte ihm erwünschter sein, als neben den Städten Toskanas auch Rom in seiner Gewalt zu wissen? Hier nun stritten Guelfen und Ghibellinen um Richard oder Manfred, während sich der Papst bemühte, beide Prätendenten zu beseitigen; und wirklich gelang es Urban IV., den Parteikampf zu schlichten. Die Ruhe in der Stadt schien hergestellt; denn das Volk hatte die Regierung in die Hände von Vertrauensmännern niedergelegt, mit der Vollmacht, eine endgültige Senatorwahl zu treffen. Dieser Ausschuß von Konservatoren der Republik stand an der Spitze der städtischen Gewalt länger als ein Jahr. Als nun das Volk dem Provisorium ein Ende zu machen und einem von beiden, Richard oder Manfred, den Senat zu geben verlangte, erhoben sich die Parteien von neuem zum Bürgerkrieg. Eine gemäßigte Faktion machte den Vorschlag, Peter von Aragon, Manfreds Schwiegersohn, zu wählen, und die Guelfen ließen den entfernten Richard fallen, um ihre Stimmen auf den nahen Karl von Anjou zu vereinigen.

Die Wahl dieses französischen Fürsten erhielt eine geschichtliche Wichtigkeit. Denn Urban IV. stand mit ihm bereits in Unterhandlung, die Krone Siziliens ihm zu übertragen. Dies Königreich, oder vielmehr das sizilianische Volk, welchem die Päpste so viel von Freiheit und Unabhängigkeit redeten, war von ihnen seit Jahren wie eine willenlose Herde an den Mindestfordernden ausgeboten worden. Karl, ein kriegsberühmter Fürst aus dem streng katholischen Frankreich, war der jüngste Bruder Ludwigs IX., Graf von Anjou und Maine, Herr der Provence und von Forcalquier. Schon Innocenz IV. hatte ihm Sizilien angetragen, aber dieser Handel war am Widerspruch Frankreichs gescheitert. Der Franzose Urban IV. schickte im Jahre 1262 einen Unterhändler nach Frankreich, und Karl griff schnell nach der ihm dargebotenen Krone. Eigene Begier und der Ehrgeiz seines Weibes trieben ihn; Beatrix konnte es nicht ertragen, ihren drei Schwestern, Königinnen, im Range nachstehen zu müssen, denn Margareta war die Gemahlin Lud-

wigs IX., Eleonore Heinrichs III., Sancia die Gemahlin Richards von Cornwall. Es gereicht Ludwig dem Heiligen zu einiger Ehre, daß er seine Zustimmung zur Eroberung Siziliens durch seinen Bruder nicht geben wollte, weil sie fremde Rechte verletzte; jedoch seine Einsprüche wurden durch den Papst beseitigt, welcher ihm vorstellte, daß der Besitz Siziliens der Weg zum Orient sei.

Urban unterhandelte mit Karl über die Bedingungen des Lehnvertrags, während der Graf ohne Wissen des Papstes seine Wahl zum Senator in Rom betreiben ließ. Das geschah am Anfange des August 1263. Wenn die Italiener Urban IV. anklagen, daß er eine fremde Dynastie nach Italien zog, so trifft diese Schuld mit noch mehr Recht die ganze guelfische Partei ihres Landes, welche von dem nationalen Prinzip abgewichen war. Die Guelfen und die Päpste, in deren verengtem Sinn nichts mehr von dem großen Geiste Alexanders und Innocenz' III. lebte, öffneten Italien wiederum einem ausländischen Herrn. Er kam voll Begier, und mit seinem Siege erlosch der nationale Gedanke und ging auch die Größe des alten Papsttums unter.

Die unerwartete Wahl Karls zum Senator fiel nun mitten in die Unterhandlungen über die Belehnung Siziliens und machte Urban bestürzt. Die künftige Verbindung der senatorischen Gewalt mit der Krone Siziliens in der Person eines ehrgeizigen Fürsten drohte der Unabhängigkeit des Papstes ernste Gefahr. Er fürchtete aus der Skylla in die Charybdis, aus dem Joch der Schwaben in die Tyrannei der Provençalen zu fallen; kurz, die Oberherrlichkeit über Rom stand auf dem Spiel.

Urbans Verlegenheit war groß. Sizilien, für die Kaiser wie für die Päpste gleich verhängnisvoll, hatte der Kirche schon seit den Tagen Leos IX. häufige Demütigungen und quälende Sorgen gebracht. Der oberherrliche Besitz dieses Landes, in welchem die Päpste die Grundlage ihrer weltlichen Unabhängigkeit gesehen hatten, war die Quelle schrecklicher Kriege mit dem Reich geworden, und sie selbst waren zu dem Geständnis gezwungen, daß sie eine politische Herrschaft begehrten, ohne die Kraft zu haben, sie auch nur ein Jahr lang zu behaupten. Es war ein

Seufzer aus tiefster Seele, wenn Urban IV. ausrief: Jeremias sagt, alles Übel werde vom Norden herkommen, aber ich erkenne, daß es für uns aus Sizilien kommt. Er hatte indes die Angelegenheit des Senats mit der Belehnung dieses Königreichs geschickt verbunden; dies zwang Karl, der lebenslänglichen Senatsdauer zu entsagen und auf die Vorstellung des Königs von Frankreich sich den Bedingungen Urbans zu unterwerfen. Der französische Prinz trat demnach zuerst im Kapitol als Prätendent gegen Manfred auf, um ihn dann auch vom Throne Siziliens zu verdrängen.

Manfred hatte mehrmals Unterhandlungen mit Urban versucht und sah jetzt mit Besorgnis einen fremden, vom Papst berufenen Gegner in Rom festen Fuß fassen. Als nun Manfred dessen gewiß war, daß Karl von Anjou bald auf dem Schauplatz erscheinen werde, beschloß er gegen Rom zu ziehen und zugleich mit den Ghibellinen vereint einen Schlag gegen den Papst in Orvieto zu wagen. Von den Marken her, von Toskana, von Campanien herauf, wo er selbst am Liris lagerte, sollte eine große Unternehmung im Kirchenstaat ausgeführt werden. Aber Mißgeschick schwächte die Kraft Manfreds seit einiger Zeit. Die Hoffnung, sich mit dem Papst noch zu vertragen, lähmte zuerst seine Tätigkeit, und trotz der günstigen Verhältnisse in Toskana, wo auch Lucca den Ghibellinen die Tore geöffnet hatte, fehlte allen seinen Handlungen Einheit und Kraft. Statt sich kühn nach Rom den Weg zu bahnen, stand er von seinem Marsche ab, als ihm die römische Campagna den Durchzug verweigerte. Latium war damals guelfisch gesinnt; der Papst hatte dort allen Baronen und Bischöfen Befehl gegeben, ihr Land abzusperren; kein Kastell durfte an nicht Eingesessene verliehen und sogar keine Ehe zwischen Bewohnern der Campagna und Untertanen des Königs geschlossen werden. Manfred kehrte im Sommer nach Apulien zurück; er hatte zwar zum Entsatze Vicos und gegen Rom seinen Hauptmann Parcival Doria mit Truppen abgeschickt, welche sich durch die Abruzzen den Weg ins Römische bahnten, doch dieser General konnte weder das jetzt der Stadt gehorsame Tivoli erobern, noch

einen beabsichtigten Handstreich auf Rom wagen; er ertrank unglücklicherweise in den Fluten der Nera bei Rieti, wodurch der Papst aus einer drohenden Gefahr befreit wurde.

Die Lage Urbans wurde indes täglich bedenklicher; der Städtebund von Narni, Perugia, Todi, Assisi und Spoleto weigerte ihm Hilfe; seine Kassen waren leer; er forderte von den Kirchen der Christenheit den Zehnten und brachte nur mit Mühe Truppen zusammen; 200 Söldner warf er in die Burg aufs Kapitol, stellte ein kleines Heer im Gebiet Spoletos auf und ließ in allen Ländern das Kreuz gegen Manfred und dessen Sarazenen predigen. Er beschwor Karl, seine Ankunft zu beschleunigen, und warnte ihn vor Meuchelmördern, welche jener aussende.

Daß Rom damals in der Gewalt der Guelfen blieb, entschied eine ganze Zukunft. Es war das größte Unglück für Manfred, daß er seinem Gegner dort nicht zuvorkommen konnte. Die Stadt war jetzt der Sammelplatz aller seiner Feinde, zumal auch der apulischen Verbannten, welche auf Rückkehr und Rache hofften. Ein Versuch, Rom den Guelfen zu entreißen, ehe Karl kam, mißglückte. Rom blieb im Besitze der Guelfen, und die Ghibellinen wagten kein neues Unternehmen mehr.

Unterdes starb Urban IV. am 2. Oktober 1264 zu Perugia. Während seines ganzen Pontifikats hatte er Rom nie betreten. Sein höchstes Ziel, den Fall Manfreds und die Erhebung Karls von Anjou auf den Thron Siziliens, hatte er nicht erreicht.

Der neue Papst, Clemens IV., ein ruhiger und ernst gesinnter Greis, hatte keine andere Wahl, als das Werk seines Vorgängers aufzunehmen und schnell zu Ende zu führen. Er bestätigte die Berufung Karls; er befahl dem Legaten Simon, den Abschluß des Vertrages zu betreiben, forderte den König Ludwig auf, die Unternehmung seines Bruders zu unterstützen, und verwandelte das Gelübde des Kreuzzugs in die Verpflichtung, gegen Manfred zu streiten. Der Nerv des Unternehmens war das Geld, und dies zu schaffen

äußerst schwer. Clemens IV. besteuerte, wie sein Vorgänger, ganz Europa, um dem Heiligen Stuhle die Lehnshoheit über Sizilien zu erhalten.

Die Gemahlin Karls verpfändete ihre Juwelen, erbettelte bei den Baronen Frankreichs Geld und nahm Anleihen auf. Abenteurer bezeichneten sich mit dem Kreuz, und ländergierige französische Ritter waren bereit, an einem Zuge teil zu nehmen, der ihnen Städte und Grafschaften im schönsten Lande der Welt versprach. Während nun die Unternehmung in Frankreich gerüstet wurde, traf Manfred in Italien Anstalten, ihr zu begegnen. Einem landwärts hereinbrechenden Heere hoffte er, wenn nicht die Alpenpässe zu verschließen, so doch in der Lombardei den sicheren Untergang zu bereiten. Den Seeweg sollte eine Flotte von sizilianischen und pisanischen Galeeren versperren, welche zwischen Marseille und der römischen Küste kreuzte. Toskana war noch in Manfreds Gewalt. Das römische Etrurien deckten Petrus von Vico und die Anibaldi; an den dortigen Küsten waren Wachtposten aufgestellt, und die Tibermündung selbst hatte Manfred unzugänglich machen lassen. Er bot alle Mannen seines Reiches auf, nahm Sarazenen aus Afrika in Sold, warb auch in Deutschland, verstärkte die Festungen Campaniens und rückte an die Grenzen Latiums, Rom zu bedrohen, in dessen Nähe seine Truppen und römische Ghibellinen unter Jakob Napoleon Orsini das Kastell Vicovaro, den Schlüssel der valerischen Straße, besetzt hatten, während andere auf ihren Burgen die Gelegenheit erwarteten, in Rom einzudringen und an ihren Gegnern Rache zu nehmen.

Die Guelfen in der Stadt wurden ungeduldig. Ihr Senator Karl hatte sich eidlich verpflichtet, zum Pfingstfest in Rom zu sein, doch man zweifelte an seinem Erscheinen. Sein Vikar Cantelmi war von allen Mitteln so sehr entblößt, daß er in Verachtung fiel. „Das römische Volk," so schrieb Clemens an Karl, „von erlauchtem Namen und hochmütigen Sinnes, hat Dich zur Regierung der Stadt berufen und begehrt Dein Antlitz zu sehen; es will mit großer Vorsicht behandelt sein; denn die Römer (so sagte er voll Ironie) verlangen einmal

von ihren Rektoren großartiges Auftreten, hochtönende Phrasen und schreckliche Taten, weil sie behaupten, daß die Herrschaft der Welt ihnen gebühre. Ich will darin Deinen Vikar Cantelmi und dessen Genossen loben, aber die kleine Anzahl und die Armseligkeit seines Aufwandes vermindert sein und Dein Ansehn." Cantelmi brach eines Tages die lateranische Schatzkammer auf, zu nehmen, was er darin fand. Die Stadt ward immer schwieriger; vertriebene Ghibellinen kamen heimlich herein und säten Unruhen aus; die Sicherheit hörte auf; man raubte und mordete; man verschanzte die Straßen. Der guelfische Adel schrieb dringende Briefe an den Papst, die Ankunft Karls zu beschleunigen; denn verzögere sie sich, so könnten sie, ohne Mittel und durch Tag- und Nachtwachen erschöpft, Rom nicht länger behaupten. Der gepeinigte Papst ermahnte zur Ausdauer, beteuerte, daß er weder Geld noch Waffen habe, auf die Subsidien der französischen Kirche rechne und der baldigen Ankunft des Grafen versichert sei. Er beschwor diesen zu eilen, weil Rom in Gefahr stehe zu den Feinden überzugehen, und Karl kündigte endlich seine nahe Ankunft an. Im voraus kam glücklich nach Rom sein Ritter Ferrerius mit einer Schar von Provençalen; dieser gascognische Hauptmann warf sich sogleich tollkühn auf die Ghibellinen bei Vicovaro, ward aber gefangen in das Lager Manfreds geschickt. Die erste Waffentat der Franzosen war demnach unglücklich, und dies gute Zeichen hob den Mut im sizilischen Heer. Man spottete dort über den armen Grafen Carlotto, der seinem offenen Grab entgegengehe, wenn er überhaupt jemals Rom erreichen könne.

Der Zug Karls von Anjou nach Sizilien gehört in die Reihe der abenteuerlichen, vom Glücke gekrönten Unternehmungen der Kreuzritter jener Epoche, welche hauptsächlich von Frankreich ausgingen. Aus der Normandie waren die ersten Eroberer Siziliens ausgezogen; von eben daher war Herzog Wilhelm, das Vorbild Karls, über England hergefallen; Frankreich entsandte die ersten und die letzten Kreuzzüge; französische Ritter hatten Byzanz erobert. Karl, schon im Orient unter den Kreuzfahrern ausgezeichnet, wo er neben seinem Bruder bei

Mansura war gefangen worden, suchte eine Krone für seinen Ehrgeiz und seine verschuldete Armut. Keine Vorstellung hielt diesen Prinzen von einem Kriege gegen einen König ab, der ihn nie beleidigt hatte; in seinen und seiner streitlustigen Provençalen Augen war diese Fahrt durchaus ritterlich und eine Fortsetzung der Kreuzzüge. Der Papst selbst verglich ihn mit Karl, dem Sohne Pipins, der einst aus demselben Frankreich zur Befreiung der Kirche ausgezogen sei.

Der finstre Karl von Anjou trat auf den Schauplatz alter Kämpfe zwischen Romanen und Germanen, gleich wie Narses, und Manfred nahm die tragische Gestalt des Totila an. Die Geschichte beschrieb einen Kreislauf; denn obschon die Machtverhältnisse andere geworden waren, so blieb doch der Zustand im Grunde derselbe: der Papst rief fremde Eroberer nach Italien, ihn von der Herrschaft der Germanen zu befreien. Die schwäbische Dynastie fiel, wie einst jene der Goten gefallen war. Der ergreifende Untergang beider Herrschaften und ihrer Helden schmückte die Geschichte auf einem und demselben klassischen Schauplatz mit einem doppelten Trauerspiel, von welchem das letzte nur die genaue Wiederholung des ersten zu sein schien.

Der Graf von Anjou ließ den größten Teil seines Heeres, welches sich durch Norditalien den Weg bahnen sollte, in der Provence und schiffte sich in Marseille im April 1265 ein. Das blinde Glück begleitete seine tollkühne Fahrt. Derselbe Sturm, welcher ihn mit nur drei Fahrzeugen an die Küste von Porto Pisano warf, wehte zugleich die Flotte des Admirals Manfreds hinweg, und als Guido Novello, der für diesen in Pisa befehligte, mit der deutschen Reiterei aufbrach, ihn dort aufzuheben (was unfehlbar geschehen mußte, wenn er zeitig genug eintraf), war Karl eben wieder in See gegangen. Er kam wie durch ein Wunder der feindlichen Flotte nahe vorbei und segelte glücklich am Kap Argentaro und bei Corneto vorüber.

Man fand sich endlich unter Donner und Blitz im Angesicht der römischen Küste vor Ostia. Das Meer ging hoch; die Landung war unsicher, das Ufer unausgekund-

schaftet; man wußte nicht, was zu tun. Doch Karl warf sich entschlossen in einen Kahn, steuerte glücklich durch die Brandung und sprang ans Land. Die Wachen in Ostia hinderten ihn nicht; kein Feind zeigte sich. Auf das Gerücht, der Graf von Anjou sei gelandet, zogen die edelsten Geschlechter des guelfischen Rom sofort nach Ostia hinaus, ihn einzuholen. Sie führten Karl unter Jubelruf nach S. Paul; es war am Donnerstag vor Pfingsten, den 21. Mai 1265, als er in dem dortigen Kloster abstieg, um sodann seinen Einzug in Rom zu halten. Auch seine Galeeren erreichten bald darauf die Tibermündung: die Barrikade im Strom wurde hinweggeräumt, und die ganze provençalische Flotte zog den Fluß aufwärts bis S. Paul vor Rom.

Die Römer strömten herbei, den künftigen König Siziliens, ihren erwählten Senator, zu betrachten. Er war ein Mann von 46 Jahren, von kraftvoller Gestalt und königlicher Haltung. Sein olivenfarbiges Gesicht streng und hart; sein Blick finster und Furcht erregend. Ein rastloser Geist lebte in dieser rauhen Natur; er beklagte es, daß der Schlaf den Taten der Menschen die Zeit verkürze. Er lachte fast nie. Alle Eigenschaften, welche ohne Genie einen ehrgeizigen Krieger befähigen, Eroberer und Tyrann zu sein, besaß Karl in so hohem Maße, daß er sich für die Absichten der Päpste als das passendste Werkzeug darbot.

Am Pfingstsonnabend des 23. Mai hielt er seinen Einzug in Rom durch das Tor von S. Paul. Er kam mit nur 1000 Rittern ohne Pferde; Prozessionen der Geistlichkeit und der Bürger, des Adels und der Ritter zu Roß holten ihn ein. Die römischen Guelfen entfalteten eine ungewöhnliche Pracht, ihren Senator zu ehren; man führte ein Lanzenspiel und einen Waffentanz auf; man sang Loblieder auf die neue Herrlichkeit Karls. Seit Menschengedenken, so versicherten die Zeitgenossen, hatten die Römer keinen ähnlichen Glanz vor irgendeinem ihrer Herrscher zur Schau getragen. Der neue Senator ritt von seinen Provençalen umgeben durch die festlich geschmückte Stadt, aber das arme Volk fand keinen einzigen Denar vom Boden aufzuraffen, denn kein Käm-

merer streute Geld aus. Der Graf von Anjou war mit leeren Händen nach Rom gekommen. Statt daß er dem Volke Geschenke reichte, mußten ihm solche die Guelfen darbringen.

Nachdem Karl fürstlicher Sitte gemäß zuerst im Palast des S. Peter abgestiegen war, nahm er ohne weiteres seinen Sitz im Lateran. Clemens verwunderte sich über die unhöfliche Dreistigkeit seines Gastes, der sich im Palast der Päpste einrichtete, ohne einmal deshalb anzufragen. Er schrieb ihm einen merkwürdigen Brief. „Du hast Dir eigenmächtig herausgenommen, was niemals ein christlicher König sich erlaubte. Dein Volk hat wider alle Schicklichkeit den lateranischen Palast auf Dein Geheiß bezogen. Du sollst wissen, daß es mir keineswegs genehm ist, wenn der Senator der Stadt, wie erlaucht und ehrenwert seine Person auch sein mag, in einem von des Papstes Palästen Wohnung nimmt. Ich will künftigem Mißbrauche vorbeugen; der Vorrang der Kirche darf durch niemand, am wenigsten durch Dich verletzt werden, den Wir zu ihrer Erhöhung berufen haben. Dies darfst Du nicht übel deuten. Suche Dir anderswo in der Stadt Deine Wohnung; sie hat geräumige Paläste genug. Im übrigen sage nicht, daß wir Dich auf unanständige Weise aus unseren Palästen hinausgeworfen haben, wir sind vielmehr auf Deinen eigenen Anstand bedacht gewesen." Der Graf zog vom Lateran ab und erinnerte sich, daß er nur das Gunstgeschöpf des Papstes sei. Er nahm seine Wohnung nicht im Senatshaus des Kapitols, wo sein Vikar zu residieren fortfuhr, sondern im Palast der Vier Gekrönten auf dem Cölius.

Am 21. Juni wurde Karl im Kloster Aracoeli mit den Insignien des Senators bekleidet. Den Statuten Roms gemäß hatte er seine Richter mit sich gebracht; er behielt auch seinen Stellvertreter im Senate bei, denn er hatte wichtigere Dinge zu tun, als sich mit der Stadtverwaltung oder mit Prozessen der römischen Bürger zu plagen. Freilich war es ihm von unschätzbarem Wert, im Besitze des Senats zu sein, und bald genug machte er sogar Miene, sein Amt als souveränes Haupt der römischen Republik zu handhaben wie Brancaleone. Aber der Papst

17*

bemerkte es genau, wenn der Graf die Grenzen seiner Befugnis zu überschreiten schien; er entgegnete ihm auf die Bemerkung, er nehme nur die Rechte früherer Senatoren in Anspruch, daß er ihn nicht dazu berufen habe, die Ungebühr seiner Vorgänger nachzuahmen und die Rechte der Kirche an sich zu reißen.

Am 28. Juni fand die Belehnung Karls mit Sizilien statt. Der zögernde Papst bestätigte die Investitur erst am 4. November. Nun aber war der große Schritt zu tun, das erst auf dem Pergament erworbene Königreich auch wirklich zu erobern, und dies schienen tausend Hindernisse unmöglich zu machen.

Als Karl in Rom einzog, befand sich Manfred in Foggia. Von dort erließ er am 24. Mai ein langes Manifest an die Römer: er sagte darin, daß er als Abkomme glorreicher Kaiser, welche die Welt beherrscht hatten, selbst nach der Kaiserkrone zu streben berechtigt gewesen sei; aber die selbstsüchtige Kirche habe ihn in seinem Lande bekriegt und nachdem sie dort von ihm bezwungen worden sei, den Grafen Richard und den König von Kastilien zum Kaisertum berufen. Seine Rechte zu verteidigen, habe er darauf Toskana und die Marken wieder unterworfen; er sei an Macht und Reichtum größer als alle andern Fürsten, da er über fast ganz Italien, über das Meer bis Tunis und Sardinien wie über den größten Teil Romaniens gebiete. Trotzdem habe der Papst gegen ihn den Grafen der Provence aufgerufen. Diesen Hochmut zu strafen, habe er seine Truppen in das Patrimonium Petri geschickt, wo sie von Petrus von Vico aufgenommen worden seien. Die habgierige Kirche suche ihn an der Wiederherstellung des Kaisertums zu hindern, obwohl sie dies leugne, gleich einer Witwe, die öffentlich den Tod des Gatten beweint, aber heimlich frohlockt, weil sie in den Besitz seines Erbes gekommen ist. Manfred sagte den Römern weiter, daß die Kirche danach strebe, das Kaisertum an sich zu bringen, und das Blut Friedrichs verfolge, um schließlich über alle Könige und Länder allein zu gebieten, wozu sie das Recht aus der nichtigen Schenkung Konstantins her-

leite. Er warf den Römern vor, daß sie selbst durch ihre Mutlosigkeit an solchen Anmaßungen schuld seien, denn ihnen gehöre Wahl und Krönung des Kaisers an, und von ihnen wolle auch er das Kaisertum empfangen, obwohl er dasselbe selbst wider den Willen des Senats sich nehmen könnte, wie Julius Cäsar und sein Urgroßvater Friedrich. Zum Schluß forderte er die Römer auf, den Vikar des Grafen von Anjou zu entfernen; er selbst ziehe mit Macht herbei, vom Senat und Volk das kaiserliche Diadem anzunehmen.

Dies merkwürdige Manifest bezeichnet den Höhepunkt des Machtbewußtseins Manfreds. Es ist die Summe seines Lebens, die er darin gezogen hat. Seine in Italien errungene Stellung wie die Kraft und Blüte seines Reichs legitimierten ihn als den echten Erben Friedrichs, und sie berechtigten ihn zugleich, den Kampf mit dem Papsttum aufzunehmen. Er sprach es offen aus, daß sein Ziel die Wiederherstellung des Kaisertums sei, und daß er sich die Krone in Rom holen und sie vom römischen Volke nehmen werde.

Als nun Manfred bald darauf vernahm, daß Karl in Rom sei, mußte er versuchen, ihn zu erdrücken, ehe noch sein Landheer eintraf. Ein solches Unternehmen war schwierig und mit Apuliern und Sarazenen kaum ausführbar. Der Abfall mancher Ghibellinen zeigte ihm bald, daß er sich auch auf diese Partei nicht verlassen konnte; denn Ostia und Civitavecchia wurden Karl ausgeliefert, und selbst Petrus von Vico, bisher das tätigste Haupt der Ghibellinen im römischen Tuskien, ging ins Lager des Feindes. Manfred beschloß einen Marsch in das römische Gebiet; in der Hoffnung Karl herauszulocken und dann zu vernichten, wollte er aus den Abruzzen über Tivoli vordringen; er rückte im Juli bis Cellä, dem heutigen Carsoli, nachdem er dem Grafen Guido Novello, seinem Generalvikar in Tuskien, befohlen hatte, gleichfalls mit aller Macht gegen Rom zu ziehen. Die Truppen der beiden Gegner gerieten zum erstenmal in den Bergen Tivolis in Kampf. Der Versuch, in jene Stadt einzudringen, schlug jedoch fehl, und es kam nur zu unbedeutenden Gefechten.

Manfred lagerte, wie einst Friedrich II., auf dem Gefilde von Tagliacozzo, wo nur zwei Jahre später der Letzte seines Hauses, welchem er die Krone Siziliens genommen hatte, durch denselben Anjou stürzen sollte; er wollte jetzt, da er Tivoli nicht gewinnen konnte, ostwärts in das Spoletische eindringen, als ihn Nachrichten aus Apulien bestimmten, nach dem Königreich zurückzukehren. Er tat dies in Eile, nachdem er die Besatzung Vicovaros verstärkt hatte.

Die Ungeduld Karls, sich mit seinem Gegner zu messen, hielten unterdes die Umstände selbst zurück; ob er von Rom aus in Person schon im September bis zum Liris vorging und dann wieder zurückkehrte, ist ungewiß.

Der Verrat begann im sizilianischen Reich sein dunkles Werk; viele Barone unterhandelten heimlich mit Karl. Das Gerücht erzählte, daß 60000 Provençalen sich den Weg durch die Lombardei gebahnt hätten, während in allen Ländern das Kreuz gegen Manfred mit Erfolg gepredigt werde. Die Völker, daran gewöhnt, gegen ein und dasselbe deutsche Geschlecht, gegen Vater, Söhne und Enkel das Kreuz predigen zu hören, vernahmen gedankenlos auch den Aufruf Clemens IV., welcher ihnen verkündete, daß die Kirche wider „die giftgeschwollene Brut eines Drachen aus giftigem Geschlecht" im Grafen der Provence einen Athleten aufgestellt habe, und die Gläubigen aufforderte, unter dessen Banner das Kreuz zu nehmen, vor allen Dingen aber Geld zu zahlen, wofür ihnen jedes Verbrechen sollte verziehen sein. Wie zur Zeit Friedrichs II. verbreiteten sich Schwärme von Bettelmönchen über Italien und Apulien, Haß gegen die bestehende Regierung zu predigen, zum Verrate anzutreiben und das Gemüt des Volks mit abergläubischer Furcht zu erfüllen.

Der König, welcher sehr wohl wußte, in wie großer Geldnot sich Karl in Rom und Clemens in Perugia befanden, zweifelte nicht, daß ihr Plan daran scheitern müsse. Selten wurde eine große Unternehmung mit so kläglichen Mitteln ausgerüstet. Die Kosten der Eroberung Siziliens wurden im eigentlichen Sinne des Worts zusammengebettelt oder bei Wucherern aufgebracht. Die Entblößung des von Schulden erdrückten Karl war so groß, daß er

seine täglichen Ausgaben (1200 turonesische Pfunde) nicht zu bestreiten wußte. Er bestürmte den Papst, der Papst den König von Frankreich und die Bischöfe mit dem kläglichen Ruf nach Geld; wir lesen noch die vielen Briefe des Papstes, traurige Denkmäler einer Unternehmung, welche der Kirche nimmer zur Ehre gereichen konnte.

Mit wachsender Ungeduld sah der Papst dem Eintreffen des Landheeres entgegen. „Wenn Deine Truppen nicht kommen," so schrieb er an Karl, „so weiß ich nicht, wie Du sie erwarten und Dein Leben fristen magst, wie Du die Stadt behaupten oder den Heranzug des Heeres befördern wirst, wenn man es aufhalten sollte; langt es aber wirklich an, wie wir hoffen, so weiß ich noch weniger, wovon wir soviel Volk ernähren werden."

Es kam in der Tat alles darauf an, ob das provençalische Heer Rom erreichte oder nicht. Wenn es die Ghibellinen Norditaliens zurückschlugen, so war Karl verloren und Manfred triumphierte. Der Kardinallegat in Frankreich hatte das in der Provence gesammelte Kreuzheer zur Not ausgerüstet und im Juni in Bewegung gesetzt. Barone von glänzendem Namen waren darunter, tapfere Ritter, in denen noch ein Funke vom Fanatismus der Albigenserkriege glimmte; alle dürstend nach Ruhm, Gold und Landbesitz. Dies Heer von raubgierigen Abenteurern, vom Papst selbst mit dem Kreuz des Erlösers bezeichnet, um ein fremdes christliches Land unter Blutströmen zu erobern, überstieg, etwa 30000 Mann stark, die Savoyer Alpen im Juni. Verträge Karls mit den Grafen jenes Landes und mit einigen Städten öffneten ihm den Durchzug durch Piemont; der Markgraf von Montferrat vereinigte sich mit ihm in Asti, und der von Este nebst anderen Guelfen stand in Waffen bei Mantua.

Vergebens hofften Palavicini, Jordan von Anglans und Buoso von Doara den Fluß Oglio zu halten, denn ihre Bemühungen mißglückten; Palavicini warf sich endlich nach Cremona, und die Franzosen setzten unter gräßlicher Verheerung ihren Marsch nach Bologna fort. Vierhundert verbannte Guelfen aus Florenz stießen schon in Mantua zu ihnen und versprachen größeren Zuzug. So

ließen die Italiener jener Zeit, Guelfen wie Ghibellinen, aus Parteiwut einen fremden Eroberer in ihr Land einziehen und bahnten dadurch den Franzosen eine Straße durch die folgenden Jahrhunderte. Freiheitssinn und Vaterlandsgefühl waren in den erschöpften Städten schon abgeschwächt; kein Band befestigte die alte Eidgenossenschaft; kein großer Nationalgedanke erhob sich über den kleinlichen Parteizwecken und häuslichen Zwisten.

Manfred sah sich tief enttäuscht: seine Macht über so viele Städte bis zum Po war nur ein glänzender Schein gewesen, und bald sollte es sich zeigen, daß auch seine Herrschaft in Apulien nichts mehr war. Im Oktober versuchte er einen erfolglosen Streifzug nach den Marken und rief endlich Jordan von Anglano aus der Lombardei ab, sich auf die bloße Verteidigung beschränkend.

Karl, der seine Krönung zum Könige Siziliens forderte, um sich mit dem Ansehen des Rechts auszurüsten, hatte den Papst gebeten, ihn in Person in Rom zu krönen; den Stolz der Römer, so sagte er, würde eine Krönung in Perugia oder überhaupt außerhalb der Stadt beleidigen. Entrüstet antwortete der Papst, daß die Römer sich um diese Handlung nicht zu bekümmern hätten. Manches Mißverhältnis, welches aus seiner Lage floß, das herrische Auftreten Karls als Senator, seine Geldnot, die Greuel, welche das provençalische Heer auf dem Marsche verübte, setzten Clemens IV. in eine tiefe Spannung zu ihm. Nur zögernd hatte er am 4. November die Investitur bestätigt; zögernd setzte er endlich durch eine Bulle vom 29. Dezember die Krönung fest, aber er übertrug diese fünf Kardinälen, seinen Stellvertretern.

Am 6. Januar 1266 wurde demnach Karl von Anjou mit seiner Gemahlin Beatrix im S. Peter zum Könige Siziliens gekrönt. Man stand zum erstenmal von dem Prinzip ab, in dem heiligen Aposteldom, an der Stätte, wo Karl der Große die Krone des Reichs empfangen hatte, nur Kaiser und Päpste zu krönen. Kampfspiele und Volksfeste verherrlichten diesen verhängnisvollen Akt.

Einen Augenblick lang hatte Manfred noch hoffen dürfen, den Papst für sich zu gewinnen; jetzt war diese

Hoffnung für immer geschwunden. Als er die Krönung Karls erfuhr, schickte er Boten an den Papst; er legte Protest ein, er forderte in königlicher Sprache Clemens auf, den durch ihn bewaffneten Räuber vom Angriff auf sein Königreich abzuhalten. Man kann die furchtbar ernste, prophetische Antwort des Papstes nicht ohne Aufregung lesen: „Manfred mag wissen," so sagte Clemens, „daß die Zeit der Gnade vorüber ist. Alles hat seine Zeit, doch die Zeit hat nicht alles. Der Held in Waffen tritt schon aus der Türe; das Beil ist schon an die Wurzel gelegt."

Die Provençalen zogen indes bald nach der Krönung Karls in Rom ein. Nach einem mühevollen Marsch von sieben Monaten durch die Mitte Italiens kamen sie in der ersehnten Stadt an, erschöpft, zerlumpt und ohne Sold. Sie hofften hier die Fülle aller Dinge zu finden und sahen den König, ihren Herrn, von Schulden erdrückt und in verzweifelter Ratlosigkeit. Er bot ihnen nichts als die Aussicht eines baldigen Feldzuges, wo es galt, reißende Ströme und unwegsame Straßen zu überwinden, starke Festungen zu erstürmen und kriegsgewohnte Heere zu durchbrechen.

Die unerträgliche Not trieb Karl, sein ungelöhntes Heer so schnell als möglich gegen den Feind zu führen und in dessen reichem Lande zu sättigen. Man brach von Rom auf, schon am 20. Januar 1266. Die Kardinäle erteilten den Truppen die Absolution und begleiteten Karl bis an die Wasserleitungen vor der Porta Maggiore.

Das Hauptquartier Manfreds befand sich in Capua, der berühmten Stadt, welche sein Vater neu befestigt und mit Türmen an der Brücke des Volturnus versehen hatte. Er eilte von dort bald nach Ceprano, bald nach S. Germano und Benevent, Anordnungen zu treffen; denn offenbar hatte ihn der Aufbruch Karls überrascht. So blühend auch sein Königreich erschien, es war nur Schein; sein Heer hatten, außer den Deutschen und Sarazenen, Verrat und Furcht bereits untergraben. Der Eroberungs-

zug Karls von Anjou bietet daher nur Szenen von Abfall, Unglück und jähem Untergange dar. Der Ungestüm jener Franzosen, die sich auf Campanien stürzten, Flüsse und betürmte Felsen erstürmten, zeichnet ihn durch die im ersten Anlauf unwiderstehliche Energie aus, und nur der heldenmütige Fall Manfreds gibt diesem berühmten Trauerspiel einen versöhnenden Schluß.

Der vorzeitige Frühling trocknete die Wege und erleichterte den Marsch Karls durch das Saccotal; seine Scharen drangen unaufgehalten über den Liris durch den Paß von Ceprano. Die Franzosen bedrohten zunächst die steile Zyklopenburg Arce, die als unbezwingliche Festung galt; der bestürzte Hauptmann ergab sich. Dies schreckte weit und breit Campanien. Aquina und andere Städte ergaben sich. Den unwiderstehlichen Stoß hielten selbst die Wälle S. Germanos nicht auf; diese Stadt, von hohen Bergen und den Sümpfen des Flusses Rapido gedeckt, wurde schon am 10. Februar mit Sturm genommen. Alles umliegende Land zitterte bei diesem unerwarteten Fall: 32 Kastelle ergaben sich Karl. Die Linie des Liris war in seiner Gewalt. Nun galt es, die stärkere des Vulturnus zu stürmen, hinter welchem Manfred mit seiner Hauptmacht in Capua stand. Der unermüdliche Feind überschritt diesen Strom und erklomm die Gebirge von Alife, Piedemonte und Telesia, die Stellung des Gegners durch einen Flankenmarsch zu umgehen. Diese Krieger trieb Blutgier und Beutelust vorwärts; sie brannten vor Ungeduld, im Herzen Campaniens sich schadlos zu halten, und obwohl Entbehrung und Anstrengung sie und ihre Pferde abgezehrt hatte, so überwand doch die Aussicht auf Sieg jedes Hindernis. Verräter stießen mit ihren Fahnen auf dem Marsch zu Karl; Boten brachten die Schlüssel übergegangener Städte; man zog ermutigt über Flüsse und steile Berge fort.

Am Donnerstag, den 25. Februar, machten sie in einem Walde halt, 15 Millien vor Benevent; Freitags auf den Höhen von Capraria. Karl zeigte dort seinen Kriegern eine ansehnliche Stadt, welche mit eingerissenen Mauern zwischen zwei Flüssen lag. Dies war Benevent, die Hauptstadt Samniums, einst berühmt in den Kriegen

der Römer gegen Hannibal, dann der blühende Sitz der Langobardenherrscher Apuliens, darauf päpstlich, zuletzt durch Friedrich II. dem Reiche einverleibt. Man sah von der Höhe in die schöne Ebene der Flüsse Calore und Sabbato und auf ihr die langen Reihen von Fußvolk, schwergepanzerte deutsche Reiterei, und die Sarazenen Lucerias in Schlachtordnung aufgestellt. Denn als der Feind die Stellung Manfreds bei Capua umgehen wollte, war dieser schnell nach Benevent geeilt, um Karl den Weg nach Neapel zu verlegen und ihm eine Schlacht zu bieten, welche beide Heerführer zu suchen dringende Gründe hatten. Unerträglicher Mangel spornte die Truppen Karls; mitten in Feindesland blieb ihnen nur die Wahl zwischen Sieg oder Tod. Manfred sah vor sich den Feind, vom Marsche geschwächt, ausgehungert, schlecht beritten, doch um sich her Verrätergesichter und hinter sich das schon abfallende Apulien. Manche Grafen verließen heimlich seine Reihen; andere weigerten die Vasallenpflicht, vorgebend, daß sie ihre Kastelle bewachen müßten; andere warteten den Augenblick des Kampfes ab, um ihren König preiszugeben. Er mußte schnell siegen oder untergehen.

Am Donnerstag in der Nacht waren 800 deutsche Reiter zu ihm gestoßen; dies belebte seinen Mut. Er versammelte die Generale zum Kriegsrat. Man riet, den Kampf aufzuschieben, bis Verstärkungen herangezogen seien; denn Konrad von Antiochia, der Neffe Manfreds, stand noch in den Abruzzen, und andres Volk sollte vom Süden her zuziehen. Wenn dieser Rat befolgt werden konnte, so würde das Heer Karls aus Mangel zugrunde gegangen sein; aber die Zeit, vielleicht auch die ritterliche Ehre drängte, zumal den Verrätern keinen Tag lang zu trauen war. Manfred beschloß daher die Schlacht — und diese war eine Tat der Verzweiflung so gut von Karls als von seiner Seite. Sein Astrolog hatte die Stunde für glückbedeutend erkannt; doch der Stern Manfreds streifte in Wahrheit schon den Horizont.

Er teilte sein Heer in drei Schlachthaufen; den ersten von 1200 deutschen Rittern führte Graf Jordan von Anglano; den zweiten, Toskaner, Lombarden und Deutsche,

1000 Ritter stark, befehligten Graf Galvan und Graf Bartholomäus; den dritten von apulischen Vasallen und Sarazenen, etwa 1400 Mann zu Roß, viele Bogenschützen und Fußvolk befehligte Manfred selbst. In dieser Ordnung rückte sein Heer über den Calore und stellte sich nordwestlich von der Stadt bei S. Marco im Felde Grandella oder der „Rosen“ auf, den herabziehenden Feind erwartend.

Im Lager Karls hatten sich unterdes nicht minder Stimmen für die Vertagung der Schlacht erhoben, da die Truppen erschöpft seien; doch sie waren durch den Connetable Gilles le Brun zum Schweigen gebracht. Man bildete ebenfalls drei Schlachthaufen. Provençalen, Franzosen, Pikarden, Brabanter, italische und römische Truppen, die Vertriebenen Apuliens ordneten sich unter dem Befehle Philipps von Montfort, Guidos von Mirepoix, des Königs Karl, des Grafen Robert von Flandern, des Grafen von Vendôme, des Connetable und anderer bewährter Capitane. Die florentiner Guelfen, begierig den Tag von Montaperto zu rächen, bildeten ein viertes Treffen unter dem Grafen Guido Guerra. Als sie, 400 Ritter stark, in prachtvoller Rüstung, auf herrlichen Rossen und mit glänzenden Feldzeichen auftritten, fragte Manfred seine Begleiter, woher diese schöne Schar käme; es sind die Guelfen von Florenz, so antwortete man ihm; er rief seufzend aus: „Wo sind meine Ghibellinen, denen ich so große Dienste leistete, und auf die ich so große Hoffnung gesetzt hatte?“ Der Bischof von Auxerre und Predigermönche durchwanderten die Scharen Karls, welche kniend die Absolution empfingen, und Karl selbst erteilte hier und da den Ritterschlag.

Das Ungestüm der Sarazenen eröffnete die Schlacht; mit lautem Kriegsgeschrei stürzten sie auf das geringere französische Fußvolk, die Ribaldi, und streckten dasselbe mit Pfeilen zu Boden. Französische Reiterei brach sofort auf und hieb die Sarazenen schwarmweis nieder. Der eherne Stoß der deutschen Ritterschaft unter Graf Jordan, welche mit dem Feldgeschrei: „Schwaben, Ritter!“ heransprengte, zermalmte jene Schwadronen, bis sich die stärkste Legion Karls mit dem Schlachtruf „Montjoie!“

ihnen entgegenwarf. Der Kampf dieser beiden Rittergeschwader entschied den Tag. Die berühmte Schlacht bei Benevent ward mit kaum 25000 Mann auf jeder Seite ausgefochten. Der lange und furchtbare Krieg zwischen Kirche und Reich, zwischen Romanen und Germanen wurde auf einem engen Schlachtfelde, in wenig Stunden, durch wenig Volk, vielleicht durch einen Zufall zur Entscheidung gebracht. Die Franzosen stritten mit kurzen Schwertern, die Deutschen nach uralter Landesart mit langen Haudegen. Romanischer Stoß und Stich trugen den Sieg über die germanische Kampfweise davon, wie einstmals bei Civita im 11. Jahrhundert. Fußsoldaten saßen hinter den Kavalieren Karls; wenn die deutschen Ritter von den erstochenen Pferden stürzten, warfen sich jene herab und erschlugen sie mit Keulen. Die Legion des tapferen Jordan sank. Galvan und Bartholomäus stellten zwar die Schlacht eine Weile lang wieder fest; doch es war umsonst. Die tapfern Deutschen kämpften und fielen mit Heldenmut, gleich den alten Goten, als die dem Tode geweihten Repräsentanten des germanischen Reiches, welches mit Friedrich II. zu Ende gegangen war.

Als König Manfred seine Schlachthaufen wanken und fallen sah, ließ er seine dritte Schar, Lehnsvasallen Apuliens und Siziliens, in den Kampf führen. Es ist unbegreiflich, daß er nicht, statt ihrer, eine deutsche Reserve für die Entscheidung aufbewahrt hatte; denn die Italiener flohen sofort; sogar Manfreds Schwager, Thomas von Acerra, eilte in verräterischer Flucht von dannen, worauf andere Barone diesem Beispiele folgten, indem sie sich nach Benevent warfen oder den Abruzzen zujagten. Als der König erkannte, daß sein Schicksal entschieden sei, beschloß er als Held zu enden. Die noch um ihn geblieben waren, rieten ihm, sich in das Innere des Landes zu retten oder nach Epirus zu entfliehen, um dort an seines Schwiegervaters Hof eine bessere Stunde abzuwarten. Er verschmähte dies und rief seinem Waffenträger, ihm den Helm zu reichen. Indem er ihn aufs Haupt setzte, fiel der silberne Adler von ihm herab; da sagte er: Ecce, signum Domini! Ohne königliche Ab-

zeichen stürzte er sich unter die Feinde, den Tod zu suchen, begleitet von seinem edeln Gefährten Theobald Anibaldi, der mit ihm zu sterben entschlossen war.

Als sich die Nacht auf das Feld von Benevent gesenkt hatte, saß der finstere Sieger in seinem Zelt und diktierte diesen Brief an den Papst: „Nach heißem Streit von beiden Seiten brachten wir mit Gottes Hilfe die zwei ersten Schlachtreihen der Feinde zum weichen, worauf die andern alle ihr Heil in der Flucht suchten. So groß war das Gemetzel auf dem Felde, daß die Leichen der Erschlagenen das Angesicht der Erde verhüllten. Nicht alle Flüchtigen sind entkommen; viele hat das Schwert der Nachsetzenden erreicht; viele hat man gefangen in unsere Kerker eingebracht; darunter Jordan und Bartholomäus, die sich bisher anmaßlich Grafen nannten; auch Pier Asino (degli Uberti), das verruchte Haupt der Florentiner Ghibellinen, ist gefangen. Wer sonst unter den Feinden zuvor erschlagen ward, wissen wir, zumal bei der Eile dieses Berichts, nicht genau anzugeben: doch viele sagen, die ehemaligen Grafen Galvan und Herrigeccus seien tot. Von Manfred verlautet bis jetzt nichts, ob er in der Schlacht gefallen oder gefangen oder entkommen sei. Das Streitroß, welches er ritt, und das wir haben, möchte seinen Tod beweisen. Ich melde Eurer Heiligkeit diesen großen Sieg, damit Ihr dem Allmächtigen danket, der ihn verliehen hat und durch meinen Arm die Sache der Kirche verficht. Wenn ich aus Sizilien die Wurzel des Übels ausgerottet habe, so werde ich, seid dessen gewiß! dies Königreich zur altgewohnten Vasallenpflicht gegen die Kirche zurückführen, zur Ehre und zum Ruhme Gottes, zur Erhebung seines Namens, zum Frieden der Kirche und zur Wohlfahrt jenes Königreichs. Gegeben zu Benevent, am 26. Februar in der Neunten Indiktion, im ersten Jahre unseres Königtums."

Drei Tage später: „Den Triumph, welchen mir Gott über den öffentlichen Feind bei Benevent geschenkt hat, habe ich neulich Eurer Heiligkeit gemeldet. Mich von der Richtigkeit einer immer bestimmter werdenden Sage zu versichern, daß Manfred in der Schlacht gefallen sei, ließ ich unter den Toten auf dem Felde nachsuchen, um

so mehr, als kein Gerücht laut ward, daß er sich irgendwohin durch die Flucht gerettet habe. Am Sonntag den 28. Februar fand man seine nackte Leiche unter den Erschlagenen. Um in einer Sache von solcher Wichtigkeit jeden Irrtum zu entfernen, ließ ich dem Grafeu Richard von Caserta, meinem Getreuen, den ehemaligen Grafen Jordan und Bartholomäus und ihren Brüdern, wie andern Personen, die einst Manfred im Leben persönlich nahe standen, den Toten zeigen: sie erkannten ihn und erklärten, daß dies unzweifelhaft die Leiche Manfreds sei. Vom Gefühle der Natur bewegt, habe ich hierauf den Toten mit Ehren, doch nicht in kirchlicher Weise zu Grabe bestatten lassen. Gegeben im Lager bei Benevent, am 1. März, im ersten Jahr unseres Königtums."

Als die gefangenen Grafen, in Ketten auf das Schlachtfeld geführt, die nackte Leiche des Königs fanden, sagten alle auf die Frage, ob dies Manfred sei, furchtsam Ja! Nur der edle Jordan von Anglano schrie in heißem Schmerze auf: „O mein König!" bedeckte sein Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich. An der Seite Manfreds lag tot Theobald Anibaldi, sein Waffenbruder, ein des Römernamens würdiger Krieger, der sein eignes Ghibellinengeschlecht mit schönem Ruhme geschmückt hat. Auf Befehl des Siegers ward Manfred an der Brücke des Calore bei Benevent in die Erde verscharrt; die französischen Krieger legten, seinen Heldensinn zu ehren, jeder einen Stein auf sein Grab und häuften so ein Hünenmal auf. Doch bald darauf ließ, mit Beistimmung des Papstes, der niedrig gesinnte Bischof Pignatelli von Cosenza, Manfreds geschworener Feind, den Toten aus seiner Gruft reißen und als einen von der Kirche Verfluchten an der Grenze Latiums an die Ufer des Flusses Verde, das heißt des Liris hinauswerfen.

Manfred war 34 Jahre alt, als er fiel, im Leben und Tode herrlich, gleich Totila. Wie einst dieser gotische Held in jugendlicher Siegeslaufbahn das Reich Theodorichs hergestellt hatte, so hatte auch Manfred das Reich Friedrichs in Italien aus den Trümmern erhoben und einige Jahre lang glänzend behauptet; dann erlag auch er dem Glück eines aus der Fremde eingedrungenen,

vom Papst bewaffneten Eroberers. Die Guelfen brandmarkten ihn aus Parteihaß als Vater- und Brudermörder, und wälzten die abscheulichsten Verbrechen auf seinen Namen; die Päpste verfluchten ihn als giftige Natter und gottlosen Heiden, aber sein Schatten erschien dem edelsten Geiste des Mittelalters, welcher schon lebte, als er starb, nicht nach dem Wahne der Priester unter den Verdammten der Hölle, sondern in freundlicher Gestalt im Purgatorium, und er sagte ihm lächelnd, daß der Fluch der Priester über die versöhnende Liebe keine Gewalt besitze. Seine besten Zeitgenossen, selbst einige von der guelfischen Partei, priesen in ihm die Blume schöner Männlichkeit; sie rühmten seine freigebige Großmut, den milden Adel seiner Sitte, seine feine Bildung und seine Seelengüte, welche nur selten eine listige oder zornige Handlung entstellt hat.

Karl von Anjou stellte an der Leiche seines edlen Gegners einen jener moralischen Widersprüche in der Welt dar, worin das Böse über das Gute zu triumphieren scheint. Jedoch Manfreds Fall war in so hohem Sinne tragisch, daß die Macht des historischen Verhängnisses, welche mit überlebten Weltordnungen deren Erben stürzt, darin anzuerkennen ist. Die praktischen Ursachen seines Unterganges zeigt außerdem die Geschichte Süditaliens, des Landes ohne Nationalgefühl, ohne Treue und Bestand, wo niemals eine Dynastie Dauer gewann. Die weisen Gesetze Friedrichs II. hatten dort eine monarchische Regierung, aber keinen nationalen Staat zu schaffen vermocht; der Thron Manfreds ruhte unsicher auf der Vasallenherrschaft des Adels, welcher nach dem Ausspruch des Guelfen Saba Malaspina erst mit ihm die Spolien Siziliens geteilt hatte und dann ihn treulos verriet. Deutsche Söldner und Sarazenen, also fremde Truppen, waren die einzigen zuverlässigen Stützen seiner Herrschaft; als sie bei S. Germano und Benevent brachen, konnte diese nicht mehr bestehen. Der Klerus, die größte Macht jenes abergläubischen Landes, war Manfreds Feind und die durch Steuern erschöpften Städte nicht seine Freunde. Sie folgten dem allgemeinen Drange nach bürgerlicher Selbstregierung, welchem die Hohenstaufen

nicht Rechnung trugen. Beim Eintritt Karls in das Reich, so sagt ein guelfischer Geschichtsschreiber, begannen die Gemüter des Volkes zu wanken, sich gegen Manfred zu wenden und voll Freude zu sein. Denn nun glaubten alle, die ersehnte Ruhe werde zurückkehren und mit der Ankunft des Königs Karl die Freiheit überall wieder hergestellt werden.

Wie diese Hoffnung erfüllt ward, welches Glück Neapel und Sizilien unter den räuberischen Händen des Anjou genoß, steht in den Geschichten jener Länder geschrieben. Wir werfen nur einen flüchtigen Blick auf das schreckliche Blutbad in Benevent, der eigenen Stadt des Papstes, die Karl seinen Truppen zum Beutelohn hinzugeben genötigt war. Diese „Streiter Gottes" stürzten sich vom Schlachtfeld auf die ihnen freundliche Stadt, nicht achtend der flehentlichen Bitten der ihnen in Prozession entgegen ziehenden Geistlichkeit, und sie mordeten dort mit derselben fanatischen Wut ihrer Vorfahren im Albigenserkriege acht Tage lang die schuldlosen Einwohner ohne Unterschied. Sie verübten so ruchlose Greuel, daß Clemens IV. einen Schrei der Verzweiflung ausstieß und voll Empörung die Gestalt betrachtete, welche Karl, der Athlet und Makkabäus der Kirche, sofort anzunehmen begann.

Der Sieger war ohne menschliches Gefühl, ein kalter, schweigender Tyrann. Helena, die junge, schöne Gemahlin Manfreds, von der ersten Botschaft seines Falles, welche sie in Luceria erhielt, fast getötet, hatte ihre Kinder zur Flucht aufgerafft. Im Unglück von den Großen verlassen, war sie in Begleitung einiger hochherziger Menschen nach demselben Trani geflohen, wo sie einst als Königsbraut im Juni 1259 mit glanzvoller Feier war empfangen worden. Sie wollte sich hier nach Epirus einschiffen, aber das stürmende Meer verhinderte die Flucht. Bettelmönche, im Lande als Spione schleichend, kundschafteten sie im Schloß zu Trani aus, quälten die Seele des Kastellans mit Schreckbildern ewiger Höllenpein und zwangen ihn, diese Opfer (am 6. März) den Reitern Karls auszuliefern. Helena starb nach fünf Jahren im Gefängnis zu Nocera im Februar oder März 1271, noch nicht 29 Jahre alt; ihre Tochter Beatrix schmachtete im

Kastell dell' Uova zu Neapel achtzehn Jahre lang; ihre und Manfreds kleine Söhne, Heinrich, Friedrich und Enzius, wuchsen auf und verdarben in dreiunddreißig Jahre langer Kerkerqual, elender als ihr Oheim zu Bologna. Weder die Anjou, noch die Aragonen, als diese sich in Besitz der Insel Sizilien gesetzt hatten, fühlten sich veranlaßt, die echten Erben Manfreds dem Gefängnis zu entreißen. Der Untergang seines schuldlosen Geschlechts empört jedes edle Gefühl, aber hinter der Szene von Trani steht (eine fast einzige Erscheinung in der Geschichte) eine andere, deren verhängnisvoller Reflex sie war. Es ist jene vom Schloß Caltabellota in Sizilien. Dort hatte sich eine Königin, verwitwet und unglücklich wie Helena und wie diese mit vier Kindern, vor einem Eroberer geflüchtet: Sibylla, Gemahlin des letzten Normannenkönigs Tancred. Sie und ihre Kinder wurden grausam in Ketten gelegt; der meineidige Feind, welcher das Normannenhaus Siziliens unter Greueln vertilgte, die nur von den Taten Karls von Anjou erreicht werden konnten, war der Kaiser Heinrich VI., Manfreds Großvater, und die Zeit, wo Sibylla gefangen, wo die edelsten Männer von Palermo barbarisch erwürgt wurden, war genau dieselbe Weihnachtszeit, da die Kaiserin Konstanza den Vater Manfreds gebar.

Karl von Anjou hielt seinen Einzug in Neapel prachtvoll gerüstet, reitend auf dem Schlachtroß von Benevent, mit ihm die strahlenden Ritter Frankreichs und die siegreichen Krieger seines Heeres, umjauchzt und mit Blumen bestreut vom feilen Volk, voll Demut begrüßt von den feilen Baronen Apuliens und der jubelnden Geistlichkeit; die hochmütige Königin Beatrix in einer offenen, mit blauem Samt ausgeschlagenen Kutsche, auf dem Gipfel ihrer ehrgeizigen Wünsche sich wiegend. So zog die französische Tyrannei in Neapel ein, und so empfing ein der Freiheit unfähiges Volk die Fremdherschaft des ihm vom Papst bestellten Zwingherrn.

Das jahrelange Ziel der Päpste war erreicht; auf dem Throne Siziliens saß ein neuer Fürst, ihr Werkzeug und Vasall; die Herrschaft der Deutschen in Italien, ihr Jahrhunderte alter Einfluß auf dieses Land und das Papst-

tum war ausgelöscht; das Romanentum hatte über das germanische Wesen gesiegt. Das Deutsche Reich bestand nicht mehr; sein hohenstaufisches Heldengeschlecht war vertilgt: Heinrich VI., Friedrich II., Konrad IV., Manfred, andere dieses Stammes lagen in den Gräbern desselben Landes zu Palermo, zu Messina, zu Cosenza, unter dem Steinmal von Benevent; Enzius in Ketten zu Bologna; die Kinder Manfreds in Ketten; nur Konradin, der letzte Hohenstaufe, noch lebend und frei, doch arm, verachtet und von Italien ausgeschlossen. Clemens IV. empfing die Kunde von dem Glücke Karls mit Entzücken; alle Glocken Perugias läuteten; Dankgebete stiegen zum Himmel auf, denn die Reiter und die Türme Pharaos waren nicht mehr. Wenn aber die Gabe des Propheten den Blick jenes Papsts entschleiert hätte, so würde er mit Bestürzung die Folgen seines Tuns in schreckenden Erscheinungen erkannt haben: ein Papst, sein Nachfolger, nach 37 Jahren in seinem erstürmten Palast vom Minister eines französischen Königs gemißhandelt; der heilige Stuhl S. Peters in einer Landstadt der Provence aufgestellt und siebzig Jahre lang von Franzosen, Geschöpfen und Dienern ihrer Könige, besetzt, während das verlassene Rom in Ruinen fiel!

Der Einsiedler Petrus von Murrone als Papst Cölestin V.

Rudolf von Habsburg war am 15. Juli 1291 ohne die Kaiserkrone ins Grab gestiegen; bald darauf starb der Papst Nikolaus IV., am 4. April 1292; zugleich hatte der Verlust von Accon, der letzten christlichen Besitzung in Syrien, am 18. Mai, das große Weltdrama der Kreuzzüge beschlossen. Diese zweihundertjährigen Heerfahrten Europas hatten, ähnlich wie die orientalischen Kriege im alten Rom, in der Maschinerie des Papsttums als starke Hebel der Weltherrschaft gedient. Das Aufhören des großen Kampfs der Kirche mit dem Reich und das Erlöschen jener Kreuzzüge verengten seither den Horizont des Papsttums. Aus seinem Riesenbau fiel ein

Stein nach dem andern; die Welt entzog sich ihm, und den müden Händen der Päpste begann das Szepter Innocenz' III. zu entsinken.

Nur zwölf Wähler an Zahl, zwei Franzosen, vier Italiener, sechs Römer, spalteten sich die Kardinäle in die Faktionen der Orsini und der Colonna, jene vom Kardinal Matheus Rubens, diese vom Kardinal Jacob geführt. Der Dekan Latinus von Ostia versammelte sie vergebens nacheinander in S. Maria Maggiore, auf dem Aventin und in S. Maria sopra Minerva. Die Papstwahl konnte nicht zustande kommen. Als die Sommerhitze begann, entwichen die nichtrömischen Kardinäle nach Rieti; die römischen blieben; der kranke Kardinal Benedikt Gaetani ging nach Anagni, seiner Vaterstadt. Im September kam man wieder in Rom zusammen, doch der Wahlstreit zog sich ins Jahr 1293 hinein, bis man, nach abermaliger Zerstreuung, aus Furcht vor einem Schisma übereinkam, sich am 18. Oktober in Perugia zu versammeln.

Dem Parteikampf der Kardinäle entsprach die wildeste Anarchie in der Stadt, wo man um die Senatswahl stritt, Paläste zerstörte, Pilger erschlug und Kirchen plünderte. Der Nepotismus einiger Päpste hatte hier die Faktionen der Colonna und der Orsini ins Leben gerufen, in welche sich die guelfische und ghibellinische Partei zu verwandeln begann. Ihre Kämpfe um die städtische Gewalt bilden fortan die Charakterzüge der Geschichte Roms. Um Ostern 1293 wurden neue Senatoren gewählt, Agapitus Colonna und Ursus Orsini, dessen baldiger Tod die Ursache neuer Fehden wurde. Das Kapitol blieb sechs Monate lang ohne Senator, der Lateran ohne Papst; die Verwirrung ward unerträglich, bis es den besseren Bürgern im Oktober gelang, die Ruhe herzustellen. Man machte zwei neutrale Männer zu Senatoren, den greisen Petrus vom trasteveriner Geschlecht der Stefaneschi, welcher Rektor der Romagna und schon früher Senator gewesen war, und Oddo, einen jungen Römer vom Geschlecht S. Eustachio.

Um dieselbe Zeit versammelten sich die Kardinäle in Perugia; doch der Winter ging hin, und selbst ein Be-

such Karls II. von Anjou, dem dort sein junger Sohn Karl Martell, Titularkönig und Prätendent von Ungarn, entgegenkam, machte keine Wirkung. Wütender Parteihader hielt die Kardinäle ab, ihre Stimmen auf einen Mann aus ihrer Mitte zu vereinigen, und dies hatte zur Folge, daß sie endlich eine Wahl trafen, welche nicht unglücklicher hätte ausfallen können. Die zufällige Erwähnung von Visionen eines frommen Eremiten veranlaßte den Kardinal Latinus, welcher diesen Heiligen persönlich verehrte, ihn zum Papste vorzuschlagen. Dies hätte als Scherz erscheinen können, aber man stimmte ihm mit Ernst bei, und die ratlosen Kardinäle, welche nach einem Strohhalme griffen, erwählten jenen Einsiedler am 5. Juli 1274 einstimmig zum Papst. Das Wahldekret ward ausgefertigt; drei Bischöfe machten sich auf, es dem Heiligen in seine Wildnis zu tragen.

Die seltsame Erscheinung des Anachoreten Petrus vom Berg Murrone in der Tiara Innocenz' III. versetzt in das Dunkel früherer Jahrhunderte zurück, in die Zeiten S. Nils und Romualds. Sein Pontifikat gleicht in den Annalen des Papsttums in Wahrheit einer Heiligensage, mit welcher das legendäre Mittelalter seinen Abschied von der Geschichte nimmt. Petrus, der elfte und jüngste Sohn eines Bauers aus Molise in den Abruzzen, war jung Benediktiner geworden, von mystischen Neigungen getrieben in die Wildnis gegangen, hatte auf dem Gebirge Murrone bei Sulmona geeinsiedelt und dort ein dem heiligen Geist geweihtes Kloster und einen Orden gestiftet, welcher später von ihm den Namen der Cölestiner erhielt und jene schwärmerische, der weltherrlichen Kirche gefährliche Richtung aufnahm, die sich unter den strengen Franziskanern oder den Spiritualen aus dem Prinzip der evangelischen Armut erzeugt hatte. Der Ruf seiner Heiligkeit verbreitete sich durch Italien. Zu Lyon hatte er sich Gregor X. vorgestellt und die Bestätigung seines Ordens erlangt. Der Anachoret mußte in der Tat ein ungewöhnlicher Mensch sein, wenn es ihm, wie sein Biograph versichert, gelang, vor den Augen des Papstes seine Mönchskutte an einen Sonnenstrahl in der Luft aufzuhängen. Er lebte auf dem Berg Murrone, in Buß-

übungen versenkt, als die Papstwahl auf ihn fiel, und dies überraschende Ereignis scheinen ihm die Geister der Wildnis nicht verkündigt zu haben.

Die atemlosen Boten klommen die Hirtenpfade des Kalkgebirges empor, um den Wundertäter zu finden, den sie aus einer dunkeln Höhle auf den strahlenden Thron der Welt ziehen sollten. Auch der Kardinal Petrus Colonna hatte sich eingefunden, während das Gerücht eines so außerordentlichen Vorganges zahllose Menschenscharen herbeizog. Jakob Stefaneschi, der Sohn des damaligen Senators, hat als Augenzeuge die wunderbarste Szene in wunderlichen Versen lebhaft geschildert. Als die Abgesandten den Ort gefunden hatten, sahen sie eine rohe Einsiedlerhütte vor sich mit einem vergitterten Fenster; ein Mann mit verwildertem Bart, mit bleichem, abgehärmtem Antlitz, in eine zottige Kutte gehüllt, blickte scheu auf die Ankommenden. Sie entblößten ehrfurchtsvoll ihre Häupter und warfen sich auf ihr Antlitz nieder. Der Anachoret erwiderte ihren Gruß demutsvoll in gleicher Weise. Als er ihre Botschaft hörte, mochte er eine seiner phantastischsten Erscheinungen vor sich zu sehen glauben; denn diese fremden Herren kamen aus dem fernen Perugia, ein besiegeltes Pergament in den Händen, ihm zu melden, daß er Papst sei. Man sagt, der arme Einsiedler habe die Flucht versucht und sei nur durch stürmische Bitten, zumal der Mönche seines Ordens, zur Annahme des Wahldekrets vermocht worden. Dies ist sehr wahrscheinlich, obwohl die Verse seines Lebensbeschreibers nur die kurze Pause eines Gebets machen zwischen der Eröffnung der seltsamen Botschaft und der kühnen Einwilligung des Heiligen. Der Entschluß eines in Bergwildnissen ergrauten Eremiten, mit der Papstkrone eine Weltlast auf sich zu nehmen, welcher kaum ein großes und praktisches Talent gewachsen sein konnte, ist wahrhaft staunenswert. Wenn auch die Eitelkeit selbst den Panzer eines Büßers und die rauhe Kutte eines Heiligen zu durchdringen vermag, so mögen doch Pflichtgefühl, Demut gegen den eingebildeten Wink des Himmels und kindliche Einfalt den Anachoreten zu dieser verhängnisvollen Zustimmung bewogen haben. Außerdem trieben

ihn die Genossen seines Ordens; denn diese Jünger des heiligen Geistes stellten sich voll Entzückung vor, daß mit der Wahl ihres Oberhauptes jenes prophetische Reich ins Leben treten solle, welches der große Abt Joachim de Flore verkündet hatte.

Zahlloses Volk, Klerus, Barone, König Karl und sein Sohn eilten herbei, den Auserwählten zu ehren, und das wilde Gebirge Murrone bedeckte sich mit der seltsamsten Szene, welche die Geschichte jemals gesehen hat. Man zog nach der Stadt Aquila; der Papst-Eremit ritt in seiner ärmlichen Kutte auf einem Esel, den zwei Könige mit sorgsamer Ehrerbietung am Zügel führten, während Scharen glänzender Ritterschaft, hymnensingende Chöre der Geistlichkeit voraufzogen und bunte Menschenschwärme folgten oder an den Wegen andachtsvoll niederknieten. Beim Anblick der schauprangenden Demut dieses Aufzuges eines Papstes auf einem Esel, aber zwischen zwei dienenden Königen, urteilten manche, daß diese Nachahmung des Einzuges Christi in Jerusalem entweder eitel oder für die praktische Größe des Papsttums nicht mehr passend sei. Der König Karl bemächtigte sich sofort des Neugewählten; diese Puppe, einen Papst seines Landes, ließ er nicht mehr aus den Händen. Die Kardinäle hatten Peter nach Perugia gerufen; er rief sie nach Aquila, weil es Karl so befahl. Sie kamen widerwillig; Benedikt Gaetani traf zuletzt ein und suchte, entrüstet über das, was er sah, des Einflusses auf die Kurie sich zu versichern. Es war ein Glück für den Kardinal Latinus, daß er damals in Perugia starb, ohne das Geschöpf seiner Wahl in der Nähe zu sehen, aber sein Tod war ein Unglück für Peter selbst. Die Kardinäle, weltmännische, gelehrte und feine Herren, betrachteten mit Erstaunen den neuen Papst, der ihnen als ein scheuer Waldbruder, hinfällig, ohne Gabe der Rede, ohne Anstand und Würde entgegenkam. Konnte dieser einfältige Anachoret der Nachfolger von Päpsten sein, die mit Majestät über Fürsten und Länder zu herrschen gewußt hatten?

In einer Kirche vor den Mauern Aquilas nahm Petrus als Cölestin V. die Weihe am 24. August 1294, unter dem Zudrang von 200000 Menschen, wie ein

Augenzeuge berichtet. Hierauf hielt er seinen Einzug in jene Stadt, nicht mehr zu Esel, sondern auf einem reich-geschmückten weißen Zelter, gekrönt und mit allem Pomp. Ein Knecht Karls, ernannte er sofort neue Kardinäle, Kandidaten des Königs; er erneuerte auch die Konstitution Gregors X. über das Konklave. Verschmitzte Höflinge erlangten von ihm Siegel und Unterschrift für alles, was sie begehrten. Der Heilige konnte keines Mannes Bitte abschlagen, er gab mit vollen Händen. Seine Handlungen, die eines natürlichen Menschen, erschienen töricht und tadelnswert. Wahrscheinlich hoffte Karl von diesem Papst die Senatorwürde in Rom zu erlangen. Dies geschah freilich nicht, aber ein neapolitanischer Großer, Thomas von S. Severino, Graf von Marsica, wurde als Senator nach Rom geschickt. Statt dorthin zu gehen, wie die Kardinäle verlangten, gehorchte der Papst dem Könige und ging nach Neapel. Die Kurie folgte ihm mit Murren. Er selbst war tief unglücklich und in unbeschreiblicher Verlegenheit. Nachdem er die Geschäfte drei Kardinälen übertragen hatte, verbarg er sich in der Adventszeit im neuen Schloß des Königs zu Neapel, wo man ihm eine Zelle gezimmert hatte, in die er einzog, sich seiner Grotte zu erinnern und von der Einsamkeit des Berges Murrone zu träumen. Der Unglückliche glich hier, so sagt sein Lebensbeschreiber, dem wilden Fasan, der seinen Kopf verbergend unsichtbar zu sein glaubt, während er sich von den herbeischleichenden Jägern mit der Hand ergreifen läßt.

Es gibt nichts Unerträglicheres für Menschen jeder Art, als eine Stellung einzunehmen, welcher ihre Natur widerstrebt und ihre Kraft nicht gewachsen ist; dafür ist Cölestin V. das auffallendste Beispiel. Hunger, Durst und jede noch so schmerzliche Kasteiung waren nur ein freudiges Tagewerk für einen Heiligen, der sich gewöhnt hatte, mit den funkelnden Sternen, den rauschenden Bäumen, den Stürmen, den Geistern der Nacht oder seiner Einbildung zu verkehren. Nun fand er sich plötzlich auf dem höchsten Throne der Erde, umgeben von Fürsten und Großen, bedrängt von hundert listigen Menschen, berufen die Welt zu regieren, in einem Labyrinth von Ränken

sich zu bewegen, und nicht geschickt, auch nur die geringsten Geschäfte eines Notars zu versehen. Die Figur, welche Cölestin V. spielte, war bemitleidenswert, aber der Mißverstand seiner Wähler, der Versucher eines Heiligen, mehr als strafbar. In Zeiten, wo ein schlichter Mönch das Hohepriestertum ausfüllen konnte, würde Cölestin V. ein guter Seelenhirt gewesen sein, aber auf dem Throne Innocenz' III. erschien er nur als unerträgliche Mißgestalt. Sein Wunsch abzudanken wurde in Neapel zum Entschluß. Man sagt, daß der Kardinal Gaetani ihn in der Stille der Nacht durch ein Sprachrohr wie mit himmlischem Ruf aufgefordert habe, dem Papsttum zu entsagen, und daß diese List den Geängstigten zu einem Schritt bewog, welcher in den Annalen der Kirche unerhört war. Diese Erzählung (sie wurde schon damals verbreitet) mag grundlos sein; aber die Augenzeugen jener Tage wissen, daß mehrere Kardinäle die Abdankung forderten. Ohne Frage hatte König Karl seine Einwilligung dazu gegeben und die Erhebung des Kardinals Gaetani genehmigt; denn diesem stolzen Prälaten scheint er sich schon auf der Reise von Aquila nach Neapel genähert zu haben.

Als der Entschluß des Papstes laut wurde, veranstaltete man in Neapel eine Massenprozession; das Volk, durch die Brüder vom Orden Cölestins fanatisiert, stürmte mit Geschrei nach dem Palast und forderte jenen auf, Papst zu bleiben. Er gab eine ausweichende Antwort. Am 13. Dezember (1294) erklärte er, nach Verlesung einer Bulle, welche die Abdankung eines Papstes durch wichtige Gründe gut hieß, im öffentlichen Konsistorium, daß er sein Amt niederlege. Dies Schriftstück hat man ihm diktiert. Das Geständnis seiner Unfähigkeit war ehrenvoll; es stellte nicht ihn, wohl aber die Einsicht seiner Wähler bloß. Nachdem Cölestin V. den Purpur mit tausend Freuden abgelegt hatte, stand er wieder im Kleide der Wildnis als ein natürlicher Mensch, ein Büßer und ehrwürdiger Heiliger vor der erschütterten Versammlung da. Ein wundervolles Verhängnis hatte Peter vom Murrone seiner Einsamkeit entrissen, ihn einen Augenblick lang auf den Gipfel der Welt gestellt und von diesem

wieder herabgenommen. Der Traum von fünf Monaten voll Glanz und Qual konnte ihm als die furchtbarste jener Visionen von Versuchungen durch den Teufel erscheinen, welche Eremiten zu haben pflegen, und seine Abdankung als die Krone aller Entsagungen, die der büßende Mensch sich auferlegen mag. Die Geschichte der Könige zeigt einige große Herrscher auf, welche lebensmüde die Krone niederlegten, wie Diokletian und Karl V.; man hat ihrer Selbstverleugnung jedesmal Bewunderung gezollt; die Geschichte der Päpste kennt nur die eine freiwillige Entsagung Cölestins V., und diese rief schon zu ihrer Zeit die Streitfrage hervor, ob ein Papst abdanken dürfe oder nicht. Der strenge Richterspruch Dantes bestrafte den Schritt Cölestins durch weltberühmte Verse als feigen Verrat an der Kirche; Petrarca, der ein Buch zum Lobe der Einsamkeit schrieb, belohnte ihn durch das Urteil, daß er eine Handlung unnachahmlicher Demut gewesen sei, und wir halten eine Entsagung nicht für heroisch, deren obwohl glänzender Gegenstand eine unerträgliche Last war.

Bonifaz VIII. und der Beginn des päpstlichen Exils

Anfänge und Streit mit dem Hause Colonna

Der herrschsüchtige Gaetani hatte die Abdankung Cölestins mit Eifer betrieben, denn ein Mann seiner Art konnte die Fortdauer eines solchen Pontifikats nicht dulden. Wenn die von ihm angewendeten Mittel rechtliche waren, so durfte man ihn nur loben, daß er einen Unfähigen beseitigte, um das Papsttum grenzenloser Verwirrung zu entreißen. Er selbst erlangte die Tiara mit Karls Bewilligung durch Stimmenmehrheit schon am 24. Dezember 1294. Kein Gegensatz konnte größer sein als der zwischen ihm und seinem Vorgänger. Der Versuch der Brüder vom Heiligen Geist, einen Apostel der Armut, einen Mann von der Art des S. Franziskus auf dem Papstthron zu erhalten und von

ihm ein neues Zeitalter des Gottesreiches auf Erden zu datieren, hatte sich inmitten der praktischen Welt als ein Unding dargetan; und nach dem romantischen Intermezzo oder der Ohnmacht, in welche ein Wundertäter die Kirche gestürzt hatte, bestieg jetzt in Bonifatius VIII. ein weltkundiger Kardinal, ein gelehrter Jurist, ein königlicher Geist den Papstthron, um seinerseits den Beweis zu liefern, daß es für den Zustand der Kirche nicht minder gefährlich war, ein politisches Oberhaupt ohne jede Eigenschaft des Heiligen, als einen Heiligen ohne Talente des Regierers zum Papst zu haben.

Benedikt, Sohn Loffreds, von mütterlicher Seite her Neffe Alexanders IV., stammte von einem alten Campagnahause aus dem in Anagni angesessenen Rittergeschlecht der Gaetani. Ihre Abstammung von den alten Herzögen Gaetas ist unerweisbar. Langobardischen Ursprungs mag indes dies Haus gewesen sein, wie schon der darin übliche Name Luitfried, Loffred oder Roffred beweist. Es war angesehn, noch ehe Bonifatius VIII. Papst wurde, und einige seiner Mitglieder zeichneten sich als Ritter in Waffen oder als Podestaten im Regiment von Städten aus. Seine Laufbahn hatte Benedikt als apostolischer Notar unter Nikolaus III. begonnen, den Kardinalshut unter Martin IV. erlangt und mehrmals als Legat sich Ruhm erworben. Beredsamkeit, tiefe Kenntnis beider Rechte, diplomatisches Talent, würdevolles Wesen vereinigt mit der schönsten Wohlgestalt zeichneten ihn aus, aber die Überlegenheit seines Geistes flößte ihm statt Demut Hochmut und statt Duldung Verachtung der Menschen ein.

Als er Papst geworden war, beschloß er den Heiligen Stuhl allen Einflüssen zu entziehn, die bisher dessen Freiheit beschränkt hatten. Die Hoffnung Karls, das Papsttum in Neapel festzuhalten, scheiterte. Mit Bonifatius VIII. war er nicht befreundet gewesen; aber beide bedurften einander, der König des Papstes wegen Siziliens, der Papst des Königs, um sich seiner Neider zu erwehren. Der schwache Cölestin V. hatte den bereits eingeleiteten Verzicht Jakobs von Aragon auf Sizilien nicht erreicht, Bonifatius Karl versprochen, dem Hause Anjou Sizilien

wieder zu gewinnen. Man verständigte sich, und die nächste Zeit lehrte, daß die gegenseitigen Versprechungen gewissenhaft erfüllt wurden. Karl opferte zuerst Cölestin der Ruhe des neuen Papstes auf, indem er in seine Festnehmung willigte. Denn Bonifatius fürchtete sich, einen heiligen Mann frei umher gehen zu lassen, welcher eben Papst gewesen war, dessen Abdankung das Urteil der Menschen verwirrte, und der in den Händen von Feinden leicht ein gefährliches Werkzeug werden konnte. Er schickte demnach mit Genehmigung des Königs den Expapst unter Begleitung nach Rom voraus. Der Heilige entwich; Karl sendete ihm Boten nach, ihn festzunehmen, und man trat die Reise nach Rom an.

Der neue Papst verließ Neapel in den ersten Tagen des Januar 1295, geleitet von Karl. Kaum war man bei Capua angekommen, als in Neapel das Gerücht entstand, daß Bonifatius VIII. plötzlich gestorben sei. Dies erzeugte ausgelassene Freude; die Neapolitaner feierten Jubelfeste in ihrer Stadt, und solches war das Omen, unter welchem der Nachfolger Cölestins seinen Zug nach Rom fortsetzte. Er ging zuerst in seine Vaterstadt Anagni, die ihn mit Stolz empfing, nachdem sie bereits drei berühmte Päpste unter ihren Mitbürgern in einem und demselben Jahrhundert gezählt hatte. Römische Gesandte begrüßten daselbst Bonifatius und übertrugen ihm die senatorische Gewalt, worauf er, nach seiner Ankunft in Rom, einen sehr angesehenen Mann, Hugolinus de Rubeis von Parma, zum Senator einsetzte.

Der Einzug und das Krönungsfest am 23. Januar 1295 im S. Peter wurden mit unerhörtem Pomp gefeiert. Das Papsttum, welches eben erst das fast nach waldensischer Ketzerei aussehende Gewand apostolischer Armut angelegt hatte, schmückte sich jetzt absichtlich mit der Majestät triumphierender Weltherrlichkeit. Der römische Adel, Orsini, Colonna, Savelli, Conti und Anibaldi, erschienen in ritterlicher Pracht; die Barone und Podestaten des Kirchenstaats, das Gefolge des Königs von Neapel vermehrten den Glanz. In der großen Festprozession, die sich zur Besitznahme des Lateran durch die geschmückten Straßen bewegte, schritt der Magistrat einher und der

Stadtpräfekt, jetzt eine machtlose Schattengestalt. Bonifatius saß auf einem schneeweißen, mit Decken aus zyprischen Federn behängten Zelter, die Krone Sylvesters auf dem Haupt, gehüllt in die feierlichen Papstgewänder; zu seinen Seiten schritten, in Scharlach gekleidet, zwei Vasallkönige, Karl und Karl Martell, die Zügel des Pferdes haltend. Vor nur einem halben Jahre waren dieselben Könige neben einem Papst einhergegangen, welcher im Eremitenkleide auf einem Esel ritt; sie mochten sich jetzt sagen, wie wenig ihr eigener Dienst sie damals erniedrigt hatte. Das Schattenbild des armen Spiritualen stand sicherlich mahnend vor Bonifatius VIII. und diesen Königen, als sie dem Papst bei der lateranischen Festtafel die ersten Schüsseln aufzutragen die Ehre hatten und dann unter den Kardinälen ihren bescheidenen Platz an Tischen einnahmen, wo zwischen kostbaren Speisen die „Pokale des Bacchus" funkelten.

Zu derselben Zeit irrte Cölestin in den Wäldern Apuliens, seinen Verfolgern zu entgehen. Nach seiner Flucht war er in die Wildnis bei Sulmo zurückgekehrt, wo er sein früheres Leben fortzusetzen hoffte; doch ein abgedankter Papst hatte auf Freiheit kein Recht mehr. Mit seiner Entsagungsurkunde hatte Cölestin V. auch sein eigenes Todesurteil unterschrieben. Als die ihn Suchenden auf den Murrone kamen, entwich der Expapst; er wanderte mit einem Begleiter fort, bis er nach mühevollen Wochen das Meer erreichte. Er stieg in eine Barke, um nach Dalmatien zu gelangen, wo er sich zu verbergen hoffte. Aber das Meer warf den Heiligen wieder ans Ufer; die Bürger Viestes erkannten und begrüßten ihn voll Ehrfurcht als Wundertäter; Anhänger forderten ihn auf, sich wieder als Papst zu erklären, doch er ließ sich widerstandslos vom Podestà des Orts denen ausliefern, die ihn forderten. Wilhelm L'Estendard, Connetable des Königs, brachte ihn im Mai an die Grenze des Kirchenstaats. Froh, den gefährlichen Vorgänger in seiner Gewalt zu haben, befahl Bonifatius, ihn vorerst in seinem Palast in Anagni zu bewachen; dem gutmütigen Eremiten ward vorgestellt, daß fromme Pflicht ihm gebiete, auch der Freiheit zu entsagen, wie er der Tiara entsagt

hatte. Man überhäufte ihn mit Liebesbeweisen und brachte ihn endlich nach der Burg Fumone in Sicherheit. Dies finstre Kastell auf einem steilen Bergkegel bei Alatri diente seit alten Zeiten als Staatsgefängnis, in dessen Türmen mancher Rebell und selbst schon ein Papst sein Leben beendigt hatte. Man sagt, daß Cölestin V. dort in anständigem Gewahrsam gehalten wurde; aber andere wollen wissen, daß sein Kerker enger war als seine engste Zelle auf dem Berg Murrone. Er starb in kurzer Zeit. Sein Schicksal ließ ihn als Martyrer, Bonifatius als Mörder erscheinen; die Cölestinermönche verbreiteten die dunkelsten Gerüchte; man zeigte sogar als Reliquie einen Nagel, welcher auf Befehl des Papsts in das schuldlose Haupt seines Gefangenen sollte geschlagen sein.

Der Tod Cölestins sicherte Bonifatius auf seinem Thron. Wenn er auch nicht die Reden zum Schweigen brachte, daß er diesen unrechtmäßig bestiegen habe, so beraubte er doch seine Gegner des lebenden Repräsentanten ihrer Ansicht. Was ihn zunächst beschäftigte, war der Wiedergewinn Siziliens für das Haus Anjou und somit für die Kirche selbst; dieser für die Ehre des Heiligen Stuhls unerträgliche Schimpf sollte getilgt werden. Schon seine Vorgänger hatten sich darum bemüht. Als nach dem Tode des jungen Alfons (am 18. Juni 1291) dessen zweiter Bruder Jakob auf den Thron Aragons gestiegen war, hatte Nicolaus IV. den Frieden zwischen ihm und Karl II. eingeleitet. Jakob, durch Frankreich bedrängt, weil Martin IV. Aragonien als päpstliches Lehn an Karl von Valois zu verschenken gewagt hatte, willigte ein, Sizilien aufzugeben. Aber die Sizilianer wollten sich nicht mehr von Päpsten und Königen verhandeln lassen; sie legten ihr Veto ein und fanden an Friedrich, dem Bruder Jakobs und Enkel Manfreds, ihr nationales Haupt. Jakob verleugnete aus Staatsgründen seine eigne ruhmvolle Vergangenheit, indem er Frieden mit der Kirche und mit Karl schloß und im Juni 1295 auf die Herrschaft der Insel verzichtete. Friedrich nahm am 25. März 1296 die Inselkrone zu Palermo, durch den Willen des Volks. So schlug die Hoffnung des Papstes fehl; Sizilien behauptete seine Unabhängigkeit selbst gegen die

Waffen Jakobs, welchen die Verträge zwangen, sie gegen den Bruder zu wenden.

Jakob kam nach Rom am Ende des März 1297. Seine fromme Mutter Konstanza,, die den Frieden mit der Kirche sehnlichst wünschte, folgte ihm dorthin von Sizilien, indem sie ihren andern Sohn Friedrich verließ. Seltsame Verhältnisse zwangen die Tochter Manfreds, sich nach Rom zu begeben, wo sie freudig empfangen und vom Banne ihres Hauses gelöst ward. Sie brachte ihre Tochter Violanta mit sich, sie dem Vertrage gemäß Karls II. Sohne, Robert von Calabrien, zu vermählen. Die Erben des Hasses der Hohenstaufen und Anjou, der Guelfen und Ghibellinen, Manfreds und Karls I., die Männer der sizilischen Vesper, fanden sich in Rom zusammen, aber zu einer tagelangen Friedensfeier. Als der Papst Bonifatius (dies war sein schönster Augenblick) die Hand Violantas in jene Roberts legte, mußten die Gedanken aller sich voll Staunen in jene Schreckenstage von Benevent und Tagliacozzo zurückwenden, deren zürnende Schatten ein blühendes Paar, die Enkelin Manfreds, der Enkel Karls von Anjou, zu versöhnen schienen. Nur Don Federigo nahm an dieser Versöhnung keinen Teil.

Konstanza blieb noch eine Zeitlang in Rom, wo sie voll Schmerz auf den Bruderkrieg ihrer Söhne blickte, welchen der Papst, der christlichen Religion zum Hohne, forderte und mit Leidenschaft betrieb. Ihr Herz quälte außerdem der Gedanke an die Söhne Manfreds, ihre eigenen Brüder. Ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, schmachteten diese Unseligen noch immer im Kerker des Kastells del Monte bei Andria. Wenn je Konstanza ihre Befreiung forderte, so ward sie nicht erhört: die echten Erben Manfreds, die legitimen Herren Siziliens blieben den Staatsgründen sowohl des Hauses Anjou als Aragon aufgeopfert. Im übrigen machte das Glück an Konstanza gut, was es an ihrem Vater verschuldet hatte; sie war die Gemahlin eines großen Königs, des Befreiers von Sizilien, gewesen; sie sah drei Söhne als Könige gekrönt; sie erlebte den Frieden zwischen Jakob und Friedrich, und die edle Tochter Manfreds starb end-

lich mit der Kirche versöhnt, in fromme Andacht versenkt, wie einst Agnes, die Mutter Heinrichs IV., im Jahre 1302 zu Barcellona.

Nach den Festen in Rom reisten die Könige ab, den Krieg gegen Friedrich zu rüsten, wofür Bonifatius die Kirchenzehnten hergab. Aber die Sizilianer mißachteten seine Bannstrahlen. Die geistlichen Waffen, welche bisweilen verheerender gewesen waren als Schießpulver, hatte übermäßiger Gebrauch abgestumpft. Bonifatius VIII. erfuhr es bereits, daß solche Mittel nicht mehr wirkten. Seine Niederlage in Sizilien tröstete kaum die Anerkennung eines neuen päpstlichen Lehnreichs; er hatte nämlich Jakob von Aragon zum Generalcapitan der Kirche ernannt und zum Bruderkriege bewaffnet; er gab ihm am 4. April 1297 voraus zum Lohne Sardinien und Korsika, Inseln, worauf der Papst nicht eine Hand voll Erde besaß. Pisa, welches einst dort herrschte, war seit dem Unglück von Meloria geschwächt und im ersten Verblühen; diese einst mächtige Republik, die berühmte Freundin der Kaiser, erwählte sagar Bonifatius VIII. zu ihrem Rektor, um seines Beistandes zu genießen-

Die von uns bemerkte Politik der Päpste, sich die Magistratsgewalt in Städten übertragen zu lassen, wußte Bonifatius mit Erfolg durchzuführen; denn nach und nach ernannten ihn mehrere Kommunen zu ihrem Podestà. Augenblickliche Verhältnisse zwangen sie, sich unter den Schutz der Kirche zu stellen, indem sie dem Papst persönlich ihr Regiment übertrugen. Sie wahrten freilich ihre Statuten, welche dessen Stellvertreter bei seinem Einzuge, noch ehe er vom Pferde stieg, beschwören mußte, aber die dem Papst auch nur vorübergehend übertragene Gewalt schmälerte ihre republikanische Selbständigkeit. Rom selbst empfing ruhig die Senatoren, welche Bonifatius dort einsetzte; so machte er im März 1297 den berühmten Pandulf Savelli auf ein Jahr wieder zum Senator. Seine eigene Familie erhob er zu den ersten Stellen in Kirche und Staat. Eine neue Campagna-Dynastie erhob sich durch die Mittel der Kirche, gleich den Conti unter Innocenz III., und der Adel Roms wurde durch ein ehrgeiziges und reiches Geschlecht vermehrt, welches ältere

Optimatenhäuser zu verdunkeln drohte. Unter diesen Adelsstämmen war damals keiner älter und mächtiger als die Colonna. Mit ihnen geriet Bonifatius bald in einen Streit, welcher tief in sein Leben eingriff und, mit größeren Verhältnissen in Zusammenhang gebracht, zu seinem Falle viel beigetragen hat.

Familienhader spaltete gerade das zahlreiche Haus der Colonnesen. Die Söhne des Oddo hatten durch Vertrag am 28. April 1292 die Verwaltung ihrer Familiengüter, deren Mittelpunkt Palestrina war, ihrem ältesten Bruder, dem Kardinal Jakob übertragen. Die jüngere Linie von Genazzana, die Kinder des Senators Johann, Bruders von Jakob, unter denen sich der Kardinal Petrus und der Graf Stephan befanden, hatten Anteil an jenen Besitzungen. Jakobs Brüder Oddo, Mathäus und Landulf warfen ihm vor, daß er alles den Neffen allein zuwende. In den Streit ward der Papst gezogen: er forderte Jakob wiederholt auf, den Brüdern ihr Recht zu geben, aber die beiden Kardinäle, Oheim und Neffe, weigerten sich dessen und erschienen seither nicht mehr im Lateran. Sie waren die ersten Männer in der Kurie, römische Fürsten vom ältesten Adel, stolz und hochmütig. Sie betrachteten das gebieterische Wesen des Papstes mit Widerwillen und hatten manche Gelegenheit zur Eifersucht, zumal Bonifatius entschlossen schien, den Übermut der römischen Aristokratie zu brechen. Die ghibellinische Neigung erwachte in den Colonna; sie empfingen, trotz ihrer alten Verbindung mit Karl II. von Neapel, Boten Friedrichs von Sizilien, welcher die staufische Faktion in Rom wieder aufzuwecken suchte.

Die politische Partei verstärkte die kirchliche Opposition; denn offenbar waren beide Kardinäle mit der Richtung nicht einverstanden, die das Papsttum der Kirche und den Staaten gegenüber genommen hatte, und welche dasselbe früher oder später in die gefährlichsten Kämpfe mit den Monarchien stürzen mußte. Schon zur Zeit Gregors IX. war ein Kardinal Colonna der entschiedene

Feind dieser Richtung gewesen. Der Tod Cölestins V. hatte außerdem nicht die Meinung erdrückt, daß Bonifatius VIII. unrechtmäßig Papst sei; die leidenschaftlichen Vertreter dieser Ansicht waren zumal die Brüder vom Orden Cölestins, welche den Sturz ihres Idols nicht verschmerzen konnten; sie eiferten um so mehr, weil Bonifatius die Akte, die sein Vorgänger zu ihren Gunsten erlassen, aufgehoben hatte, und diesen Fraticellen oder Spiritualen erschien er als Simonist und Usurpator, als die Verkörperung der weltlichen Kirche, welche sie verdammten und durch ihre edeln Träume vom Reich des Heiligen Geistes reformieren wollten.

Die Opposition sammelte sich um die Kardinäle Colonna und deren Verwandte Stephan und Sciarra. Diese hatten im besonderen den Papst erbittert, denn sie hatten eine Sendung Gold und Silber, welche sein habsüchtiger Nepot Petrus zum Zweck des Ankaufs von Ländereien nach Rom schaffen ließ, überfallen und geraubt. Die Verbindung der Colonna mit Sizilien war ruchbar: das Beispiel des Abfalles des Kardinals Johann und seines Neffen Oddo, Vaters des Kardinals Jakob, zur Zeit Friedrichs II. warnte Bonifatius; er forderte die Aufnahme päpstlicher Besatzungen in Palestrina und andern Burgen der Colonna, und diese verweigerten sie aus begreiflichen Gründen. Als nun die schismatischen Reden von der Unrechtmäßigkeit seines Papsttums lauter wurden und man Petrus Colonna als deren wesentlichen Urheber bezeichnete, lud Bonifatius diesen Kardinal am 4. Mai 1297 zur kategorischen Beantwortung der Frage vor, ob er ihn für den Papst halte oder nicht. Petrus wich dem Befehle aus und begab sich mit seinem Oheim nach Palestrina. Hierauf versammelte Bonifatius zornentbrannt am 10. Mai 1297 das Konsistorium im S. Peter; er entsetzte ohne weiteres beide Kardinäle ihrer Würde. Die Gründe dieser Sentenz waren: ihre frühere rebellische Verbindung mit Jakob von Aragon, ihre jetzige mit Friedrich; ihre Weigerung päpstliches Volk aufzunehmen; die tyrannische Ungerechtigkeit gegen die Brüder Jakobs. Das rasche Verfahren des Papstes zeigte die Energie seines Willens, welchem Menschenfurcht unbe-

kannt war, aber auch die unmäßige Heftigkeit seines Temperaments.

Die Colonna nahmen den Kampf mit dem Stolze von Aristokraten auf, die sich ihrer Macht bewußt waren. An demselben 10. Mai hielten sie Familienrat in Longhezza, einem der Abtei S. Paul gehörigen Kastell an den Ufern des Anio. Mit ihnen waren Rechtsgelehrte, einige französische Prälaten und drei Minoritenbrüder, Fra Benedetto von Perugia, Fra Diodatti von Preneste und Fra Jacopone von Todi, eifrige Anhänger Cölestins V., mit dessen Genehmigung sie auf dem Berge oberhalb Palestrina eine Kongregation von Cölestiner-Eremiten gegründet hatten, welcher jedoch dies Privilegium von Bonifatius war entzogen worden. Fra Jacopone war ein tiefsinniger Mystiker, ein leidenschaftlicher Apostel der Nachfolge Christi, ein Dichter, welcher Talent genug besaß, beißende Satiren auf den Papst in der lingua volgare und im Latein die berühmte Osterhymne Stabat Mater zu dichten. In einem zu Longhezza verfaßten Manifest, dessen scholastische Färbung den Stil Jacopones zu verraten scheint, erklärten beide Kardinäle, daß sie Bonifatius VIII. nicht als Papst anerkennten, weil Cölestin V. nicht habe abdanken können, dessen Entsagung überdies das Werk trügerischer Ränke gewesen sei. Sie appellierten an ein Konzil; eine solche Appellation, einst zuerst von Friedrich II. erhoben, war gefährlich genug, weil sie jetzt sogar von Kardinälen ausging. Das Manifest ließen die Colonna in Rom anschlagen und selbst auf den Altar im S. Peter niederlegen. Hierauf flüchteten sie nach Palestrina, und dorthin schickte ihnen der Papst am 15. Mai eine Zitation und die Sentenz, welche sie ihrer Kardinalswürde beraubte. Sie antworteten mit einem zweiten Manifest.

Als Bonifatius Cölestin V. zwang, seine Tage im Gefängnis zu enden, hatte er die Möglichkeit eines Schisma richtig vorausgesehen. Wenn sein Vorgänger noch lebte, so würde er jetzt eine furchtbare Waffe in den Händen der Opposition geworden sein. Aber Cölestin war tot, und Bonifatius konnte ohne Mühe die Blöße aufzeigen, welche seine Feinde sich gaben. Diese Kardinäle hatten

19*

ihn erwählt, in Rom seiner Krönung beigewohnt, in Zagorolo ihn festlich als Papst anerkannt. Wie kam es nun, daß sie jetzt erst eine Ansicht aufstellten, welche sie mit sich selbst in Widerspruch brachte? Der Zorn Bonifatius' VIII. stand in Flammen; am 23. Mai erließ er eine zweite Bulle, die nun öffentlichen Rebellen zu zermalmen. Er bannte als Schismatiker beide Kardinäle, alle Söhne des Senators Johann und ihre Erben; er erklärte sie für infam, für verlustig ihrer Güter, er bedrohte alle Orte mit dem Fluch, welche sie aufnehmen würden. Seine Lage war jedoch nicht ohne Gefahr; die Entsetzung von Kardinälen verletzte das ganze heilige Kollegium; er eilte dasselbe durch eine Konstitution zu versöhnen, welche die Würde der Kardinäle hoch erhob, schwere Strafen gegen ihre Mißhandlung verhängte und bestimmte, daß sie fortan, Königen gleich, den Purpur tragen sollten. Er ging nach Orvieto, während seine Feinde ihre Burgen zur Gegenwehr rüsteten. Entschlossen, das Schisma im Keime zu ersticken, sammelte er Truppen unter dem Kondottiere der Florentiner Inghiramo di Bisanzo und dem eigenen Bruder Jakobs Landulf Colonna, welchen Rachsucht trieb, gegen seine Verwandten zu streiten.

Nun bemühte sich der Senator Pandulf, einen Bürgerkrieg abzuwenden, indem er im Namen der römischen Gemeinde vermittelnd auftrat. Er schickte Abgesandte zuerst nach Palestrina, dann an den Papst; die Colonna erklärten sich zur Unterwerfung bereit, unter Bedingungen, die ihre Ehre sicherten und ihre Hausmacht herstellten; der Papst dagegen verlangte unbedingte Ergebung und Auslieferung der Festungen. Als die Unterhandlungen keinen Erfolg hatten, als in Palestrina Boten Siziliens aufgenommen wurden, wiederholte Bonifatius den Bann und forderte sogar (am 14. Dezember) die „gesamte Christenheit" auf, gegen seine Feinde das Kreuz zu nehmen, wofür er Indulgenzen verhieß. Die Macht des Papstes konnte in der Tat nicht groß erscheinen, wenn er zu dieser Karikatur der Kreuzzüge herabstieg und zu solchen einst gegen große Kaiser angewendeten Mitteln griff, um römische Optimaten zu bekämpfen, die auf der Campagna eine Reihe von Burgen besaßen. Sein Krieg

gegen zwei Kardinäle, ein Bürgerkrieg der Kirche zeigte der Welt den Verfall des Papsttums, kündigte schlimmere Zeiten an und minderte die Ehrfurcht vor dem Oberhaupt der Religion. Es gibt keine Fahne, um welche sich nicht Menschen sammeln, sie als Panier ihrer Begierden oder Meinungen zu erheben. Auch dieser Kreuzzug fand Kreuzfahrer, weil er Beute verhieß und ausdrücklich gegen Ketzer, wozu die Colonna erklärt wurden, gerichtet schien. Selbst Städte Toskanas und Umbriens liehen Streiter dar, und der heilige Krieg gegen die Burgen der Colonna konnte mit Nachdruck geführt werden.

Sie erlagen bald, weil sie allein blieben. König Friedrich sandte keine Hilfe; die Ghibellinen im Kirchenstaat standen nicht auf, und in Latium war die vereinzelte Erhebung Johanns von Ceccano vom Haus der Anibaldi wirkungslos. Die Römer, welche einst den Bruder des Kardinals Jakob auf einem Triumphwagen einhergeführt hatten, blieben neutral; die Bürger freuten sich über die Schwächung eines Aristokratengeschlechts, und Savelli wie Orsini benutzten die Gelegenheit, ihre Gegner zu verderben, mit deren Gütern sie sich dann vom Papst bereichern ließen. Das Kreuzheer belagerte alle Schlösser der Colonna diesseits und jenseits des Tiber. Nepi wurde zuerst, schon im Sommer 1297, bedrängt. Sciarra und Johann Colonna von S. Vito hielten sich dort zwar tapfer gegen die Belagerer, aber die Hilfe, welche sie von den Vico und den Anguillara vertragsmäßig zu fordern hatten, ließ sie im Stich; Nepi wurde erstürmt und hierauf vom Papst den Orsini zu Lehn gegeben. Das Kreuzheer überzog zu gleicher Zeit die Stammgüter der Colonna in Latium; Zagarolo, Colonna und andere Schlösser wurden niedergebrannt, die Paläste der Familie in Rom in Schutthaufen verwandelt. Nur Palestrina widerstand. In diesem Stammsitze ihres Geschlechts leiteten Agapitus und Sciarra samt beiden Kardinälen die Verteidigung mit Erfolg. Man erzählt, daß Bonifatius den berühmten Guido von Montefeltre, welcher zwei Jahre zuvor aus Lebensüberdruß die Kutte der Franziskaner genommen hatte, aus seinem Kloster herbei-

rief, um durch sein Genie die Wege zu dieser uneinnehmbaren Zyklopenburg zu finden, und daß der alte Ghibelline, als er die Festigkeit des Ortes sah, dem Papst riet, ihn mit listigen Versprechungen einzunehmen.

Palestrina wurde durch Vertrag zu Fall gebracht. In Trauerkleidern, einen Strick um den Hals, erschienen die beiden Kardinäle nebst Agapitus und Sciarra zu Rieti (im September 1298) und warfen sich dem Papst zu Füßen. Bonifatius VIII. saß, umgeben von seiner Kurie, gekrönt auf dem Thron und blickte majestätisch auf die Gedemütigten herab, welche jetzt bekannten, daß er Papst sei. Er begnadigte sie und bestimmte eine Frist zur Beendigung des ganzen Streits, bis zu welcher sie unter Aufsicht in Tivoli bleiben sollten. Palestrina und alle Kastelle der Colonnesen wurden sofort ausgeliefert. Der Haß des Papstes gegen Rebellen, die seine geistliche Gewalt angegriffen hatten, kannte keine Grenzen mehr; er wollte ein Geschlecht unschädlich machen, das nach der Tyrannis in Rom strebte wie die Visconti in Mailand. Das Strafgericht, welches er sofort gegen Palestrina verhängte, offenbarte seine Absicht. Über diese berühmte Stadt der Fortuna goß ein seltsames Verhängnis dieselbe Schale des Zorns in einem langen Zeitraume zweimal aus. Sulla, dem sich Präneste ergeben, hatte die Stadt dem Erdboden gleichgemacht; nach 1400 Jahren ergab sich dasselbe Präneste einem Papst, und auch dieser warf den Ort mit altrömischem Zorn auf den Boden. Bonifatius gab seinem Vikar in Rom den Befehl, Palestrina umzureißen. Wenn Barbarossa, der hundert Jahre früher das ihm fremde Mailand zerstörte, oder wenn Attila, der in grauer Zeit Aquileja zermalmte, mit Recht barbarisch erscheinen, mit welchem Titel soll ein Papst bezeichnet werden, der im Jahre 1298 eine Stadt vor den Toren Roms, einen der sieben alten Bischofssitze der römischen Kirche mit kaltem Blut auf die Erde warf?

Palestrina stand damals, wo es heute steht, auf der Mitte des von Oliven und Lorbeeren umgrünten Berges. Auf seinem Gipfel thronte von uralten Zyklopenmauern umgeben die getürmte Rocca S. Pietro, wo einst Konradin in Ketten saß, und es standen dort Paläste und

viele Häuser. Unter dieser Burg lag terrassenförmig die festummauerte Stadt, wie sie aus den Trümmern des sullanischen Fortunatempels gebaut worden war. Viele altertümliche Paläste standen darin; manche Reste jenes Tempels waren noch wohlerhalten.[1] Der Hauptpalast war zum Teil antik. Mit ihm war der schönste Schmuck der Stadt verbunden, ein damals der Jungfrau geweihter Rundtempel, ähnlich dem Pantheon in Rom und ruhend auf einer hundertstufigen Marmortreppe von solcher Breite, daß man sie bequem emporreiten konnte. Andere antike Monumente, manche Bildsäulen, viele Bronzen aus dem unerschöpflichen Reichtum der Blütezeit Pränestes hatten sich unter dem Schutz der kunstliebenden Colonna erhalten, die in ihrem Palast den Luxus ihrer Zeit, die Schätze des Altertums und die Urkunden ihres Hauses vereinigt hatten. Alles dies fand in wenigen Tagen den Untergang; nur die Kathedrale S. Agapitus blieb verschont. Über den Trümmerhaufen wurde der Pflug geführt und Salz gestreut, gleichwie, so sagte der Papst mit fürchterlicher Ruhe, über das alte afrikanische Karthago. Bonifatius VIII. schien sich darin zu gefallen, das Wesen eines antiken Römers und zugleich die alttestamentliche Gestalt des zornigen Jehova nachzuahmen. Sein Blitzstrahl war nicht bloß theatralisch: er zermalmte wirklich eine der ältesten Städte Italiens, die in ihrer noch antiken Gestalt, gleich Tusculum, unterging, obwohl sie dann ärmlich wieder aufgebaut wurde.

Wie Sulla eine Militärkolonie in der Ebene der zerstörten Stadt angesiedelt hatte, so befahl auch Bonifatius den jammernden Einwohnern, deren ganzes Privatvermögen er zum Fiskus zog, sich seitwärts anzubauen. Sie errichteten Hütten in der niedern Gegend, wo heute die Madonna dell' Aquila steht; der Papst gab diesem Ort den Namen Civitas Papalis und übertrug auf ihn das Kardinalbistum Palestrina. Im Juni 1299 ernannte er Theodoricus Raynerii von Orvieto, seinen Vikar in Rom, zum Bischof der neuen Stadt, deren Bewohnern er ihre Güter als Lehen zurückgab; doch schon im Frühjahr 1300 warf er den kaum gebauten Ort als ein zornflammender Tyrann wieder um, worauf die Einwohner ins Elend

wanderten und sich zerstreuten. Trotzdem war Bonifatius VIII. keineswegs ein Feind des städtischen Gemeinwesens; unter seinen Akten gibt es manche, welche beweisen, daß er die Rechte der Städte gewissenhaft achtete und manche Kommunen gegen die Eingriffe der Provinziallegaten großmütig schützte.

Auf die barbarische Zerstörung und den Verlust ihrer Güter erhoben die Colonna einen Schrei der Verzweiflung und Wut. Sie klagten den Papst laut des Treubruchs an; sie erklärten, daß ihre Unterwerfung infolge eines durch die Römer und den Kardinal Boccamazi abgeschlossenen Vertrages geschehen sei, wonach sie die päpstliche Fahne in ihren Kastellen aufziehen, diese selbst aber behalten sollten. Das Urteil über das Verfahren des Papstes war schon damals geteilt; die Stimme des Volks zieh ihn des Verrats, und dieser Meinung hat Dante ein dauerndes Gepräge gegeben. So viel ist gewiß, daß die Colonna durch Hoffnungen getäuscht wurden, die man ihnen im Namen des Papstes gemacht hatte. Sie fürchteten jetzt für ihr Leben selbst. Stefan, der sich ebenfalls unterworfen hatte, sollte, so hieß es, durch gedungene Johanniter ermordet werden; er und die andern seines Hauses entzogen sich dem päpstlichen Tribunal durch die Flucht, worauf sie Bonifatius nochmals exkommunizierte. Er ächtete sie, verbot allen Städten und Ländern sie aufzunehmen, zog ihre Besitzungen ein und verlieh einen großen Teil davon an römische Edle, namentlich die Orsini. In dies Verderben wurde auch Johann Anibaldi von Ceccano hineingerissen, während der unglückliche Fra Jacopone bis an den Tod Bonifatius' VIII. in einem finstern Kerker zu Palestrina schmachtete, aus welchem er den unerbittlichen Papst in bewegten Versen um seine Absolution vergebens anflehte.

Die Colonna flohen, der eine hierhin, der andre dorthin; der wilde Sciarra irrte, wie einst Marius, in Wäldern und Sümpfen umher; man sagt, daß ihn Piraten an der Küste von Marseille auffingen und an die Ruderbank schmiedeten, bis er vom Könige Frankreichs losgekauft wurde. Die beiden Kardinäle verbargen sich in Etrurien oder Umbrien bei befreundeten Ghibellinen.

Stefan suchte ein Asyl in Sizilien. Als er selbst dort nicht sicher war, wanderte er an die Königshöfe Englands und Frankreichs. Dieser edle Mann, ein Flüchtling vor dem maßlosen Zorne eines Papstes, den die Welt nicht liebte, wurde überall, wo er sich zeigte, mit Ehrerbietung betrachtet; er stellte im Exil das Muster eines römischen Verbannten dar, so daß ihn der schmeichelnde Petrarca mit Scipio Africanus verglichen hat.

Das Jubeljahr 1300

Noch einen großen Triumph erlebte Bonifatius VIII., ehe er sich schwereren Kämpfen ausgesetzt fand; er eröffnete das 14. Jahrhundert mit einer berühmt gewordenen Pilgerfeier. Das hundertjährige Jubiläum war im alten Rom durch glänzende Spiele begangen worden, doch die Erinnerung daran erlosch und kein Bericht erzählt, daß Schluß oder Beginn eines Säkulum im christlichen Rom durch Kirchenfeste je gefeiert wurde. Die massenhaften Pilgerfahrten zum S. Peter hatten während der Kreuzzüge aufgehört; nach deren Erlöschen erwachte die alte Sehnsucht der Völker wieder und zog sie nach den Apostelgräbern. An diesem frommen Triebe hatte freilich die Klugheit der römischen Priester nicht geringen Anteil. Man begann in Rom um die Weihnachtszeit 1299 (und mit Weihnachten schloß der Stil der römischen Kurie das Jahr) in Scharen nach dem S. Peter zu ziehen, aus der Stadt wie vom Lande. Ein Ruf von Sündenablaß und Pilgerung nach Rom erscholl in der Welt und brachte sie in Bewegung. Dem immer stärkeren Zuge gab Bonifatius Form und Sanktion, indem er am 22. Februar 1300 die Jubelbulle verkündigte, welche allen denen, die während des Jahres die Basiliken Sankt Peter und Paul besuchen würden, völligen Sündenablaß verhieß. Die Einheimischen sollten dreißig, die Fremden fünfzehn Tage lang diese Wallfahrt fortsetzen. Nur die Feinde der Kirche wurden ausgeschlossen; als solche bezeichnete der Papst Friedrich von Sizilien, die Colonna und ihre Anhänger und sonderbarerweise alle Christen, welche mit Sarazenen Handel trieben. Boni-

fatius benutzte demnach das Jubiläum, seine Gegner öffentlich zu brandmarken und vom Gnadenschatz des Christentums auszuschließen.

Der Zudrang war beispiellos. Rom bot Tag und Nacht das Schauspiel von heergleich hereinströmenden oder herausziehenden Pilgern dar. Ein Betrachter dieser großen Szene konnte von einer Höhe der Stadt herab von Süd, Nord, Ost und West Menschenschwärme gleich wandernden Völkern auf den alten Römerstraßen herankommen sehen, und wenn er sich unter sie mischte, Mühe haben, ihre Heimat zu erraten. Es kamen Italiener, Provençalen, Franzosen, Ungarn, Slaven, Deutsche, Spanier, selbst Engländer. Italien gab den Wandernden die Straßen frei und hielt Gottesfrieden. Sie zogen einher im Pilgermantel oder in den Nationaltrachten ihrer Länder, zu Fuß, zu Pferde, auf Karren, Müde und Kranke führend, beladen mit ihrem Gepäck; man sah hundertjährige Greise von ihren Enkeln geleitet und Jünglinge, welche wie Äneas Vater und Mutter auf ihren Schultern nach Rom trugen. Sie redeten in vielen Landessprachen, aber sie sangen in der einen Sprache der Kirche Litaneien, und ihre sehnsüchtigen Vorstellungen hatten ein und dasselbe Ziel. Wenn sie in der sonnigen Ferne den finstern Wald der Türme der heiligen Stadt erscheinen sahen, so erhoben sie den Jubelruf „Roma! Roma!", wie Schiffer, die nach langer Fahrt auftauchendes Land entdecken. Sie warfen sich zum Gebete nieder und richteten sich auf mit dem inbrünstigen Geschrei: „S. Petrus und Paulus, Gnade!" An den Toren empfingen sie ihre Landesgenossen und Verpflegungsbeamte der Stadt, ihnen Herberge zuzuweisen, doch sie zogen erst zum S. Peter, die Treppe des Vorhofs auf Knien zu ersteigen, und warfen sich dann mit Ekstase am Apostelgrabe nieder.

Ein ganzes Jahr lang war Rom ein völkerwimmelndes Pilgerlager und von babylonischer Sprachenverwirrung erfüllt. Man sagt, daß täglich 30000 Pilger aus- und einzogen, und daß 200000 Fremde sich täglich in der Stadt befanden. Der Umfang Roms wurde nach langer Zeit zum erstenmal wieder hinreichend belebt, wenn auch nicht ausgefüllt. Eine musterhafte Verwaltung sorgte

für Ordnung und für billige Preise. Das Jahr war fruchtreich; die Campagna und die nahen Provinzen schickten Vorrat in Fülle. Ein pilgernder Chronist erzählt: „Brot, Wein, Fleisch, Fische und Hafer waren reichlich und billig auf dem Markt, das Heu aber sehr teuer; die Herbergen so kostbar, daß ich für mein Bett und für die Stallung meiner Pferde, außer dem Heu und Hafer, täglich einen Torneser Groschen (1/3 Franken) bezahlen mußte. Als ich am heiligen Christabend Rom verließ, sah ich einen großen Pilgerschwarm fortziehen, den niemand berechnen konnte. Die Römer wollen im ganzen zwei Millionen an Frauen und Männern gezählt haben. Oft sah ich Männer wie Weiber unter die Füße getreten, und mit Mühe entkam ich selbst einige Male dieser Gefahr."

Der Weg, welcher aus der Stadt über die Engelsbrücke zum S. Peter führte, war zu enge; man eröffnete daher in der Mauer, nicht weit vom alten Grabmal Meta Romuli, eine neue Straße am Fluß. Um Unglücksfälle zu verhüten, traf man die Vorrichtung, daß die Hinziehenden auf der einen, die Herkommenden auf der andern Seite der Brücke gingen, welche damals mit Buden bedeckt, der Länge nach in zwei Hälften geteilt war. Prozessionen zogen ohne Aufhören nach S. Paul vor den Toren und nach S. Peter, wo man die schon hochberühmte Reliquie, das Schweißtuch der Veronika, zeigte. Jeder Pilger legte eine Opfergabe am Apostelaltar nieder, und derselbe Chronist von Asti versichert als Augenzeuge, daß am Altar in S. Paul Tag und Nacht zwei Kleriker standen, die mit Rechen in der Hand zahlloses Geld zusammenscharrten. Der märchenhafte Anblick von Geistlichen, welche lächelnd Geld wie Heu aufschaufelten, veranlaßte boshafte Ghibellinen zu behaupten, daß der Papst das Jubeljahr nur um des Geldgewinnes willen ausgeschrieben habe. Und Geld brauchte Bonifatius freilich viel, um seinen Krieg wider Sizilien zu bestreiten, welcher unberechenbare Summen verschlang. Wenn die Mönche in S. Paul statt Kupfermünzen Goldflorene vorgefunden hätten, so würden sie allerdings fabelhafte Reichtümer gesammelt haben; jedoch die Geldberge in S. Paul

und S. Peter bestanden meist nur aus kleinen Münzen, den Gaben geringer Pilger. Der Kardinal Jakob Stefaneschi bemerkte dies ausdrücklich und beklagte die Umwandlung der Zeiten, wo nur noch Arme opferten, die Könige aber, unähnlich den drei Magiern, dem Heiland nichts mehr zum Geschenke brachten. Die Jubiläumseinnahme, wovon der Papst den beiden Basiliken Kapitalien zum Ankauf von Gütern zuweisen konnte, war gleichwohl beträchtlich genug. Wenn in gewöhnlichen Jahren die im S. Peter dargebrachten Pilgergeschenke 30400 Goldgulden zu betragen pflegten, so mag man daraus schließen, um wieviel ansehnlicher die Gewinnste des großen Jubeljahrs gewesen sein müssen. „Die Gaben der Pilger," so schrieb der Chronist von Florenz, „trugen der Kirche Schätze ein, und die Römer alle wurden durch den Verkauf von Waren reich."

Das Jubeljahr wurde in der Tat für sie ein Goldjahr. Sie behandelten daher die Pilger mit Zuvorkommenheit, und nirgend wurde von Gewalttaten gehört. Wenn der Sturz des Hauses Colonna dem Papst Feinde in Rom erweckt hatte, so entwaffnete er sie durch den unermeßlichen Vorteil, welcher den Römern erwuchs, die immer nur von dem Gelde der Fremden gelebt haben.

Man mag sich vorstellen, wie massenhaft Rom damals Reliquien, Amulette und Heiligenbilder verkaufte, und zugleich, wie viele Reste des Altertums, Münzen, Gemmen, Ringe, Bildwerke, Marmortrümmer und auch Handschriften von den Pilgern in ihre Heimat entführt wurden. Wenn sie ihren religiösen Trieben genug getan hatten, warfen diese Wallfahrer staunende Blicke auf die Monumente der Alten. Das antike Rom, welches sie mit dem Mirabilienbuch durchwanderten, übte dann seinen tiefen Zauber auf sie aus. Dies klassische Theater der Welt belebten im Jahr 1300 neben den Erinnerungen des Altertums andere an die Taten der Päpste und Kaiser seit Karl dem Großen, und ein für die Sprache der Geschichte empfänglicher Geist mußte gerade damals mächtig von ihr ergriffen werden, wo Pilgerscharen aller Länder in dieser majestätischen Trümmerwelt für den ewigen Bezug Roms auf die Menschheit die lebendigen

Zeugen waren. Es ist kaum zu zweifeln, daß Dante in jenen Tagen Rom sah, und daß ein Strahl von ihnen in sein unsterbliches Gedicht fiel, welches mit der Osterwoche des Jahres 1300 beginnt. Der Anblick der Weltstadt entzündete die Seele eines andern Florentiners. „Auch ich befand mich," so schreibt Giovanni Villani, „in jener gesegneten Pilgerung, in der heiligen Stadt zu Rom, und wie ich die großen und antiken Dinge in ihr sah und die Geschichten und großen Taten der Römer las, welche Virgil, Sallust, Lucan, Titus Livius, Valerius und Paul Orosius und andere Meister von Historien beschrieben haben, so nahm ich Stil und Form von ihnen, obwohl ich als Schüler nicht würdig war, ein so großes Werk zu tun. Und so im Jahre 1300 von Rom zurückgekehrt begann ich dies Buch zu schreiben, zu Ehren Gottes und Sankt Johannes und zur Empfehlung für unsere Stadt Florenz." Die Frucht der schöpferischen Aufregung Villanis war seine Geschichte von Florenz, die größte und naivste Chronik, welche Italien in seiner schönen Sprache hervorgebracht hat.

Für Bonifatius war das Jubiläum ein wirklicher Sieg. Das Zusammenströmen der Menschheit nach Rom zeigte ihm, daß ihr Glaube diese Stadt noch als den heiligen Bundestempel der Welt betrachtete. Das großartige Versöhnungsfest schien wie ein Gnadenstrom über seine eigene Vergangenheit hinwegzufließen und die gehässigen Erinnerungen an Cölestin V., an den Krieg mit den Colonna und alle Anklagen seiner Feinde in Vergessenheit zu tauchen. Er konnte in jenen Tagen in der Fülle eines fast göttlichen Machtgefühles schwelgen, wie kaum ein Papst vor ihm. Er saß auf dem höchsten Throne des Abendlandes, welchen die Spolien des Reiches schmückten, als der „Vikar Gottes" auf Erden, als das dogmatische Oberhaupt der Welt, die Schlüssel des Segens und des Verderbens in der Hand; er sah Tausende aus allen Fernen vor seinen Thron kommen und sich vor ihm, wie vor einem höheren Wesen, in den Staub werfen. Nur Könige sah er nicht. Außer Karl Martell kam kein Monarch nach Rom, als Bekenner von Sünden den Ablaß zu nehmen. Dies zeigte, daß der Glaube, welcher

einst die Schlachten Alexanders III. und Innocenz' III. gewonnen hatte, an Königshöfen erloschen war.

Bonifatius VIII. schloß das denkwürdige Fest am Weihnachtsabend des Jahres 1300. Es macht eine Epoche in der Geschichte des Papsttums wie Roms; denn auf dies begeisterte Jubeljahr folgte als schrecklicher Gegensatz das tragische Ende jenes Papstes, der Fall des Papsttums von seiner Höhe und das Versinken der Stadt in schauervolle Einsamkeit.

Das tragische Ende des päpstlichen Universalismus unter dem französischen Nationalismus

Den Kampf gegen die kirchliche Übermacht, in welchem die Hohenstaufen untergingen, nachdem sie die Grundfesten des Papsttums erschüttert hatten, nahm der französische Monarch auf. Dieses Ereignis wurde zu einer der bedeutendsten Revolutionen in der kirchlichen und staatlichen Welt. Denn Frankreich war im ganzen Mittelalter das Asyl und die treueste Schutzmacht des Papsttums gewesen; die Hohenstaufen hatte es zum Sturz gebracht, an Stelle des deutschen Einflusses in Italien und Rom seinen eigenen gesetzt. Als aber die Päpste das französische Königshaus auf einem italienischen Throne zum Protektor der Kirche gemacht hatten, bestrafte sich ihre Schwäche durch das stets wiederholte Gesetz, daß aus Beschützern Eroberer werden. Mit Karl von Anjou wurde das Papsttum in der Tat schrittweise durch Frankreich erobert, bis der Heilige Stuhl an die Ufer der Rhone verpflanzt und 70 Jahre lang nur mit Franzosen besetzt ward. Der Zusammenstoß der geistlichen Ansprüche mit dem nationalstolzen Frankreich war unvermeidlich, als Bonifatius VIII. in einer vorgeschrittenen Zeit versuchte, die Grundsätze der päpstlichen Universalgewalt gegen jene Schutzmacht zu wenden. Das deutsche Reich unterlag den Päpsten, weil es nicht auf praktischen Grundlagen beruhte; aber der Streit des Königs von Frankreich mit dem Papst war ein Kampf des Staats-

rechts gegen das Kirchenrecht auf dem Boden einer nationalen und durch die Landesstände verteidigten Monarchie. Die langsame Reaktion des staatlichen Geistes gegen dieses europäische Kirchenrecht, welches alle zivilen und ökonomischen Verhältnisse durchdrang, ist überhaupt das wichtigste Motiv der Geschichte des Mittelalters; es erscheint in jeder Periode unter verschiedenen Formen und Namen, zumal als Investiturstreit und staufischer Streit, setzt sich in der Reformation, in der französischen Revolution fort und ist noch in den modernsten Konkordaten und den Gegensätzen unserer eigenen Zeit sichtbar.

Damals herrschte in Frankreich Philipp der Schöne, Enkel jenes Ludwig IX., welchen Bonifatius VIII. selbst im Jahre 1297 unter die Heiligen der Kirche aufgenommen hatte: ein Fürst von Talent und Ehrgeiz, ein gewissenloser Despot, aber einer der Gründer der französischen Monarchie. Ein solcher Mann war ganz geeignet, dem herausfordernden Stolze eines Bonifatius VIII. zu begegnen. Des Papstes Einmischung in den Krieg Frankreichs mit England, worin er Richter zu sein hoffte, Investituren und eingeforderte Kirchenzehnten brachten Philipp in Streit mit der römischen Kurie. Bonifatius erließ zum Schutze der Immunität der Kirchen überhaupt am 25. Februar 1296 die Bulle Clericis Laicos, ein feierliches Verbot an alle geistlichen Personen und Körperschaften, Geschenke oder Steuern ohne päpstliche Erlaubnis an Laien zu entrichten. Diese Bulle traf am schwersten den König Philipp, der für seine flandrischen und englischen Kriege der Beisteuer des Klerus bedurfte und in seiner Geldnot zum schamlosesten Münzverfälscher wurde. Er antwortete durch das Verbot, Geld aus Frankreich zu führen, wodurch Rom nicht minder hart getroffen wurde.

Als sich dieser Sturm durch die Nachgiebigkeit des Papstes beschwichtigt hatte, brach ein stärkerer im Jahre 1301 aus. Seine Ursachen waren Streitigkeiten zwischen geistlichen und weltlichen Besitzesrechten und über die Verwaltung vakanter Benifizien, welche die französische Krone als Regale beanspruchte. Der päpstliche Legat

wurde festgenommen und unter Prozeß gestellt; ein Parlament stimmte dem gewaltsamen Verfahren des Königs bei und Bonifatius richtete hierauf am 5. Dezember eine Bulle an den König, welche Frankreich vollends in Aufruhr brachte. Er verwies Philipp seine Eingriffe in die Rechte der Kirche, erklärte ihm, daß der Papst in absoluter Machtfülle von Gott über Könige und Königreiche gesetzt sei, warnte ihn vor der Einbildung, keinen Oberen über sich zu haben, ermahnte ihn, seine schlechten Räte zu entfernen, und lud die französische Geistlichkeit auf den 1. November 1302 zu einem Konzil nach Rom, wo über des Königs Recht oder Unrecht geurteilt werden sollte. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich am französischen Hof; die Rechtsgelehrten, unter ihnen Peter Flotte und Wilhelm von Nogaret, reizten den König durch Reden und vielleicht auch durch erdichtete päpstliche Schreiben auf; man rief, daß Bonifatius sich anmaße, das freie Frankreich als Vasallenland zu behandeln. Die päpstliche Bulle wurde am 11. Februar 1302 öffentlich in Notre Dame zu Paris verbrannt und ihre Vernichtung unter Trompetenschall vom Herold ausgerufen. Die erste Flamme, welche eine Papstbulle verzehrte, war ein geschichtliches Ereignis. Der Legat wurde mit Schimpf verwiesen; ein königliches Edikt verbot, wie einst in den Tagen Friedrichs II., dem Klerus die Reise zum Konzil; ein am 10. April in Notre Dame versammeltes Parlament der drei Landesstände bestätigte diese Beschlüsse; Adel und Bürgerschaft boten ihre Unterstützung dar, und die Bischöfe, welche bereits in ein Untertänigkeitsverhältnis zum Könige gekommen waren, beugten sich willig oder nicht seinem Gebot. Es war das erste Mal, daß der Klerus eines Landes den Papst verließ und zum Fürsten stand. Als Bonifatius die Briefe empfing, worin die gallikanische Kirche seinem Satz entgegentrat, daß der Papst auch im Weltlichen über dem Könige stehe, und ihn bat, sie von der Reise nach Rom zu befreien, konnte er erkennen, daß sich vor ihm ein Abgrund öffne. Aber er durfte sich nicht mehr zurückziehen, ohne die päpstliche Gewalt in den Augen der Welt moralisch zu vernichten; er mußte versuchen, die sich vereinigende französische

Monarchie zu brechen, wie seine Vorgänger das absolut werdende Reich der Hohenstaufen gebrochen hatten.

Auf dem Novemberkonzil im Lateran, wozu nur einige Geistliche Frankreichs erschienen waren, erließ Bonifatius die Bulle Unam Sanctam. In dieser Schrift faßte er alle Grundsätze seiner Vorgänger von der göttlichen Gewalt des Papsttums und alle Eroberungen der Päpste in langen Jahrhunderten bis auf ihn selbst in den tollkühnen Spruch zusammen: „Wir erklären, daß aus Notwendigkeit des Heils dem römischen Papst jede menschliche Kreatur unterworfen ist.“ Dies Dogma setzte er als Krone auf das zum Himmel emporgetürmte Gebäude der römischen Hierarchie. Aber die Proklamation der päpstlichen Richtergewalt auf Erden blieb im Munde Bonifatius' VIII. nur ein machtloses Wort, obwohl dieselbe Ansicht noch in der avignonischen Periode wiederholt wurde und in den Sphären der Theologie und Rechtswissenschaft einen Sturm von Untersuchungen hervorrief, welche selbst am heutigen Tage noch nicht beendigt sind. Als nun ein Versuch der Ausgleichung gescheitert war und der Papst mit dem Banne drohte, bediente sich Philipp zur Bekämpfung seines Feindes der Landesstände, das erste wahrhafte Landesparlament Frankreichs stürzte das übermütige Papsttum. Es tagte im Louvre am 13. Juni 1303. Die angesehensten Magnaten erhoben sich als Ankläger des Papstes. Die Beschuldigungen, welche sie auf einen mehr als achtzigjährigen Greis warfen, waren meist zu abgeschmackt, um mehr zu sein als Ausbrüche des Hasses; doch die Tatsache, daß ein Nationalparlament einen Papst in Anklage versetzte und gegen ihn an ein Generalkonzil appellierte, war ernst und folgenschwer. Vor wenigen Jahren hatten zwei Kardinäle denselben Papst vor ein Konzil gefordert, jetzt taten dies die Vertreter einer großen streng katholischen Nation, und so wurde gegen das Prinzip der päpstlichen Alleingewalt die Macht heraufbeschworen, an welche einst Friedrich II. zuerst sich berufen hatte. Ganz Frankreich in allen seinen geistlichen und weltlichen Körperschaften wiederholte diese Appellation.

Bonifatius sah eine schreckliche Katastrophe heraufziehen; er verlor nicht den Mut, allein er täuschte sich in seiner

Verblendung über die Grenzen der päpstlichen Gewalt. Erst sein eigener Fall, erst die Niederlage des Papsttums, welche seine unmittelbaren Nachfolger als Tatsache anerkennen mußten, klärte die Welt darüber auf. Das Papsttum unterlag, weil es unfähig war, Italien nach dem Falle des Reichs an sich zu ziehen und das guelfische Prinzip zu verwirklichen. Die große Nationalpolitik Alexanders und Innocenz' III. war von den Päpsten aufgegeben worden; um die Hohenstaufen zu stürzen, hatten sie fremde Fürsten nach Italien gerufen, aber nicht vermocht, den Widerspruch zwischen Guelfen und Ghibellinen aufzulösen. Das politische Ideal der Kurie wurzelte nicht im Boden Italiens; der guelfische Gedanke erschien einem großen Teil der Italiener als revolutionäre Neuerung; sie hatten zumal vor dem Papsttum niemals Achtung, weil sie dasselbe aus der Nähe beobachteten.

Bonifatius hatte bereits am deutschen Reiche Schutz gegen Frankreich gesucht, und der deutsche König Albrecht, Philipps Gegner, bot ihm unter großen Versprechungen seine Dienste dar; weshalb der Papst fand, daß der Hochverräter und Königsmörder der römischen Krone würdig sei. Er anerkannte ihn am 30. April 1303, behandelte ihn aber in hochtönender Sprache als flehenden Sünder, dem er Erbarmen für Recht und nur aus Gnade die römische Krone gab. Indem er ihn von allen Bündnissen mit fremden Königen löste, versicherte er sich ausdrücklich seines Beistandes gegen Philipp den Schönen. Ohne Erröten bekannte der römische König, daß der Papst allein die Kaiserkrone verleihe, daß die Reichsfürsten die nur von ihm übertragene Gewalt der Kaiserwahl besäßen, daß alles, was Kaiser und Reich besitze, aus der päpstlichen Gnade geflossen sei. Bis zu so tiefer Erniedrigung war das Kaisertum in der Person des einäugigen, geistig unbedeutenden Sohnes von Rudolf herabgesunken; das Haupt des Reichs, der Nachfolger der Hohenstaufen, bekannte sich als Lehnsmann des Papstes in derselben Zeit, wo der König von Frankreich diesen vor ein Generalkonzil lud, weil er erklärt hatte, daß die königliche Gewalt dem Heiligen Stuhle unterworfen sei.

Dies war ein Grund mehr für die Täuschung Bonifatius' VIII. über seine wirkliche Macht.

Wenn die Kaiser Päpste, ihre Feinde, stürzen wollten, so kamen sie in ihrer Eigenschaft als römische Imperatoren mit einem Heer und erhoben offenen Krieg; der König Frankreichs besaß keinen solchen Titel für einen Kriegszug gegen einen Papst; er nahm zu einem unehrenvollen Handstreich seine Zuflucht, um den Gegner stumm zu machen. Der Überfall Bonifatius' VIII. in seiner eignen Vaterstadt Anagni, ausgeführt durch Soldknechte eines fremden Despoten und mit ihm verschworene lateinische Barone, war eine in der Geschichte der Päpste unerhörte Tatsache. Die Verbannten vom Haus Colonna hatte Philipp an seinem Hofe aufgenommen; sie stachelten seinen Zorn, und er bediente sich ihrer Rachlust für seine Absichten. Etwa im Februar 1303 wurde der Plan entworfen, den Papst gefangen fortzuführen und vor ein Konzil in Lyon zu stellen. Guillaume du Nogaret von Toulouse, Doktor der Rechte, ehemals Professor zu Montpellier, jetzt Vizekanzler Philipps, übernahm die Ausführung des Attentats. Am 12. März fand in Gegenwart des Königs eine Versammlung im Louvre statt, an welcher auch einige Prälaten teilnahmen, und vor ihr klagte Nogaret den Papst an. Bald darauf reiste der Minister nach Italien ab, mit Vollmachten des Königs, die in allgemeinen Ausdrücken seine Unternehmung autorisierten. Auf dem Schlosse Staggia bei Poggibonsi, welches dem mitverschworenen Florentiner Bankier Musciatto gehörte, wurde mit Sciarra der Plan verabredet. Man war mit Wechselbriefen für das Haus Peruzzi versehen und sparte kein Gold, Freunde wie Feinde des nichts ahnenden Papstes zu bestechen, während Nogaret sich das Ansehen gab, als sei er als Unterhändler an diesen geschickt worden.

Der französische Minister suchte, obwohl vergebens, sogar den König von Neapel in die Verschwörung hineinzuziehen, und ebenso fruchtlos waren die Bemühungen seiner Agenten bei den Römern. Aber sein Gold fand Zugang

20*

in den Kastellen der Campagna. Vor allen gewann Nogaret für sich den Capitan Ferentinos, Rinaldo von Supino, von welchem der päpstliche Nepot das Kastell Trevi und andre Güter an sich gebracht hatte. Fast ganz Latium nahm an der Verschwörung teil. Der Nepotismus des Papstes rächte sich, und in Latium war es, wo die Gaetani ihre Herrschaft, meist durch Verdrängung früherer Besitzer, gegründet hatten. Es ist wichtig für das Verständnis des Sturzes Bonifatius' VIII. und nebenbei lehrreich für die Baronalverhältnisse jener Zeit, das riesige Anwachsen eines einzigen Nepotenhauses an dem Beispiel der Gaetani zu zeigen.

Das Unglück der Colonna hatte jener Papst benutzt, eine große Familienmacht zu gründen, was wesentlich innerhalb der Jahre 1297 und 1303 und aus Mitteln des Kirchenschatzes geschah. Martin IV. und Nikolaus IV. hatten zwar den Verkauf von Gütern der Campagna an Barone Roms untersagt, um dem Anwachsen des Landadels Einhalt zu tun, doch Bonifatius hob diese Verbote zugunsten seines Neffen Petrus auf.

Der glückliche Nepot hatte mit Geldmitteln, welche heute 7 Millionen Talern gleichkommen würden, in nur vier Jahren seine große lateinische Herrschaft zusammengebracht; der Papst hatte sie ihn während des Streites mit den Colonna und nach deren Falle, worein auch ein Zweig der Anibaldi verflochten war, erwerben lassen, um durch eigene Hausmacht die Rachepläne jenes Hauses zu hindern. Das schöne Baronalreich bestätigte er durch die Bulle vom 10. Februar 1303 „seinem geliebten Sohne Petrus Gaetani, seinem Neffen, dem Grafen von Caserta und Dominus der Milizen der Stadt". Er hob darin die schon genannten Verbote Martins und Nicolaus' IV. auf; er zählte mit Genugtuung die Orte, die sein Nepot durch Kauf, Schenkung und Tausch erworben hatte, bestätigte sie für immer dessen Nachkommen und gab ihm das Privilegium, noch andere Güter zu erwerben. Die so plötzlich entstandene Baronie umfaßte das ganze untere Latium und reichte

vom Kap der Circe bis Ninfa, von Ceprano über die Berge hinweg bis nach Jenne und Subiaco. Jenseits des Liris und hinter Terracina lagen außerdem die neapolitanischen Lehen des Hauses.

Dies waren die Verhältnisse des Hauses Gaetani, und man wird erkennen, wie groß die Erbitterung gegen das übermächtige Nepotengeschlecht in Latium sein mußte. Die Barone, die noch auf ihren Burgen saßen, oder solche, welche sie unter dem Druck der päpstlichen Gewalt an Petrus abgetreten hatten, die ghibellinischen Herren, Ritter und Volk in Ferentino, Alatri, Segni und Veroli gingen bereitwillig in den Plan Nogarets ein. Selbst Bürger Anagnis, welche Stadt fürchten mochte, in die Baronalgewalt der Gaetani zu fallen, verrieten Bonifatius, von dem sie manche Wohltaten empfangen hatten. Die Söhne des Ritters Mathias Conti, Nicolaus und Adenulf, der eine damals Podestà, der andre Capitan Anagnis, waren hier seine erbittertsten Feinde und die Häupter der Verschwörung, nebst Giffrid Bussa, dem Marschall des päpstlichen Hofs. Der Verrat ergriff die nächste Umgebung des Papsts; im Kardinalskollegium selbst wünschten Anhänger der Colonna seinen Sturz; Richard von Siena und Napoleon Orsini waren in die Verschwörung eingeweiht. Der letztere nahm Sciarra, seinen Schwager, in Marino auf, wo er mit ihm die Ausführung des Planes verabredet haben soll.

Raynald von Supino, Capitan Ferentinos, andere Barone, Nogaret und Sciarra sammelten Kriegsvolk in Sculcola. Der ahnungslose Papst befand sich mit vielen Kardinälen in Anagni. Am 15. August legte er im öffentlichen Konsistorium einen Reinigungseid ab; am 8. September wollte er den Bann und die Thronentsetzung Philipps in demselben Dom aussprechen, wo einst Alexander III. den ersten und Gregor IX. den zweiten Friedrich gebannt hatten. Die Verschworenen eilten daher, ihn stumm zu machen, ehe er diese Bulle verkündigte. Sie brachen von Sculcola auf in der Nacht des 6. September und rückten im Morgengrauen durch das ihnen geöffnete Tor in Anagni ein, die Banner Frankreichs entfaltend, mit dem Ruf: „Tod dem Papst Bonifatius!

Es lebe König Philipp!" Alsbald stieß Adenulf mit der städtischen Miliz zu ihnen, und Nogaret erklärte dem Volk, daß er gekommen sei, den Papst vor ein Konzil zu laden.

Waffenlärm weckte den Greis in seinem Palast, dessen Zugänge sein Neffe Graf Peter versperrt hielt. Die Feinde gelangten nicht eher an den Dom, mit welchem die Residenz des Papsts verbunden war, als bis sie die Häuser Peters und dreier Kardinäle, des Pönitentiars Gentilis, des Francesco Gaetani und des Spaniers Petrus erstürmt hatten. Die Nepoten wehrten sich mannhaft im Palast, und Bonifatius versuchte durch Unterhandlung Zeit zu gewinnen. Sciarra bewilligte ihm eine neunstündige Frist zur Annahme entehrender Bedingungen, worunter auch seine Abdankung und die sofortige Herstellung des Hauses Colonna war. Als diese Artikel abgelehnt wurden, erneuerte man den Sturm. Um zum Palast gelangen zu können, setzten die Belagerer die Türen des Doms in Brand; der Papst, welcher vergebens das Volk Anagnis zu seiner Befreiung aufgefordert hatte, sah sich bald allein; seine Diener flohen oder gingen zum Feinde; die Kardinäle entwichen, mit Ausnahme des Nicolaus Boccasini von Ostia und des Spaniers Petrus. Die Nepoten streckten die Waffen; man führte sie als Gefangene in das Haus Adenulfs. Nur dem Kardinal Francesco und dem Grafen von Fundi gelang die Flucht in Verkleidung.

Als Nogaret und Sciarra, der eine der Repräsentant des Hasses seines Königs, der andre der Rächer seines gemißhandelten Hauses, über die Leichen der Erschlagenen hinweg, worunter sich auch ein Bischof befand, in den zum Teil in Flammen stehenden Palast drangen, sahen sie den Greis vor sich in pontifikalen Gewändern, die Tiara auf dem Haupt, sitzend auf dem Thron und gebeugt über ein goldenes Kreuz, welches er in den Händen hielt. Er wollte als Papst sterben. Sein ehrwürdiges Alter und sein majestätisches Schweigen entwaffneten diese Menschen für einen Augenblick; dann forderten sie mit Geschrei seine Erniedrigung, erklärten ihm, daß sie ihn in Ketten zu seiner Absetzung nach Lyon führen wür-

den, und ließen sich zu Schmähungen hinreißen, die er mit Größe ertrug. Der wilde Sciarra faßte ihn beim Arm, zog ihn vom Thron herab und wollte ihm den Degen in die Brust stoßen: Nogaret hielt ihn mit Gewalt zurück. Die Wut, die Aufregung, die Angst und Verzweiflung waren grenzenlos; doch die Besonnenheit siegte endlich über die Leidenschaft. In enger Haft, bewacht von Raynald von Supino, wurde Bonifatius im Palast eingeschlossen, während Soldknechte wie Bürger seine unermeßlich geglaubten Schätze, die Kathedrale und auch die Häuser der Nepoten plünderten.

Dies fast rätselhafte Gelingen des Überfalls bewies, wie haltlos der Papst in seinem eignen Lande geworden war; seine Vaterstadt gab ihn einer feindlichen Rotte preis, die außer Nogaret und ein paar französischen Dienstleuten nur aus Italienern bestand. „O elendes Anagni," so rief ein Jahr später der ohnmächtige Nachfolger von Bonifatius aus, „daß du solches in dir geschehen ließest! Kein Tau noch Regen falle auf dich; er falle auf andre Berge und gehe dir vorüber, weil unter deinen Augen und obwohl du ihn schützen konntest, der Held gefallen und der mit Kraft Gegürtete überwältigt ist."

Drei Tage lang harrte Bonifatius, aus Schmerz oder Argwohn die Nahrung zurückweisend, unter den Schwertern seiner Feinde aus, und diese schienen nicht zu wissen, was sie tun sollten, da ihr Gefangener mit Todesverachtung sich weigerte, ihren Forderungen nachzugeben. Bald aber erfolgte ein Umschlag zu seinen Gunsten. Denn auf die Kunde des Vorfalles griffen die Freunde der Gaetani in der Campagna zu den Waffen, während die vom Papst und seinen Nepoten vergewaltigten Barone Latiums ihre jenen verkauften Ortschaften wieder zu besetzen suchten. In der Stadt Rom, welche die Verschworenen nicht für sich hatten gewinnen können, obwohl sie von unbeschreiblichem Tumulte erfüllt war, empfanden besonnene Bürger die dem Papst angetane Schmach. Am Montag, den 10. September, erschien der Kardinal Lucas Fieschi in Anagni, durchschritt die Straßen und rief das schon reuige Volk auf, den Frevel zu rächen. Man antwortete mit dem Geschrei: „Tod den Verrätern!"

und dieselbe Menge, welche Bonifatius so schimpflich verlassen hatte, stürmte jetzt wutentbrannt den Palast, wo er gefangen saß; man riß die Fahne Frankreichs herab und befreite die Eingekerkerten; Nogaret und Sciarra entwichen nach Ferentino.

Der zu spät Gerettete redete von den Stufen des Palasts zum Volk; in einem Augenblick großmütiger Rührung vergab er allen denen, die ihn mißhandelt hatten. Er verließ seine undankbare Vaterstadt am Freitag, den 14. September, geleitet von Gewaffneten, um sich nach Rom zu begeben. Man erzählt, daß die Colonna noch unterwegs einen Überfall versuchten, aber abgeschlagen wurden. Rom sandte Hilfe; wenn indes nur 400 Reiter Bonifatius entgegenkamen, so mag dies zeigen, wie kühl die Stimmung in der Stadt war; der Kardinal Matheus und Jakob Orsini führten jene Schar, vielleicht weniger um dem Papst beizustehen, als um sich seiner zu bemächtigen. Denn die Orsini hatten jetzt die Gewalt in Rom, wo sie auch den Senat besetzten. Als Bonifatius nach dreitägiger Fahrt Rom erreichte, empfing ihn das Volk mit Beweisen von Ehrfurcht; er nächtigte im Lateran, wo er zwei Tage blieb; dann zog er in Prozession nach dem S. Peter, und der verzweifelte Greis schloß sich in die Gemächer des Vatikan ein.

Seine Aufregung kam dem Wahnsinn nahe; Rache war sein quälender Gedanke; er wollte ein großes Konzil ausschreiben, den König Philipp zu vernichten, wie Innocenz IV. einst Friedrich II. durch ein Konzil gestürzt hatte. Doch seit seiner Demütigung war er nur noch eine Schattengestalt, die niemand mehr fürchtete. Seine Umgebung betrachtete er mit wachsendem Argwohn; wenn er gezwungen war, dem Kardinal Napoleon, den man als Mitverschworenen bezeichnete, zu verzeihen, so lehrt dies, daß er seine Freiheit verloren hatte. Die Orsini bewachten ihn mit Argusaugen und fingen an, ihm Gesetze vorzuschreiben; sie hielten die Engelsburg wie den Borgo mit Bewaffneten angefüllt. Von der Verzweiflung des Papstes fürchteten sie Exzesse, oder sie waren undankbar genug, aus seinem Unglücke Vorteil zu ziehen. Die Stadt Rom befand sich in tiefer Aufregung und in

zwei Parteien für und wider den Papst, für und wider Orsini und Colonna geteilt. Die Senatoren, unfähig die Ordnung aufrecht zu halten, legten ihr Amt in die Hände des Volks zurück. Bonifatius rief Karl von Neapel zu Hilfe; aber die Orsini unterdrückten sein Schreiben; er verlangte nach dem Lateran zu gehen, wo in dem dortigen Stadtviertel die Anibaldi mächtig waren, ein Geschlecht, welches die Orsini haßte und die Colonna nicht liebte; sie widersetzten sich seinem Auszuge aus dem Vatikan, und er sah, daß er der Gefangene der Orsini sei.

Die Tage, welche der unglückliche Greis im Vatikan hinlebte, waren über alles Maß furchtbar. Wilder Schmerz um seine Mißhandlung, das Gefühl der Ohnmacht, Mißtrauen, Furcht, Rache, freundlose Einsamkeit bestürmten sein leidenschaftliches Gemüt. In jenen dunkeln Stunden stand der Schatten vom Turm Fumone vor seinem aufgeregten Geist. Wenn ein so hochgemuteter Mensch in der erschütternden Reaktion gegen seinen Zustand außer sich geriet und in Wahnsinn fiel, so war dies naturgemäß. Man erzählte, daß er sich in sein Gemach verschloß, die Nahrung verweigerte, in Tobsucht fiel, sein Haupt gegen die Mauer stieß und endlich auf seinem Bette tot gefunden ward. Die Feinde Bonifatius' VIII. gefielen sich darin, sein Ende in den grellsten Farben auszumalen, und gemäßigte Gegner sahen in seinem Fall das Gottesurteil über den Hochmut der Mächtigen. Ein päpstlicher Geschichtschreiber, welcher wohl in Rom war, als Bonifatius starb, sagt dies: „Am 35. Tage nach seiner Gefangennahme starb er; sein Geist war außer sich; er glaubte, daß jeder, der zu ihm kam, ihn gefangen nähme." Diese einfachen Worte enthalten ein richtigeres Maß von Wahrheit als die dramatischen Schilderungen anderer Erzähler. Bonifatius VIII. starb, 86 Jahre alt, am 11. Oktober 1303 und wurde in einer vatikanischen Gruftkapelle beigesetzt, die er sich selbst erbaut hatte. Sein Antlitz war noch im Tode majestätisch.

Selten hat ein Papst so viele Feinde, so wenige Freunde gehabt; selten haben sich über einen andern Mitwelt und Nachwelt gleich heftig ausgesprochen. Wenn auch Parteileidenschaft das Urteil gefärbt hat, so steht doch im

ganzen die Ansicht über ihn fest: Bonifatius VIII. war ein sehr begabter Mensch von despotischer Art. Jede wahrhaft geistliche Tugend fehlte ihm; ein jähzorniges Wesen, gewaltsam, treulos, gewissenlos, unerbittlich, nach dem Pomp und den Schätzen der Welt begierig, erfüllt von Ehrgeiz und irdischer Herrschsucht. Schon seine Zeitgenossen nannten ihn „den hochherzigen Sünder", und treffender läßt er sich nicht bezeichnen. Der Zeitgeist stürzte ihn, wie er Friedrich II. gestürzt hatte. Er strebte nach einem schon phantastisch gewordenen Ziel; er war der letzte Papst, welcher den Gedanken der weltbeherrschenden Hierarchie so kühn aufgefaßt hat wie Gregor VII. und Innocenz III. Diesen Gipfel des Papsttums aber konnte er nicht behaupten. Die Szene in Anagni, so enge und klein im Vergleich mit den früheren Kämpfen der Kirche wider das Reich, ist ein solches Schlachtfeld in der Geschichte der Päpste, wie es Benevent oder Tagliacozzo in der Geschichte des Reiches war, wo mit geringen Mitteln unter kleineren Verhältnissen das Resultat langer Prozesse gezogen wurde. Das Grab Bonifatius' VIII. ist der Denkstein des mittelalterlichen Papsttums, welches von den Mächten der Zeit mit ihm selbst begraben ward. Man kann es noch in den Grotten des Vatikan sehen, wo die steinerne Gestalt dieses Papstes auf dem Sarkophage liegt, die zwiefach gekrönte Tiara auf dem Haupt, mit einem Antlitz streng und schön und von königlicher Miene.

An der Bahre Bonifatius' VIII. standen die Kardinäle, auch wenn sie den Lebenden gehaßt hatten, erschüttert und tief nachdenklich über den Sturz der päpstlichen Macht, welchen dieser Tote ihnen darstellte. Die Stadt war in Waffen; die Freunde der Colonna blickten wieder den Orsini herausfordernd ins Angesicht, und die Verhältnisse der Parteien änderten sich mit einem Schlage. Durch die Porta Maggiore rückten Neapolitaner ein; denn Karl II. kam, von den letzten Vorgängen herbeigerufen, nebst seinen Söhnen Robert und Philipp mit Truppenmacht, gerade am Tage,

da Bonifatius starb; selbst Friedrich von Sizilien hatte Schiffe nach Ostia geschickt, als er von der Not des Papstes hörte. Der König von Neapel wollte die Neuwahl beherrschen. Die Kardinäle vereinigten sich indes im S. Peter und wählten hier ohne Kampf einen gemäßigten Mann, den Kardinalbischof von Ostia, schon am 22. Oktober zum Papst. Er stieg am 1. November auf den Heiligen Stuhl.

Die kurze Regierung Benedikts XI. erweckt den tiefsten Anteil, weil sie den Übergang zur avignonischen Periode bildet. Er selbst würde als ein Mann der Versöhnung neben Bonifatius VIII. so schön dastehen, wie Gregor X. neben Clemens IV., wenn sein sanftmütiges Wesen der Ausdruck ruhiger Kraft, nicht furchtsamer Schwäche gewesen wäre. Bonifatius VIII. selbst hatte ihn zum Kardinal gemacht, und wir sahen ihn pflichtgetreu in Anagni neben seinem Wohltäter ausharren, als andere Kardinäle diesen verlassen hatten. Was sollte in so verzweifelter Lage der neue Papst tun? Durfte er aus der kalten Hand seines Vorgängers die Waffe nehmen, um sie von neuem gegen dessen siegreiche Feinde zu schleudern? Die Völker — dies hatten Sizilien und Frankreich gezeigt — verachteten schon das geistliche Schwert; die Blitze des Lateran zündeten nicht mehr. Der Überfall in Anagni und die geringe Bewegung, welche er in Italien hervorrief, machten eine aufregende Gewißheit klar: daß alle jene guelfischen Grundlagen der päpstlichen Macht verwittert waren, daß diese im italienischen Volk ihren Halt verloren hatte. Das Papsttum, welches die Kaisergewalt zu zerstören vermochte, hatte sich Italien entfremdet und stand wie in der Luft. Die hilflose Einsamkeit Benedikts XI. in jenen Tagen der Enttäuschung muß in Wahrheit schrecklich gewesen sein.

Dem Könige Frankreichs gegenüber sah er sich ohne Verbündete und wehrlos; das deutsche Reich besaß weder die Kraft mehr, noch am wenigsten den Willen, das geschwächte Papsttum mit den Waffen wieder aufzurichten. Zum erstenmal hatte sich eine ganze Nation in allen ihren Ständen gegen die Forderungen eines Papstes erhoben, und dieser Widerstand war unbesiegbar. Benedikt XI.

vermochte nichts, als sich schnell zurückzuziehen; er war es, nicht Bonifatius VIII., welcher das Papsttum von der weltlichen Macht überwunden bekannte. Es kapitulierte, wie eine erstürmte Burg. Diese Wandlung in der Zeit ist aufregend, wie der Anblick jeder wahrhaften Größe, welche in ihr vergeht. Zwar mußte Benedikt etwas tun, um den Schimpf zu strafen, den die Kirche erfahren hatte, doch er tat dies ohne Nachdruck und zögernd. Er erhob am 6. November Prozeß gegen die Räuber des Kirchenschatzes in Anagni und forderte die Rückgabe des Raubes. Es ist nicht bekannt, ob dies irgend Erfolg hatte. Die Colonnesen, deren manche schon triumphierend in die Stadt gekommen waren, begehrten die Tilgung des ihnen von Bonifatius angetanen Unrechts; der Papst sprach sie am 23. Dezember, mit Ausnahme Sciarras, vom Banne los, setzte sie in ihre Familiengüter ein und gab ihnen Palestrina wieder, obwohl mit dem Verbot, diese Stadt ohne seine Erlaubnis neu aufzubauen. Die Kardinäle Jakob und Peter, aus ihrem Versteck bei Perugia und in Padua zurückgekehrt, verlangten die Herstellung ihrer Würde und riefen, als ihnen der Papst dies abschlug, von neuem den Schutz des Königs von Frankreich an.

Philipp selbst erlangte ohne Mühe die Aufhebung der Maßregeln Bonifatius' VIII., denn Benedikt war sogar gezwungen, ihm damit entgegenzukommen. Der König, welcher seinen Anteil an dem Frevel in Anagni leugnete, stellte die Forderungen des Siegers an den Besiegten. Statt daß der Papst den Prozeß gegen ihn fortsetzte, drohte Philipp gegen den toten Bonifatius ihn fortzuführen; die Stimme Frankreichs verlangte ein Konzil wie die Verurteilung aller Handlungen jenes Papstes, und Benedikt beugte einer offenen Niederlage vor, indem er, ohne die Gesandtschaft Philipps abzuwarten, alle Sentenzen zurücknahm, die Bonifatius über das königliche Haus und Frankreich verhängt hatte. Die Bullen vom 13. Mai 1304, in welchen er die Akte seines Vorgängers aufhob, um Frankreich mit der Kirche wieder auszusöhnen, waren die Todesurteile des politischen Papsttums überhaupt. Sie bezeichnen den Rückzug desselben aus der

weltgebietenden Stellung und den Wendekreis seiner Geschichte.

Benedikt XI., bedrängt von den Faktionen der Gaetani und Colonna und von den Orsini beherrscht, genoß in Rom keines ruhigen Augenblicks. Kaum waren die Colonna in ihre bürgerlichen Rechte wieder eingesetzt, so erschienen sie Schadenersatz fordernd auf dem Kapitol, wo Gentile Orsini und Luca Savelli Senatoren waren. Benedikt, von niemand gefürchtet, alle fürchtend, wünschte seinen Sitz irgendwo in Sicherheit zu nehmen; er verließ Rom nach dem Osterfest, ging nach Montefiascone, nach Orvieto, nach Perugia. Erst hier in der Hauptstadt des guelfischen Umbriens faßte er den Mut, mit einem Prozeß gegen alle diejenigen hervorzutreten, welche an dem Überfalle in Anagni teilgenommen hatten. Er sprach über Nogaret, Raynald von Supino, Sciarra Colonna und eine Reihe anderer den Bannfluch aus und lud sie vor sein Tribunal. Dies erregte einen Sturm unter den Schuldigen, welche ihre Freveltat mit Bonifatius begraben glaubten. Auch Philipp der Schöne, den die Stimme der Welt und der Abscheu Benedikts still oder laut als den Urheber des Sturzes jenes Papstes bezeichneten, wurde von der Bulle schweigend mit betroffen. Am 7. Juni veröffentlichte Benedikt dies Dekret; am Anfang des Juli war er tot. Man sagt, daß er in Feigen vergiftet wurde; doch das ist sicherlich Erdichtung. Benedikt XI., zwischen den Pflichten, die Kirche durch Nachgiebigkeit zu retten und zugleich ihre Ehre zu wahren, vom Gefühl seiner Ohnmacht erdrückt, starb in Perugia als der letzte italienische Papst vor einer Reihe von Franzosen. Hinter seinem Grabe liegt Avignon.

Die Kardinäle versammelten sich schon am 10. Juli, das Dekret Gregors X. nicht achtend, im erzbischöflichen Palast Perugias zur schwierigsten der Wahlen. Sie blieb fast ein Jahr lang streitig. Zwei Parteien spalteten das Kollegium, die italienische unter Matheus Orsini und Franzesco Gaetani; die französische unter Napoleon Orsini und Nikolaus von Prato. Napoleon war einer der mächtigsten Männer der Kirche und unermeßlich reich; Sohn Rinaldos, Enkel des berühmten Senators Matheus

Rubeus, Kardinal seit 1288. Seine ghibellinische Richtung hatte er längst kundgegeben, und man wagte sogar ihm nachzusagen, daß er mit dem französischen Kardinal Le Moine vereint dem unglücklichen Benedikt Gift habe mischen lassen. Im Hintergrunde dieses Konklave stand König Philipp, begierig einen Papst durchzusetzen, der sich seinem Willen unterwarf. Während die Kardinäle in Perugia haderten, war Rom und Latium vom wilden Faktionskriege voll. Die Nepoten Bonifatius' VIII. zogen mit katalanischen Söldnern in der Campagna umher, Rachekrieg führend gegen die Barone, welche den Sturz ihres Oheims herbeigeführt hatten. Die Colonna kämpften zugleich gegen sie und die Orsini, weil sich dies Geschlecht in Besitz von manchen ihrer Güter gesetzt hatte; sie erschienen wiederholt klagend vor dem Senat, und dieser dekretierte, daß die Colonna wieder herzustellen seien, weil ihre Verfolgung das Werk des Hasses und der Bosheit Bonifatius' VIII. gewesen sei; er vernichtete alle Verleihungen colonnischer Güter durch jenen Papst und verurteilte Petrus Gaetani wie dessen Söhne in den Schadenersatz von 100000 Goldgulden. Aber die Gaetani wehrten sich als tapfere Männer; dies Nepotengeschlecht blieb auch nach dem Sturze seines Oheims mächtig; es besaß in der Stadt den Turm der Milizen, vor dem appischen Tor das feste Grabmal der Metella; seine Vasallen standen in 19 Kastellen Latiums in Waffen und in vielen Schlössern bei Viterbo und im Patrimonium; es hatte in Toskana große Lehen, im Königreich Neapel die Grafschaften Caserta und Fundi mit 32 Kastellen. Der Rachekrieg zwischen Gaetani und Colonna wütete daher noch lange fort, bis der König Robert von Neapel Frieden unter ihnen stiftete.

Unterdes wurde zu Perugia ein Kompromiß gemacht: indem die italienisch gesinnten Kardinäle drei Wahlkandidaten von jenseits der Berge aufstellten, sollte die französische Faktion einen davon innerhalb 40 Tagen zum Papst erwählen. Drei Franzosen, Anhänger Bonifatius' VIII. und Gegner Philipps, kamen auf die Wahlliste, worauf die französische Partei heimlich dem Könige meldete, daß sie Bertrand de Got, Erzbischof von Bordeaux, wählen wolle. Der König eilte ihn aufzusuchen; der ehr-

geizige Prälat verständigte sich mit ihm. Am 5. Juni riefen ihn die Kardinäle zum Papst aus. Es ist ungewiß, ob die Wähler dem französischen Kandidaten die Verpflichtung auflegten, nach Italien zu kommen. Vielleicht stellte sich damals noch niemand vor, daß die Wahl eines Franzosen gleichbedeutend sei mit der Auslieferung des Papsttums an Frankreich.

Bertrand de Got war der Sohn eines Edelmanns aus Villandraut in der Gascogne. Er hatte in Orleans und Bologna studiert und war im Jahre 1299 von Bonifatius VIII. zum Erzbischof von Bordeaux gemacht worden; da diese Stadt im Jahre 1303 sich dem Könige Englands unterworfen hatte, so stand auch ihr Erzbischof nicht in direkter Abhängigkeit des französischen Monarchen. Dies und die bisherige Selbständigkeit Bertrands gegenüber Philipp, wider dessen Verbot an alle französischen Prälaten er zum Oktoberkonzil des Jahres 1302 nach Rom gegangen war, mochte nicht ohne Einfluß auf seine Wähler gewesen sein. Aber sie täuschten sich, denn Bertrand war zum französischen Könige in freundliche Beziehungen getreten, und aus Begierde nach dem Papsttum ergab er sich ganz dem Willen Philipps, der allein ihm den Besitz der Tiara sichern konnte.

Statt nach Rom zu eilen, forderte der Gewählte seine Wähler auf, nach Frankreich zu kommen; sie vernahmen das mit Staunen; der überlistete Matheus Orsini sagte voll Ahnung voraus, daß der Heilige Stuhl für lange Zeit in Frankreich bleiben werde; am 4. September 1305 starb er in Perugia. Am 14. November 1305 wurde Bertrand in St. Just zu Lyon als Clemens V. zum Papst gekrönt im Beisein des Königs Karl von Valois, des Herzogs Johann von der Bretagne und vieler französischer Großen. Bei der Krönungsprozession ereignete sich ein seltsames Unglück; eine Mauer fiel auf den Papst nieder; er stürzte vom Pferde; seine Krone rollte im Staube; ein prächtiger Karfunkel, ihr schönster Schmuck, verlor sich; zwölf Barone seines Gefolges wurden zerschmettert, Valois stark beschädigt, und der Herzog der Bretagne starb sogar infolge seiner Wunden. Das Volk weissagte Unheil und finstere Zeiten.

Die kühnsten Träume des französischen Monarchen waren jetzt erreicht: ein williger Papst, dem er selbst die Tiara gegeben hatte, ein Franzose, war in Frankreich nach nur zwei Jahren der Nachfolger des gemißhandelten Bonifatius VIII. Er hielt ihn dort fest. So rächte sich die gegen Bonifazius von seinen eigenen Landsleuten verübte Schmach an Rom und Italien. Die Stellung des Papsttums hier war erschüttert und ohne jede Stütze; kein deutscher Kaiser schirmte es mehr; an seine Stelle war die Macht des französischen Königs getreten, in dessen Arme sich der Papst werfen mußte. Clemens V. schlug seinen Sitz abwechselnd in Lyon und Bordeaux auf und zog dann nach Avignon, wo die Päpste lange Zeit wohnen blieben, während die Weltstadt Rom, kaiserlos und papstlos, unter den Trümmern ihrer zwiefachen Größe in das tiefste Elend heruntersank.

Der Beginn des 14. Jahrhunderts und das avignonesische Exil

Die Geschichte des 14. Jahrhunderts stellt den Verfall des Mittelalters in seinen feudalen und hierarchischen Einrichtungen dar. Die beiden Weltformen, die Kirche und das Reich, Schöpfungen der lateinischen Idee von der menschlichen Gesellschaft als Universalmonarchie, erscheinen bereits in ganz veränderten Verhältnissen, zusammengeschwunden und vom Untergange bedroht. Das alte germanisch-römische Reich war schon mit den Hohenstaufen gefallen, in die Vasallenschaft der Kirche geraten und aus Italien hinausgedrängt. Aber kaum war dies geschehen, als auch die alte hierarchische Kirche ein gleiches Schicksal erlitt. Auch die Päpste verließen Italien, im Beginne des 14. Jahrhunderts. Sie gerieten als Franzosen in die Dienstbarkeit Frankreichs und wurden ihrer weltgebietenden Macht beraubt.

Auf das Exil in Avignon folgte das Schisma, dann ein Völkerkonzil, endlich die Reformation.

Als der Riesenkampf des Mittelalters zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt ausgekämpft war, blieb den

Päpsten keine Aufgabe mehr von allgemeiner Bedeutung für die europäische Welt. Die absolute Herrschaft, welche sie im 13. Jahrhundert errungen hatten, wendeten sie selbstzerstörend gegen sich und die Kirche. Sie verderbten diese durch zahllose Mißbräuche. Da sie nur durch den Gegensatz zum Reich ihre große Weltstellung erlangt hatten, riefen sie unter dem Schutze Frankreichs selbst noch in ihrer Ohnmacht zu Avignon den alten Kampf wieder hervor. Aber ihrer Herausforderung antwortete der reformatorische Geist des Abendlandes. Kühne Denker bestritten jetzt nicht nur wie die Hohenstaufen die weltliche, sondern auch die geistliche Jurisdiktion des Papsts. Die Ketzerei erschien sodann in der evangelischen Gestalt des Wicklef und Huß. Der Glaube ward vom Wissen getrennt. Gereift durch die rastlose Arbeit des Gedankens drohten die Völker aus dem morsch gewordenen Rahmen der katholischen Kirche zu fallen, wie sie die Fessel des katholischen Reichs zersprengt hatten. Die Lehre der Ghibellinen erneuerte in ihrer philosophischen Weltanschauung die Reichsidee und Kaisermonarchie. Deutschland sprach die Unabhängigkeit seines Reichs vom römischen Papsttum aus, und der germanische Geist deutete seine kommende Trennung von Rom in Staat und Kirche an.

Der ghibellinische Gedanke, feudal imperialistisch, siegte, von seinem Ursprunge gereinigt und philosophisch gemacht, im 14. Jahrhundert über den guelfischen, insofern dies bürgerlich lateinische Prinzip auch ein römisch kirchliches war. Die Guelfen hatten für die bürgerliche und nationale Freiheit, in zweiter Linie für die katholische Kirche gestritten und die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Gewalt im Kaiser gehindert. Jetzt bekämpften die Ghibellinen die Vereinigung der beiden Gewalten im Papst. Ihre Staatsphilosophie erhob sich seit Dante zur Macht kritischer Wissenschaft. Wie ein wachsender Strom fließt der ghibellinische Geist mächtig fort und mündet in der deutschen Reformation, während der guelfische, immer mehr auf örtliche Verhältnisse beschränkt, in den Katholizismus überhaupt zurücktritt.

Der Kampf dieser beiden Parteien füllt noch einige Zeit die Geschichte Italiens aus, aber in so entstellter Form,

daß sein geistiger Inhalt kaum noch kenntlich ist. Dies Mutterland der abendländischen Kultur geriet in die augenscheinliche Gefahr, abzusterben wie Hellas und Byzanz. Auf seinem Boden waren die großen Ordnungen des Mittelalters erwachsen. Aber welche Aufgabe blieb jetzt für Italien übrig, da die alte Kirche und das alte Reich in Trümmer gingen und Papst und Kaiser es zugleich verließen? Nichts, so schien es, als der Zerstörungskampf jener beiden Faktionen, der Überreste von Kirche und Reich. Ohne Nationalverfassung, ein chaotisches Kampfgewühl von Städten und Tyrannen, von Adel und Volk, sah dies zerrissene Land den Fall der mittelalterlichen Ordnung mit ähnlicher Bestürzung wie vor Zeiten den Fall des ersten Reichs, und es ahnte als unausbleibliche Folge, wie damals, die Fremdherrschaft. Italien, das ganz erschöpfte Schlachtfeld des Krieges zwischen Kirche und Reich, rief in seiner Verlassenheit nach der Rückkehr des Kaisers und des Papsts, die ihm den Frieden wiedergeben und die Wunden heilen sollten, welche ihm die Parteiwut geschlagen hatte. Nicht Papst noch Kaiser fanden das Heilmittel: aber das Genie der Italiener entdeckte die Versöhnung der Parteien in einem höheren geistigen Medium. In der wiederbelebten klassischen Bildung wurden die Faktionen der Guelfen uud Ghibellinen, der Kirche und des Reichs, als für die Nation fortan gleichgültig, aufgelöst.

Die Erneuerung der antiken Kultur war die größte Nationaltat der Italiener: sie rettete sie vor dem Schicksale Griechenlands, sie gab ihnen die dritte, geistige Herrschaft über Europa. Aber zum Unglück vermochten sie nicht mit dieser literarischen und künstlerischen Wiedergeburt auch den Nationalstaat zu erschaffen, und deshalb hat Italien dem Schicksal der Fremdherrschaft auch zum zweiten Male nicht entgehen können.

Die neuklassiche Bildung nahm ihren Sitz in Florenz, dem ersten modernen Staat und dem wahren Vertreter des italienischen Nationalgeistes seit dem 14. Jahrhundert. Florenz löste Mailand ab, die Stadt vom höchsten nationalen Range im 12., und Bologna, den Herd der italienischen Wissenschaft im 13. Säkulum. Es verdunkelte auch

Rom. Rom im 14. Jahrhundert ist kaum mehr als ein ehrwürdiger Name und Titel, eine im Staub begrabene Urkunde, worauf die Rechte der Weltherrschaft geschrieben stehen. Die tragische Einsamkeit der Stadt in der avignonischen Zeit machte sie wieder zum Gegenstand der Pietät des Menschengeschlechts, und ihre Leiden waren so groß, daß sie im Vorstellen der Nachwelt fast zur Mythe geworden sind. Die Hauptstadt der christlichen Welt, aus der die kosmopolitischen Ideen der Kirche und des Reichs und die ganze Bildung des Abendlandes ausgegangen waren, sah sich in Gefahr, in Vergessenheit unterzugehen wie ein Tempel, in welchem Gottesdienst und Priestertum erloschen sind. Das verlassene Rom forderte gerade in der avignonischen Epoche, man darf sagen aus Verzweiflung, seine Ewigkeit und universale Bedeutung zurück, und es erhob sich zu dem kühnsten Anspruch seines Daseins im Mittelalter. Vom Kapitol aus wollte Rom das antike Reichsideal wieder erneuern, die Völker noch einmal in einer allgemeinen Monarchie um sich versammeln und zugleich dem zerrissenen Italien die politische Nationalverfassung geben. Die Idee war nicht ghibellinisch noch guelfisch; sie war römisch munizipal. Wir werden sehen, wie sich dieser klassiche Traum aus den Ruinen der Stadt erhob und dann für immer in sie zurücksank.

Doch gelang den Römern eins während der Abwesenheit der Päpste; sie bildeten ihr Gemeinwesen selbständiger aus und behaupteten ihren demokratischen Staat. Wie in Florenz und den meisten Freistädten Italiens, wurde auch in Rom der alte Geschlechteradel gebrochen und aus der Republik ausgeschlossen, so daß das Bürgertum mit seinen Zünften alleinherrschend wurde. Jedoch der Sturz der Aristokratie ließ in den Städten einen empfindlichen Verlust kriegerischer, staatsmännischer und grundwirtschaftlicher Kraft zurück. Die Freiheit des Bürgertums ging bald durch die Demagogie unter; Tyrannen wurden Erbfürsten; und der allgemeine Verfall der feudalen Einrichtungen trug mit dazu bei, Italien so wehrlos zu machen, daß dies Land einen zweiten Einbruch der Barbaren erlitt in der Form des heimatlos wandernden Soldatentums, wie ähnliches beim Zusammensturz des altrömischen

21*

Reichs geschehen war. Florenz, durch bürgerliche Arbeitskraft und geistiges Leben stark und vorzugsweise mit politischem Genie begabt, vermochte seine Freiheit noch lange zu behaupten, ehe sich ihr fürstlicher Erbe einfand. Doch für Rom stand dieser Erbe schon seit Jahrhunderten bereit. Er erntete die Früchte der Zerstörung des Geschlechteradels. Als der Papst aus Avignon zurückkehrte, fand er den demokratischen Staat des Volkstribun, der Dreizehnmänner und der Bannerführer bereits erschöpft und sterbend. Als sodann der Römer Martin V. aus dem Schisma nach Rom heimkam und hier den heiligen Stuhl für die Dauer aufrichtete, war die Stadt, eben erst eine Beute kühner Soldbanden-Generale, zur päpstlichen Herrschaft herangereift. Die klassischen Träume von der weltgebietenden Majestät des römischen Volks und Senats machten dem Bedürfnis der Ordnung und des Alltagswohles Platz, und die munizipale Unabhängigkeit des Kapitols ergab sich nach einigen krampfhaften Protesten und Erinnerungen in die Gebote der päpstlichen Herrn.

Noch hofften die Römer ihren Papst und Bischof in seinem rechtmäßigen Sitz, dem Lateran, erscheinen zu sehen. Noch dachte niemand ernstlich an die lange Dauer des päpstlichen Exils. Jedoch der Gascogner Clemens V., des Sklave Frankreichs, erschien nimmer in Rom. Der König bedrohte ihn fortdauernd mit der Durchführung des Prozesses gegen Bonifatius VIII., und um das Papsttum vor dieser Erniedrigung zu retten, ergab sich Clemens dem Willen Philipps. Er überließ die Stadt der Apostel seinen Vikaren, und seinen Legaten die Beruhigung Italiens. Zu namenloser Bestürzung der Römer beschloß Clemens sogar die förmliche Übersiedlung der Kurie nach Avignon, im Jahre 1308. Diese Stadt gehörte dem Könige von Neapel als Grafen der Provence und zugleich dem Reich. Indem nun der Papst dort Wohnung nahm, begab er sich in den Schutz eines Fürsten, welcher Vasall der Kirche war. Er besaß außerdem in der Nähe Avignons bereits die Grafschaft

Venaissin, welche Raimond von Toulouse im Jahre 1228 der römischen Kirche hatte abtreten müssen. Die Wahl seines Wohnsitzes an den Rhoneufern war daher die beste, die der Papst außerhalb Italiens treffen konnte, da auch die Nähe von Marseille eine schnelle Verbindung mit jenem Lande möglich machte.

Die Auswanderung der Kurie, die ungewisse Zukunft und die Parteikämpfe erzeugen die düsterste Stimmung in der Stadt. Nachts am 6. Mai 1308 ging durch unglücklichen Zufall die lateranische Kirche in Flammen auf. Ihre schönen antiken Säulenreihen und zahlreiche Monumente, welche diesen Tempel zu einem Museum römischer Geschichte machten, wurden dadurch zerstört. Der Untergang der heiligen Mutterkirche der Christenheit schien, wie schon einmal zur Zeit Stefans VI., ein furchtbares Strafgericht anzukünden. Prozessionen durchzogen wehklagend die bestürzte Stadt; die Waffen ruhten, Feinde versöhnten sich; man erhob sich sodann in frommem Eifer, den Schutt fortzuräumen und Geldmittel beizusteuern. Der Papst setzte eine Kongregation von Kardinälen für den Wiederaufbau der Kirche ein, welcher mit Leidenschaft betrieben, doch erst unter seinem Nachfolger vollendet wurde.

Abergläubische Furcht vor den Drohungen des Himmels hat nach schneller Aufregung niemals eine moralische Spur zurückgelassen. Die Römer vergaßen bald ihre frommen Gelübde; die todfeindlichen Geschlechter, Colonna und Orsini, setzten ihre Familienkriege wütend fort. Die Abwesenheit des Papsts machte den Adel zügelloser als je; denn diese Erbgeschlechter dünkten sich jetzt Herren im herrenlosen Rom. Ihre Soldknechte lagerten auf allen Wegen; Reisende und Pilger wurden ausgeplündert; die Stätten der Andacht blieben leer. Alle Verhältnisse in der Stadt verkleinerten sich. Man sah keine Fürsten, Herren und Gesandten fremder Mächte mehr erscheinen; nur selten kam ein Kardinal als augenblicklicher Legat, froh die unheimliche Stadt so bald als möglich zu verlassen. Vikare ersetzten die von ihren Titelkirchen abwesenden Kardinäle, während den Papst selbst ein Bischof der Nachbarschaft als Schattenbild im Vatikan vertrat.

Dantes Reichsideal

Das Ideal der römischen Weltmonarchie erwachte noch einmal in dem schwärmerischen Sinne eines deutschen Königs, Heinrichs VII., den die Geschichte darüber nicht belehrt hatte, daß der Versuch, jenes alte Reich, ja nur die politisch-feudale Verbindung beider Länder herzustellen, keinen praktischen Erfolg mehr haben könne. Jedoch den Ansichten Heinrichs gab Italien selbst den Inhalt und die Richtung. Die Ghibellinen dieses Landes riefen ihn dringend herbei, und die ausgezeichnetsten Geister desselben kamen ihm mit einem Enthusiasmus für die Kaisermonarchie entgegen, welcher auch den besonnensten Staatsmann hätte täuschen müssen.

Am Anfange des 14. Jahrhunderts war der Zustand Italiens für die Italiener unerträglich geworden. Guelfen und Ghibellinen zerrissen alle Städte von den Alpen bis zu den Grenzen Neapels; Anarchie, Bürgerkrieg, Exil überall; die freien Republiken in beständiger Umwälzung, in ewigem Parteikampf oder im Kriege mit Städten und Dynasten; die alten Eidgenossenschaften aufgelöst; nur vereinzelte und augenblickliche Bündnisse; die Feudalherren des vorigen Jahrhunderts als Tyrannen Städte bewältigend, bald vom Reich, bald vom Papst den Titel eines Vikars sich erkaufend: kurz, ein Wirrsal zersplitterter Nationalkraft, welchem Ausdruck zu geben die Geschichtschreibung unfähig ist. Über diesem politischen Chaos schwebten jene beiden alten Dämonen der Guelfen- und der Ghibellinenpartei. Vorteil oder Erbschaft oder ein augenblickliches Verhältnis bestimmten die Wahl der Parteidevise, und der Faktionsname selbst hatte oft kaum ein politisches Prinzip zum Inhalt. Aber das Programm der ghibellinischen Staatsmänner war in dieser Zeit das einfachere und am bestimmtesten ausgeprägte; ihre Partei, welche aus der Feudalität des Reiches stammte, suchte die Ordnung Italiens unter der Autorität der legitimen Kaiser deutscher Nation. Der ghibellinische Gedanke war der des historischen Rechts. Dagegen war bei den Guelfen der Begriff der Nationalunabhängigkeit in keinem staat-

lichen System dargelegt, die katholische Idee eines allgemeinen italienischen Bundes unter der Hoheit des Papsts nicht ausgesprochen, und ihre Bestrebungen hatten außer dem Widerspruch gegen den deutschen Einfluß kein allgemeines politisches Ziel. Zugleich war ihr natürliches Haupt, der Papst, von Italien fern.

Der im Exil irrende Dante war der Prophet der ghibellinischen Stimmung. Seine Aufrufe, selbst manche Stellen seines Gedichts haben den Wert politischer Urkunden über den Geist jener merkwürdigen Zeit. Im Widerspruch zur Geschichte der Romfahrten, welche die Italiener seit Jahrhunderten als Einfälle der Barbaren verwünschten, sah Dante in den gesetzlich gewordenen Königen der Römer deutschen Stammes noch immer die von Gott berufenen Retter Italiens, deren heilige Pflicht es sei, das Reich diesseits der Alpen wiederherzustellen. Nichts beweist so klar die tiefe Verzweiflung des zerrissenen Landes als dies, daß sein edelster Bürger die Rückkehr der deutschen Kaiser mit Waffengewalt in sein eignes Vaterland begehrte. Die Italiener tadelten das als Überspannung ghibellinischer Parteileidenschaft, aber Dante träumte in seiner dichterisch-philosophischen Anschauung von einem Weltideal, an welches keine Parteiansicht hinanreichen konnte und worin auch die Abstammung des Kaisers gleichgültig war. Die Habsburger, welche Deutschland nicht verließen, enttäuschten ihn; er richtete zornige Anklagen gegen den Schatten des pflichtvergessenen Rudolf, und die Ermordung Albrechts erschien ihm als das Strafgericht des Himmels, der dessen Nachfolger an die versäumte Pflicht gemahne. Die Verse Dantes in jener weltberühmten Stelle des Fegefeuers, wo er die Begegnung Sordellos mit Virgil schildert, Dithyramben des patriotischen Schmerzes von der prophetischen Erhabenheit eines Jesaias, blieben für alle folgenden Jahrhunderte gültig und wie mit Flammenschrift über Italien hingeschrieben. Er rief Heinrich nach dem verwaisten Rom:

> Komm, sieh dein Rom, in Tränen für und für,
> Die Witwe, einsam, Tag und Nacht durchklagend:
> „Warum, mein Cäsar, bist du nicht bei mir?"

Das Ideal des römischen Reichs war durch die Anschauung der Jahrhunderte zu einem Dogma geworden, welchem die Einheit der kirchlichen Verfassung die stärkste Grundlage gab. Reich und Kirche erschienen im Vorstellen der Menschen als die zwei unterschiedenen, aber zusammengehörenden Formen, unter denen die christliche Welt überhaupt begriffen wurde. Die Reichsidee überdauerte daher den Fall der Hohenstaufen und die lange Epoche, wo kein deutscher Kaiser mehr gesehen ward. Weder der erbitterte Kampf zwischen dem Kaisertum und Priestertum, noch der immer stärkere Nationaltrieb selbständig werdender Völker vermochten bei Lateinern und Germanen jenes römische Weltideal auszulöschen, welches man das antik-christliche nennen darf. Dante hoffte weniger aus der Überzeugung des Politikers als des Philosophen, seinem Vaterlande durch die Größe des Kaisers die Einheit, den Frieden und den Ruhm vergangener Zeiten zurückzugeben, obwohl dieser Weltmonarch, wenn er geschaffen und gekrönt war, an wirklicher Macht jedem Könige nachstand und kaum für einen Tyrannen Oberitaliens furchtbar sein konnte. Sein Buch „von der Monarchie," die erste politische Schrift von Wichtigkeit seit Plato, Aristoteles und Cicero, war nicht erst durch die Romfahrt des Luxemburgers veranlaßt, aber wann immer es geschrieben sein mag, so spricht es doch jene ghibellinische Lehre aus, welche Heinrich VII. in Italien mit Begeisterung entgegen kam.

Die Schrift Dantes ist nicht das Programm einer Partei zu nennen, denn nur hochgebildeten Geistern konnte sie zugänglich sein. Sie ist auch nicht das Werk eines Staatsmannes, sondern eines philosophischen Denkers, der sich in die Abstraktionen der Schule vertieft und sein System nicht aus gegebenen Verhältnissen erbaut, sondern dogmatisch voraussetzt und aus allgemeinen Begriffen erklärt. Dante handelt auch nicht vom Staat, sondern vom Ideal der Weltrepublik. Er entwickelt mit scholastischer Methode drei Grundsätze: daß die Universalmonarchie, d. h. das Reich, zum Wohle der menschlichen Gesellschaft notwendig sei; daß die monarchische Gewalt, das eine unteilbare Imperium, rechtmäßig dem Römer-

volk und durch dieses dem Kaiser gehöre; endlich daß die Autorität des Kaisers unmittelbar von Gott und nicht, der Priesteransicht gemäß, vom Papst, dem Vikar Christi oder Gottes, herstamme. Die tiefsinnige Schrift ist der echte Ausdruck der Überzeugungen des Mittelalters und nur aus ihm auch für uns verständlich. Sie beruht zumal auf dem Dogma von der ununterbrochenen Fortdauer des Imperium. Man kann nur verhältnismäßig sagen, daß Dante dessen Wiederherstellung forderte; denn das Ausgehen des Reiches selbst war nach seiner Theorie so wenig denkbar wie das der menschlichen Gesellschaft überhaupt. Ob die Namen der Kaiser Augustus, Trajan oder Konstantin, ob Karl, Friedrich und Heinrich lauteten, ob sie Lateiner oder Germanen waren, dies änderte weder das Wesen noch die Fortdauer der römischen Monarchie, welche, älter als die Kirche, diese in sich aufgenommen hatte. Die Einheit des Universum war das feste Prinzip auch für die politische Welt der Ghibellinen. Für sie galt als die allein denkbare beste Weltordnung nur die Regierung des einen Kaisers, und diese Ansicht unterstützten sie nicht allein durch die geschichtliche Tatsache des römischen Reichs, sondern auch durch die christliche Idee. Wenn die Kirche, der Gottesstaat, nur eine war, mußte dann nicht das Reich, ihre bürgerliche Form, auch nur eins sein? Wenn es nur einen Hirten und eine Herde geben sollte, mußte dann nicht der Kaiser der allgemeine Völkerhirt im Weltlichen sein, wie es der Papst im Geistlichen war? Christus selbst, welcher alle weltliche Gerichtsbarkeit von sich wies, hatte sich dem Zivilgesetz unterworfen und gesagt: „Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist"; er hatte demnach den Kaiser als das allgemeine Haupt und den Gesetzgeber auf Erden vorausgesetzt.

Die Monarchie oder Kaisergewalt wurde nun von den Ghibellinen in demselben Maße verherrlicht und idealisiert, als das Papsttum in die zivilrechtliche Sphäre eingedrungen war und durch Verweltlichung an seinem priesterlichen Charakter Einbuße erlitt. In ihrem Streit mit den Kaisern hatten die Päpste den Begriff der imperatorischen Majestät so tief als möglich zu erniedrigen ge-

sucht; sie hatten zuletzt den Ursprung des Kaisertums nur aus der menschlichen Schwäche oder der rohen Gewalt nachgewiesen, als seine Sphäre nur die materielle Endlichkeit bezeichnet und seinen höchsten Zweck nur in der dienstbaren Erhaltung der Freiheiten, der Rechte und Besitzungen und der von Ketzerei zu reinigenden Rechtgläubigkeit der Kirche gesehen. Die Ghibellinen bestritten lebhaft diese Auffassung; sie behaupteten, daß das Reich eine göttliche Veranstaltung sei, und sie machten zu seinem Inhalt das höchste zeitliche Glück, die Freiheit, die Gerechtigkeit und den Frieden, das heißt die menschliche Kultur. Die Gefahr, daß die Kaiser auch die geistliche Macht an sich ziehen könnten, war durch die Kraft und das Genie der Päpste abgewendet worden, aber eine andere Knechtschaft ängstigte die Menschen, denn die Kirche drohte das Reich und der Papst die weltliche Gewalt an sich zu reißen. Die wachsamen Ghibellinen waren es, welche Europa davor warnten, und die „Monarchie" Dantes war die Sturmglocke in der Zeit der höchsten Gefahr. Der Papstgewalt wurde demnach die kaiserliche Gewalt als gleich schrankenlos im Weltlichen entgegengestellt, und mit gleicher Übertreibung. Dante wurde in der Tat nicht minder Kaiserabsolutist, als die justinianischen Rechtslehrer der Hohenstaufen es gewesen waren. Er behauptete mit philosophischem Ernst, daß alle Fürsten, Völker und Länder, daß Erde und Meer von Rechtswegen dem einen Cäsar zu eigen seien, ja daß jeder lebende Mensch dem römischen Kaiser untertan sei. So weit steigerte sich die ghibellinische Ansicht durch den Widerspruch zu jenen herausfordernden Sätzen Bonifatius' VIII., welcher dieselbe Machtvollkommenheit zugunsten des Papstes als ein göttliches Recht beansprucht hatte. Die Dantesche Idee vom Reich war indes keineswegs ein Programm des Despotismus. Der allgemeine Kaiser sollte nicht der Tyrann der Welt sein, der die gesetzmäßige Freiheit tötet und die Mannigfaltigkeit von Ständen, Gemeinden und Völkern mit ihren Verfassungen austilgt, sondern, weil alles besitzend, ein über alle despotischen Begierden wie über alle Parteileidenschaften erhabener Friedensrichter, der höchste Mini-

ster oder Vorstand der Menschenrepublik, kurz die Fleisch gewordene Idee des Guten. Man wird sagen dürfen, daß dies hohe Ideal des vollkommenen Weltmonarchen eigentlich nur das Abbild vom Ideal des Papstes war, in der Sphäre des Irdischen. Zu erhaben für jene und auch für unsere Zeit setzt es, um mehr als ein Dichtertraum zu sein, das goldne Zeitalter einer Weltrepublik voraus, in welcher die Völker nur ebensoviele Familien sind und des ewigen Friedens genießen, unter der liebevollen Leitung eines freigewählten Vaters, der, nach Dantescher Ansicht, im ewigen Rom seinen Sitz hat. Die ghibellinische Philosophie war daher von jenem Begriff der unbeschränkten Monarchie weit entfernt, wie er sich aus dem schroffen Protestantismus entwickelte. Indes in dem vollkommenen Ideal des weltregierenden und friedestiftenden Kaisers konnten immerhin die Keime für andere Neronen, Domitiane und Caracalla verborgen sein und in den Verhältnissen der wirklichen Welt als eine Saat der Despotie aufgehen. Die Philosophen und Staatsmänner des Altertums würden die erhabenen Utopien Dantes nicht begriffen und Konstantin mit Erstaunen die von religiösem Glorienschein verklärte Gestalt betrachtet haben, welche die Idee des Imperium in der christlichen Phantasie mittelalterlicher Denker angenommen hatte. Die berühmte Apotheose, mit welcher Dante das Heilige Reich im Bilde des im Paradiese schwebenden Sternenadlers vergöttert hat, setzt in Wahrheit einen Kultus des politischen Ideals voraus von so religiöser Leidenschaft, wie nur die Kirchenväter Augustin, Hieronymus und Cyprian sie für das Ideal der Kirche empfunden hatten. Es liegt in dieser Schwärmerei für das römische Reich eine tiefe Liebe zur geschichtlichen Menschheit, deren Leben in allen irdischen Verhältnissen als eine der kirchlichen Ordnung gleichberechtigte Offenbarung des göttlichen Geistes begriffen wird.

Nachwort

Ferdinand Gregorovius lebt im Andenken der Nachwelt als vornehmer Geist, der den doppelten Beruf zum Dichter und Gelehrten in der Hingabe an den beherrschenden Auftrag seines Lebens versöhnt hat. In der Reihe der klassisch strebenden Deutschen um die Mitte des 19. Jahrhunderts unterwirft er die Romantik seines Geblüts und seiner Zeit mit zäher Kraft den Idealen des Humanismus in der Betrachtung der Welt und in der Form ihrer geistigen Wiedergabe. Aus der Sehnsucht der stillen, gelassenen Natur, die nur die künstlerische Tat zur Verfügung hat, um in den Weltgang einzugreifen und solcherweise auch ihr eigenes Glück zu bestellen, schafft er in mühevollen Jahrzehnten das Tagewerk eines Erzählers, der ein großes, nach bestem Können und Gewissen erforschtes Stück menschlicher Vergangenheit ins Gefüge schöner Form und Ordnung bringt. Er schreibt die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Selbstbewußt schaut der Greis auf die Glocke, die er gegossen hat, und er sagt es ihr voraus, daß noch mancher Küster sie läuten werde.

Gregorovius ist am 19. Januar 1821 in Neidenburg im ostpreußischen Masuren als Sohn eines juristischen Beamten geboren, der Jüngste seiner acht Kinder aus erster Ehe. Die schwermütige Landschaft, die Rittertürme der Neidenburg, die auf Betreiben des Vaters aus der russischen Zerstörung neu erstanden und das Wohnhaus der Familie geworden ist, weckten im Knaben den epischen Sinn. Es ging, so meinte später der Mann, von dieser Burg ein Bezug auf die Engelsburg, und ohne ihre Türme wäre

die Geschichte des mittelalterlichen Rom nicht geschrieben worden; der begleitende Zug zum Pathos aber ist vielleicht das Erbe der Familie, die seit Jahrhunderten mit Juristen auch Theologen in großer Zahl gestellt hat. Zur Theologie bestimmt, aber nicht berufen, ist auch Ferdinand. Er hat von seiner früh verstorbenen Mutter, der sanften, gebildeten Frau, die hohe Gestalt und den geistigen Drang, nicht den religiösen Sinn geerbt. Ihr schwärmerischer Zug äußert sich in dem Schüler des Gumbinner Gymnasiums, danach im Königsberger Studenten an der Lust zum Abenteuern. Aus dem Horst der Neidenburg will der junge Falke schon mit dem Sturm verfliegen.

Der muffige theologische Betrieb beginnt dem Kandidaten umso mehr zu widerstehen, als der begeisternde Hegelianer Karl Rosenkranz auf dem Lehrstuhl Kants und Herbarts ihn zur Philosophie und Literatur hinüberzieht und die starke freiheitliche Bewegung von 1838 auch sein Herz erobert. Bei der ersten theologischen Prüfung 1841 sagt ihm der Oheim Superintendent zur Antwort auf die Probepredigt: Mein lieber Sohn, du hast sehr schön gesprochen, laß aber lieber diese erste Predigt auch deine letzte sein, denn auf die Kanzel passest du nicht. Das Jahr darauf entsagte Gregorovius der geistlichen Laufbahn, promovierte 1843 mit einer lateinischen Abhandlung über die Ästhetik des Plotin und besiegelte seinen Abschied von der Gottgelehrtheit mit dem satirischen Hohnerguß seiner „Höllenbriefe". Allmählich vollzieht er nun, obgleich die aufsässigen Lehrer dem Promovenden den Durchfall gerade in diesem Fach besorgt hatten, die Wendung zur Geschichte. Während er als Lehrer an Privatschulen, so schwärmerisch verehrt, daß Mädchen aus seinen Gummischuhen trinken, sein erstes Brot verdient, opfert er in den freien Stunden mit der einen Hand dem Sturm und Drang der jungdeutschen Dichtung, mit der andern dem Pathos der antiken Welt. Er schreibt 1845 einen dickleibigen Roman aus der polnischen Geschichte, drei Jahre später ist sein Lebensbild des Weltwanderes Kaiser Hadrian vollendet. Hier wie dort streiten sich der Dichter und der Gelehrte, aber beide trachten in der Formel übereinzukommen: Geschichte soll an dem, der sie treibt, Geschehnis werden. In diesem Geiste schreibt

er Goethe-Studien, auch ein Tiberius-Drama und entwindet sich langsam dem Banne seines vielgelesenen Hegel.

Er hat die Dreißig hinter sich, als er zum Süden aufbricht. Das Gebot des Dämons, dem er folgt, war vielleicht verknüpft mit dem Leid einer Liebe, die ihm das Leben in der Heimat verbittert hatte. Ehelos geht er in die Fremde, und er bleibt es für immer, den Frauen aus der Ferne des Verehrenden zugetan, einigen wenigen in Freundschaft ergeben.

Im Frühjahr 1852 betritt er in Venedig Italien, besucht Florenz und die Küste und verbringt den Sommer auf Korsika. Er nimmt die Insel, nimmt Landschaft, Volk und Geschichte mit allen Organen in sich auf und verewigt die Fülle der Eindrücke in blühenden, nachmals zum Buche gesammelten Beschreibungen. Auf den Herbst faßt er fest und dauernd Fuß in Rom. Zwischen den Arbeiten des Dichters, als der er gekommen ist und schaffen will — es gelingt ihm das schöne pompejanische Epos „Euphorion" — ermuntert sich allmählich sein Genius am Genius der Stadt zu dem großen Werke seines Lebens. In der römischen Luft, wo den Dichtern ihre Leiern immer schon versagten, entscheidet sich auch für Gregorovius der Widerstreit des Poeten mit dem Gelehrten. Allein und so mittellos, daß er sich kaum ein Buch erstehen kann, wagt er sich 1855 mit den ersten Vorstudien auf den Ozean seines Unternehmens. Stark im Tun und Leiden, sagt er sich, ist Römerart, und er stärkt sich am Beispiel des mutigen Gibbon, des Geschichtschreibers des sinkenden römischen Reichs. Er hatte bereits Wochen der Verzweiflung und Ermattung überwunden, als er Ende 1856 mit der Niederschrift begann. Immer wieder von der künstlerischen Leidenschaft des Gestalters über die nüchternen Mühen des Forschers weggetragen, hat er schon 1861 „durch einen wahrhaften furor laboris die ersten drei Bände herausgeschleudert." Der Verkehr in der deutschen Kolonie, mit dem preußischen Gesandten am Vatikan, Freiherrn von Thilo, mit Reumont, dem Grafen Schack, dem norwegischen Geschichtschreiber Munch, die Freundschaft mit dem Katholiken Perez, der zum Leid des Protestanten in den Orden der Rosminianer eintritt,

der innige geistige Austausch mit trefflichen Frauen wie Ersilia Caetani Lovatelli, der Tochter des Herzogs von Sermoneta, eine Fülle menschlicher Beziehungen in der neuen Wahlheimat und im unvergessenen, auf häufigen Reisen besuchten Deutschland erhält ihn seelisch beweglich und erneuert die geistige Schwungkraft. Nach den ersten Bänden, so verdrießlich manche Kritik sich anläßt, gilt er als Schriftsteller von internationaler Bedeutung. Die volle Freiheit seiner Stellung, die durch die Noblesse seiner Verleger Cotta und Brockhaus, auch preußische Jahrgelder, von Josias von Buchen uud Alexander Humboldt veranlaßt, sich allmählich auch wirtschaftlich sichert, geht ihm, dem Anspruchslosen, über alles; so lehnt er 1862 den vom Grafen Schack sub rosa überbrachten Ruf nach München ab — er wolle nicht wie andere dem König auf der Tasche liegen, um Zierpflanze eines literarischen Treibhauses zu sein, er habe schon zu lange an den Brüsten der römischen Wölfin gesogen, die auch die Göttin stoischer Unabhängigkeit sei. Das Jahr 1866 erschütterte ihn durch Verluste naher Menschen, 1869 überwindet er, der zehn Jahre früher schon bei einem Schiffzusammenstoß dem Tod ins Auge gesehen, mühsam ein hartnäckiges Fieber, 1871 beschließt er an seinem 50. Geburtstag den achten und letzten Band der gewaltigen Chronik.

Das vollendete Werk erfüllt, wie es menschlich ist, seinen Schöpfer mit Trauer. Rom ist ihm abgeblüht, und die durchforschten Monumente schauen geisterhaft tot auf ihn herab. Das gelehrte Lebenswerk hat seine dichterische Anlage erdrückt; er vergleicht sie dem blassen, verkümmerten Pflanzenwuchs unter einem schweren Stein. Was er aber an poetischer Kraft an die acht Bände hingegeben, das eben wird der Kritik jetzt zum Anstoß; auch Ranke, Mommsen, Giesebrecht lassen es nicht gelten. Trotz Mißverstand und Zunftneid aber hofft er auf die Zeit, in der es auf den gebührenden Platz gestellt wird. Er ist überzeugt, daß ihm ein „positives Geschichtswerk, obwohl aller Welt zugänglich durch die Weise der Darstellung und durch Stil und Form“, gelungen sei. Er ist auch der Meinung, er habe unparteiisch nicht nach

links und nicht nach rechts gesehen; das vatikanische Rom bezeugt ihm seine Gegenmeinung, indem es Anfang 1874 die „Geschichte“ und andere Bücher, auch den fünften Band seiner „Wanderjahre“, auf den Index setzt. In Wahrheit hatte der ungläubige Protestant, zu seinem Gegenstand immerhin noch mehr berufen als ein gläubiger Lutheraner, durch das Ganze hin, selbst auf den Blättern der Anerkenntnis menschlich und geschichtlich großer Erscheinungen der Kirche, die leise spöttische Grundstimmung seines gottfremden Humanismus nicht verbergen können.

Im Sommer 1874 siedelte er nach München über. Hier ernennt die Bayerische Akademie der Wissenschaften ihr vordem korrespondierendes zum ordentlichen Mitglied. Zurückgezogen, näher nur mit Döllinger, Heyse, Schack und wenigen andern befreundet, lebt er neuer Arbeit an geschichtlichen Stoffen, der Byzantinerin Athenais, der Lucrezia Borgia, gießt sein Jugendwerk „Hadrian“ völlig um und vollendet nach Reisen im Orient 1889 seine zweibändige „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter“. München selbst, die geistig öde Stadt, das große Dorf ohne Schwung und Weltbezug, seine grazienlosen, in abschreckender Lebensweise eng hinlebenden Menschen gewinnen den alten Römer nicht für sich. Umso wohler fühlt er sich in der schönen Jahreszeit in seinem geliebten Traunstein.

Seinem Vaterland hat sich Gregorovius — seit 1876 Ehrenbürger der Stadt Rom — nie entfremdet. So schmerzlich er das chinesische Wesen, die Enge der Fachmenschen, die den Gelehrten nur respektieren, wenn er Ober- oder Unterlehrer ist, bis an sein Ende empfindet, er weiß sich und fühlt sich bei allem Weltbürgertum dem deutschen Volk und Boden als Sohn verwandt und verpflichtet.

Bald nach seinem 70. Geburtstag, am Abend des 1. Mai 1891, ist er an einer Gehirnhautentzündung gestorben. Gemäß seiner Bestimmung meldete der Draht nach Rom: E morto Ferdinando Gregorovius cittadino Romano. Die Leiche ging von München nach Gotha zur Verbrennung. Seine Asche ist nicht, wie er gewünscht hatte, in alle Winde zerstreut worden; sie ist heute in dem Denkmal beigebettet,

das die Vaterstadt ihm errichtet hat. Der Falke ist nach weitem, langem Flug in seinen Horst zurückgekehrt.*)

⁂

Unsere beiden Bände Auswahl bedürfen nach Dasein und Sosein eines Wortes der Begründung. In der einen Hinsicht hat uns der Wunsch geleitet, einen großen Leserkreis mit dem mächtigen historischen Gegenstand in der Darstellung eines Meisters zu befreunden, und hiefür war das Wagnis einer Auslese unumgänglich; im Hinblick auf das Wahlverfahren, die Kürzungen und den Aufbau, der manche Umstellung nötig machte, hielten wir uns an gelegentliche, besonders in Briefen geäußerte Gesichtspunkte des Verfassers selbst. Eine volkstümliche Ausgabe mit Weglassung aller gelehrten Belege in den Anmerkungen war sein eigener Wunsch; unser weiterer Schritt zur Auswahl durfte sich also von der Absicht der Volkstümlichkeit zuvörderst leiten lassen. Aber die Wahl des Schönsten, allgemein Packenden hatte auch mit den inneren Forderungen des Gegenstands zu rechnen, um nicht eben nur eine planlose Sammlung fesselnder Lesestücke zu werden. So war denn vor allem das gleichmäßige Gewicht der von Gregorovius selbst betonten „drei tragenden Ideen Munizipium, Imperium, Ecclesia" geboten; d. h. Rom als Stadtgemeinde mit ihrer fortschreitenden Entwicklung zur demokratischen Selbstbestimmung, Rom als Haupt und Mitte des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation und Rom als Sitz des Papsttums und Zentrale der katholischen Kirche mußte je in seinen entscheidenden Gestalten, Taten und Schicksalen zu Worte kommen. Vereinzelte sachliche Korrekturen (so beim Canossa-Ereignis) habe ich mit möglichst sparsamer Änderung des Wortlauts versucht; Auslassungen innerhalb der gewählten Abschnitte sind immer nur zugunsten der Beschränkung aufs Wesentliche, ich hoffe nicht zum Schaden des Fortflusses oder gar des geschichtlichen Urteils geschehen. Unserm Text liegt die 4. Auflage („letzter Hand") zugrunde.

---

*) Vgl. Johannes Hönig, Ferdinand Gregorovius, der Geschichtschreiber der Stadt Rom. Stuttgart und Berlin, Cotta, 1921.

Der Ausschluß der Renaissance, in die der siebente und achte Band eine gute Strecke weit hineinführen, schien mir nicht allein durch den äußeren Grund der Raumknappheit geboten; so schließen wir mit einem Blick auf Dante die Zeit, die man bei aller Hinfälligkeit des Begriffes wohl oder übel doch noch Mittelalter nennen muß.

Nicht jeder Leser wird die Mühe der Auswahl ermessen. Sie möge sich lohnen durch den Erfolg des gebotenen Bildungsgutes!

Joseph Bernhart



Bücher der Bildung

7. Band

Ferdinand Gregorovius, Rom im Mittelalter 2. Bd.

Inhalt: Das elfte Jahrhundert / Gregor VII. / Rom und die Kreuzzüge / Das Kapitol / Der Kampf um die römische Demokratie unter den ersten Hohenstaufen (Arnold von Brescia. Konrad III., Barbarossas Stern und Unstern.) / Das 13. Jahrhundert / Innozenz III. / Religiöse Bewegungen im 13. Jahrhundert / Friedrich II. / Manfred und Karl von Anjou / Petrus von Murrone als Papst / Bonifaz VIII. und der Beginn des avignonesischen Exils / Der Streit mit dem Hause Colonna / Dantes Reichsideal / Nachwort.

8. Band

Karl Hillebrand, Abendländische Bildung

Inhalt: Zur Entwickelungsgeschichte der abendländischen Weltanschauung / Zur Entwickelungsgeschichte der abendländischen Gesellschaft / Halbbildung oder Bildung? / Sprachverfall und Gesinnungsverfall? / Überschätzen wir die Geschichte? / Was ist uns Schopenhauer? / Unser Verhältnis zur Kunst / Nachwort.

9. Band

Rudolf von Ihering, Recht und Sitte

Inhalt: Der Kampf ums Recht: Der Widerstand gegen das Unrecht als Pflicht gegen sich selbst. Das nationale Rechtsgefühl. Geist und Bedeutung des römischen Rechts usw. / Die Gesellschaft als Leben durch und für andere / Die soziale Mechanik / Der weitblickende Egoismus / Recht, Staat und Gesellschaft /
Nachwort: Rudolf Ihering.

10. Band

Die schönsten Essays von Taine

Inhalt: Mein sogenanntes System / Das „Große Jahrhundert“: Sein alter und neuer Adel. Sein Geheim-Chronist. Seine klassische Erzählerin. Sein klassischer Dramatiker. Sein Moralist / Das „Große Jahrhundert in Spanien“ / Der Stoiker auf dem Throne der Cäsaren / Goethes Iphigenie / Balzac / Taines Schulroman von Josef Hofmiller / Nachwort.

Zur gefl. Beachtung: Weitere Bände der Bücher der Bildung sind in Vorbereitung und werden in schneller Folge erscheinen. Jeder Band ist in Ganzleinen gebunden und einzeln käuflich.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Einband von E. A. Enders in Leipzig





